This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E. G. Kolbenheyer

Das Gestirn des Paracelsus

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

188

LIBRARY
Office of Strategic Services

800
K

Das Gestirn des Paracelsus

Roman von

E. G. Kolbenheyer

Albert Langen / Georg Müller / München

41. bis 45. Tauſend

Copyright 1901 by Georg Müller Verlag A.-G., München
Printed in Germany

PT 2621
K68G4
1921

Paracelsus

II. Teil

Das erste Buch

M336430

Das lohende Herz

In den Osternächten lagen die Träume der Hexen und Zauberer tot, als hätten ſie nie gelebt. Kein Weib wagte die Bilſenkrautſalbe an den nackten Körper, und darum vermochten ſich die lüſternen Seelen nicht vom Leibe zu löſen; die Magier mieden die heiligen Siegel der Geiſter. Kein waren die Lüfte, aller Menſchentaumel ſchwieg.

Das junge Gras ſchauerte vor Luſt. Sehnſuchtsvolle Menſchenaugen waren hoffensfroh an ihm geworden, dem Lenz breitete es das Eſtrich und wagte für ihn die letzten Winterhärten. Heimlich, wie in der Menſchenbruſt alles Glück und Unglück ſich bereitet, ehe es in Jubel und Trauer verlautet, ſchwoll raſtlos drängend das erneute Leben, und durch die feuchte Krume trieb die Erde kraftüberſättigt aufwärts.

Die Menſchen ſchliefen tiefer als ſonſt, matt von den erblühten Lebensſäften, ihr Gewiſſen war aller Arbeit für den kommenden Tag entbunden. Sie ſchliefen den Auferſtehungsglocken nach. Auch die Tiere ruhten tiefer, ermüdet von dem lenzigen Blute.

Da zerriſſen die weißmähnigen Roſſe des Peſthaſſers Nordwind ihre Halfter und rannten gegen den Vollmond an, als könnten ſie den Milden unter ihren Hufen zerſtampfen. Er lockte ihnen mit ſeinen ſanften, feuchten Kräften die Lebensquellen zu früh. Sie kannten das Ruheverlangen ihres Herren, ſie wollten ihm dienen. Aber der Mond lichtete nur die weißen Mähnen heller auf. Sie mußten daran Genügen finden, daß ihre huſchenden Schatten den Silberſchimmer der Erde dichter und dichter verdeckten.

Dann aber fuhr Er unter ſie mit ſeiner brauſenden Sehnſucht. Trieb und jagte ſie, daß ſie vor Angſt wieherten. Ihr Schaum zerſtäubte, ihre ſchweißtriefenden Leiber preßten einander, ſie zerfloſſen unter ſeinem Triebe.

Er jagte den Himmel heiter, nachdem ein kurzer Guß, von ſchaumweißen Schneegraupen untermengt, die Erde überſchauert hatte.

Wie immer kam er im Sturm und ſein Herz ſang vor jauchzender Bitterkeit, denn es verſprühte im Grenzenloſen und ſchlug, ſo gewaltig es ſchlug, doch in der eigenen Enge. Der Salztrunk aus dem Brunnen der Weisheit ließ es vor Durſt ſchmachten. Und da ſeine Bruſt vor Liebe brannte, fühlte er alles Weſen vom Froſte betäubt. Er beargwöhnte die Seelengewalten, von denen die Flämmlein der Menſchenherzen hin- und hergeweht flackerten. Die Herzen ſah er brennen.

So ſchwebte er zwiſchen zwei Himmeln, und jeder hatte ſeine hellen und matten Lichter. Ob ſeinem Scheitel ſtand da und dort ein Himmelslicht in hohem Feuer,

als ſollte es eine neue Welt gebären. Auch aus dem Menſchenhimmel der Tiefe lohte ihm da und dort zeugender Brand entgegen, und ſolch eine Herzensflamme zog den Sehnſüchtigen im Sturme gewaltſam an. Er wußte, daß die hohen Feuer nicht einſam bleiben können. Sie reißen rings Flamme und Flämmlein in ihren Brand, kraft ihrer Luſt und Pein. Dann wächſt alles Licht. Vielleicht, ſo ſang ihm die Hoffnung, wächſt es zur heiligen Lohe, in der ſeine Sehnſucht den Tod erlitte. Er wollte nicht erlöſen wie jener frierende Bettler mit den fünf Wunden und der dornennarbigen Stirn. Er wollte erlöſt ſein.

Unweit einem Dome, deſſen Steingewölbe vom Dunſthauche der zahlreichen Begräbniſſe erfüllt war, ſo daß ein ſüßlicher Moder von ihm aufſtieg – es war vor etlichen Wochen ein Sterben durch die Stadt gegangen – ſah der Sturmgewaltige ein neues Licht durch die Finſternis ringen. Er verlangte dem Herzen zu lauſchen, das ſo inbrünſtig aus dem Gefunkel der Zahlloſen ringsum himmelaufwärts lechzte, denn dieſe Flamme hatte noch alle Unſtetigkeit des inneren Kampfes, noch lag nicht das matte Strahlengewebe um ſie, das von den mitgeriſſenen Lichtlein willig und widerwillig um ein großes gewoben wird.

Sein Weſen verdichtete ſich und er ſank, da der Mantel hochaufgebauſcht über den Schultern zuſammenſchlug, gleich dem Rieſenvogel der Vorzeit.

Ein ſtarker Torturm trug das Wappen der Stadt. Der Sturmherr, vor dem die weißmähnigen Roſſe des

Peſthaſſers Nordwind zerſtoben waren, freute ſich ſeiner ahnungsloſen Menſchen, da er das Wappen ſah: Ein Rad, ſein heiliges Sonnenrad.

Durch das ſchwerverriegelte Tor hindurch ſchritt er wie der Wille eines ungeduldigen Belagerungsheeres, dem die Mauern einer Stadt zu lange trotzen. Dabei riß der Wirbel die Wachtſtubentür auf und ſchellte ſie gegen die Wand. Die Wachtſtube war leer. Tor und Fallgatter aus geſundem Eichenholz, wuchtig vor Eiſen, hielten Treue, und in der Turmkammer lauſchte ein Wächter der Ablöſungsſtunde entgegen. Auch ſonſt lag die Stadt Erfurt ringsum in gutem Frieden und ſchlief.

Er wehte durch die ſchluchttiefe Nacht der Gaſſen. Die Hunde hoben ſich von dem wärmenden Miſt, den ſie noch ſuchen mußten, um nicht zu frieren, und ſie heulten ihm nach. Ein rauſchendes Waſſer durchfloß die Stadt. Wie ein Windſtoß glitt er darauf nieder und ließ ſich das kurze Stück zu dem Auguſtinerkloſter tragen, aus deſſen Mauern das neue Licht quoll.

Der Kloſterhof faßte ihn kaum. Das Zellfenſter jenes inbrünſtigen Bruders, um deßwillen der Sturmgewaltige niedergefahren war, mündete in den Hof.

Er lagerte ſich auf dem Pultdache des Kreuzganges, und zu ſeinen Füßen bebten die Gräber der Mönche. Es ſeufzte aus ihnen, als bedeckten ſie Lebenslaſt und Mühſal. Er beugte ſich nieder und ſtrich mit der Hand über die Gräber hin, aber ſie wurden unter ſeiner Hand unruhiger. Die feuchte Erde wallte und barſt an manchen Orten. Und ſeine Hand zog ſich ſchmerzlich zu-

rück, wie die eines Vaters, der ſein erſchrecktes Kind nicht zu beruhigen vermag.

Als er den Blick hob, ehe er noch ſein Ohr an das Zellfenſter legte, ſah er aus der gegenüberliegenden Mauer einen Schatten tauchen, der unter ſeinem Blicke einen leuchtenden Dunſtkreis gewann. Die Glorie war nach Geſtalt der myſtiſchen Mandel zweifach geſpitzt, zu Häupten und zu Füßen. Ihr fahles Licht durchwitterte die hageren Glieder des triumphierenden Wundenmannes. Der führte in ſeiner Linken die Kreuzesfahne, und ihre weißen Tuchflammen bewegten ſich langſam ſchlängelnd, als blähten ſie die unruhigen, ſtärker erglühenden Strahlen der Mandorla. Die Ruhe der dornennarbigen Stirn und die Demut der halbgeſchloſſenen Augen ließen den Sehnſuchtsvollen faſt des lohenden Herzens in der Mönchszelle vergeſſen.

»Du biſt ſtark geworden,« flüſterte er dem Triumphierenden zu, und ſein Auge ſank. »Ja – ihre Gebete haben die Zunge verlaſſen und ſind tief in die Bruſt eingedrungen, gleich dem erſten Atemzuge eines, der am Erſticken war.«

Der Triumphierende ſchwieg, nur ein mildes Lächeln ſchwellte ſeinen Mund, und das Lächeln zog das eine gewaltige Auge des Sturmjägers – das andere war ausgeronnen – wieder auf die leuchtende Geſtalt.

»Du ſchweigſt, als könnteſt du ſatt ſein. Und biſt du ſatt, ſo haſt du dich an ihrem Hunger geweidet, der ihnen die Erde ſo bitter, den Himmel ſo ſüß macht.

Schweige nur, du Satter in der Glorie, aber wiſſe: ihr Hunger, der dich genährt hat, kommt von mir.«

Der Triumphierende ſenkte langſam die Schwurhand und tauchte ihre drei geſtreckten Finger in die Seitenwunde. Er ſpreizte die Wundlippen, ihnen entſtrömte ein blutrotes Lichtbündel, das tief in die Gräber der Mönche drang. Noch bebten die Gräber; in Aufruhr ſtanden Moder und Bein, als wollten ſie erſtehen. Aber unter der Strahlenröte der Wunde wurden ſie ſtiller. Bald lagen ſie in ihrem unſäglichen Frieden.

»Leuchte auch in meine Bruſt, Fürſt der Toten!«

Doch das Licht der Wunde erloſch vor dem Wunſche des Sturmgewaltigen.

»O Welterlöſer, daß deine Quelle verſiegt! Sammle dein unerſchöpfliches Blut, türme die größte Flutwoge, ertränke die Welt in mir! Was zauderſt du mit der letzten Nacht! Sind die Sünden derer, die über ſich hinauswollen, nicht gotteswürdig hoch geſchwollen! Willſt du, daß ſie erſt erbärmlich werden, wenn ſie an den eigenen Schranken wundgerannt ſind! Fürchte dich, wenn dein Frieden ihnen keinen letzten, ewigen Tod gibt!«

Der Triumphierende hob die Augen in demutsvoller Hoheit, allein er ſchwieg.

»Ach, du biſt auferſtanden. Deine beſte Kraft iſt verloren, denn keiner wird ſich mehr an dir ärgern. Wehe dem Meiſter, der ſeinen Schülern ein Dach wird, darunter ſie friedlich hauſen können! Wehe dem, an deſſen Glorie ſich auch die matten Herzen

entzünden! Wo iſt dein Salz geblieben, wo dein Stachel! Du haſt aus ihnen mit allen Poren Kraft geſaugt. Deine Kraft bleibt ein Leben, und, die ihre tiefſte Quelle nicht ahnen, wuchern damit.«

Die Flammenzungen der Mandorla zuckten unruhig unter der Hohnrede, als würden ſie von heftigen Zornatemſtößen angefacht und erſtickt. Die demutsvollen Augen des Triumphierenden aber ſtachelten die Bitterkeit des andern.

»Die Gleichniſſe altern. Du weißt es, ſtummer Sieger. Jung bleibt nur die Sehnſucht, auch wenn ſie im Schatten der Gleichniſſe ruht, da ſie müde geworden iſt. Sie erhebt ſich immer wieder gegen die Gleichniſſe. Sie kennt keinen Dank. Setzt das Dach in Brand. Zertritt den Becher, wenn der Wein getrunken iſt. Ein Spott ſind alle, die den Hunger der Sehnſucht betäuben und darüber groß und ſatt werden. Ein Spott, die feierlich Triumphierenden, denn ſie müſſen endlich ihr Reich bei den Toten ſuchen. Den Lebendigen werden ſie ein Gleichnis und alle Gleichniſſe altern, das weißt du.«

Da reckte der Triumphierende ſeine Linke, ſo daß die Spitze der Kreuzesfahne gegen das Zellfenſter jenes Bruders wies. Der Sturmgewaltige lauſchte auf, denn er wußte wohl, daß der andere gekommen war, um mit ihm um das inbrünſtige Menſchenherz zu ringen.

Der Mönch kniet vor ſeinem Lager, Bruſt und Kopf über das Stroh geworfen, die Stirn preßt ſich in die verſchränkten Arme. Sein Nacken iſt entblößt. Das

ſchwindende Licht des Zinnlämpchens läßt kaum die Bußſtriemen auf der weißen frierenden Haut erkennen. Und das ſchwere Faltenſpiel der ſchlotterweiten Kutte begleitet das Atemringen gleichmäßig, hölzern, als halte es den jungen Körper mit trockener Gewalt in den Staub gezwungen.

Sein Arm iſt an den Hieben ermattet, ſie ſchmerzten nicht mehr. Das Herz dürſtet. Das Bußwerk belaſtet ſeine Seele. Ihm iſt, als habe er die lächerliche Unterlaſſungsſünde begangen, um die harte Zucht vor ſeinem Gewiſſen zu rechtfertigen. Wie der ernüchterte Säufer nach der Kanne lechzt, iſt er zurückgefallen an den Rauſch der Schmerzen, an die Trunkenheit der Leibesqual und an das Laſter der Werkheiligkeit, ſeine Seele zu betäuben. Er möchte Gott um eine Sünde anflehen, die drohend und hart vor ihm ſtünde wie ein Fels, aber auf der Bruſt in Gottes Flammenſchrift klar ihren Namen trüge. Vielleicht wäre er dann den andern gleich und könnte im Bußwerk Frieden finden.

Er fühlt keine Schuld, die er mit ſeinem Geiſt umfaſſen könnte, und doch liegt all ſein Weſen qualvoll erſtickt unter der unnennbaren Sündenlaſt der Kreatur.

Wie die andern! Kümmerliche Trägheit des Gemüts, wenn er ſein wollte wie ſie, die ſich an der Sünde ſättigen, an der Buße ſättigen und wieder an den Tiſch des Teufels treten, die einzige Bangigkeit im Herzen, daß ihre letzte Not ſie nicht unverhofft anfalle!

Der Mönch ſchauert unter Eis und Glut. Iſt das nicht ſchon die Sünde, der geile Höllenatem, in dem

ſein Herz aufſchlägt, da er ſich anders wähnt als die andern! Was ſollte Gott durch ihn allein wollen! Kreatur, verworfen ſeit Adam! Verſtrickt in eine Erbſchuld, jenſeits der Sinne, jenſeits des Willens!

Er wirft den Kopf auf und ſtarrt mit ſeinen glühenden Augen das Kruzifix an, das über dem Lager hängt – ein dunkles Zeichen, deſſen Marterleib mit dem Marterbalken verſchwimmt.

Herr und Chriſte, auch du, du voran haſt dieſe Not gefühlt, jenſeits der Sinne, jenſeits des Willens! Du biſt geſtorben ihretwegen!

Kein Höllenatem alſo, der ihn zur namenloſen Einſamkeit der Gewiſſenspein verdammt. Aber Weltgericht! Ein Teil des Weltgerichtes, das ewig wächſt und wird zugleich mit der ewig wachſenden Welt.

Der Mönch ſteht auf. Seine Hände falten ſich vor der ſtürmenden Bruſt. Er ſteht mit geſpreizten Beinen. Sein Geſicht iſt ſo weiß wie das eines Toten. Die Augen fließen.

Herr Chriſte, du heißeſt mich meinen Teil am Weltgerichte tragen und ſühnen! Und alle ſehen nur die Sünden ihrer Sinne und ihres Willens! Gott in mir, du Gott des Zorns, der den eingebornen Sohn gegeben und am Kreuz geopfert hat! Gott durch mich, du Gott der Erlöſung und des Gerichtes!

»Non possumus non peccare, des Menſchen Herz iſt ſündhaft von Jugend auf aus Not ſeines Weſens. Wo iſt die Macht dawider! Potestas nostra ipse est, Gott iſt die Macht in mir. Er alſo ſchaffet meine, des

Menſchen Freiheit! Aus Gnaden durch ſeinen Sohn! Und wo bleib ich, alſo verloren in den Willen Gottes! Nimmer verloren, mein Glauben allein, ja, mein Glauben allein ſchafft Gottes Gnad in mir!«

Er ſteht lange in hoher Verzückung und lauſcht durch die Nacht in ſich hinein. Dann ſinken ſeine Augen auf den Boden. Der Stock, mit dem er ſich gezüchtet hat, liegt vor ſeinen Füßen. Er hebt ihn auf in jähem Zorn und zerbricht ihn über ſeinem Knie. An dem Knacken des berſtenden Holzes erwacht er und ſchleudert die beiden Trümmer gegen die Zellenwand.

»Friß, Teufel, dein totes Werkzeug!«

Er tritt vor das Pult und ſchlägt mit zitternder Hand das Buch auf, ehrfürchtig wie ein Magier an die gewaltigſten Zeichen tritt. Des Paulus Römerbrief. Und die Lippen des Mönches wiſpern, da er lieſt, aber ſein Mund vermag den griechiſchen Worten nicht Laut zu geben. Seine Rechte ballt ſich, er ſchlägt auf die Schrift und hält die Fauſt ſo ſtark an die Schrift gepreßt, daß ſich das Pergament der überblätterten Seiten umwirft und ſeine Fauſt bedeckt.

Laut ſagt er, was er in fremder Sprache geleſen hat:

»So halten wir es nun, daß der Menſch gerecht werde ohne des Geſetzes Werke, allein durch den Glauben ... allein durch den Glauben!«

Der Mönch wiederholt das Schriftwort dreimal laut und aus tiefſter Seele, als müſſe er eine Geſetzeswelt aus ihrer tauſendjährigen Bahn ſtürzen und Sterne zwingen, daß ſie des Menſchen ſelbſteigenen Glauben in ewigen Zügen an den Himmel ſchrieben.

Er weiß ſich des Gottes ſo mächtig und erſättigt, daß ihm ſein Lebenswandel zeichenhaft erſcheint und wie ein Traum, der aller Verſtandesnotdurft entrückt iſt.

Auch ihm hat Gottes Finger aus den Schrecken des Himmels die Bahn gewieſen: Strahl auf Strahl, Schlag auf Schlag war über ihn aus dem ſchwarzen Wetterhimmel gefallen, er allein im weiten, bebenden Gefild, kaum eine Stunde weit von der Burſe und ſeinen fröhlichen Genoſſen. Wie vor Saulus, als er nach Damaskus ging, um gegen Chriſtum zu wüten, iſt vor ihm des Himmels Schrecken aufgebrochen und hat ihn ſeinen Weg gewieſen, dem Wege Pauli gleich. Die Rechenmeiſterin Vernunft war ganz verſtummt, das Corpus Juris iſt ihm für immer aus der Hand gefallen. Und längſt war ſein Weſen der Berufung nachgegangen. Er iſt damals nur, gelähmt vom Schrecken der innerſten Gewißheit, erwacht.

Berufen aus innerſtem Eigentum, von Gottes Gnaden, kraft ſeines Glaubens!

Und während der junge Mönch die Stunde erlebte, in der ſeines Lebens Tiefe erſchöpft war, der alle andern Stunden folgen ſollten, wie Blatt, Blüte und Frucht dem Keimling folgen, lauſchten die beiden Gewaltigen im Hofe des Auguſtinerkloſters und beide ſahen im Spiegel ihres Weſens die Sterne des Himmels vor den Kräften der Erde zittern. In dem Maße, als der ringende Mönch ſein Selbſt gewann, wurden die Züge des Sturmgewaltigen friedlicher. Er ſtützte ſein Haupt in die Hand und ſchloß ſein Auge. Und

auch die Mandorla des Triumphierenden verblaßte zur zarten, seligen Glorie des Regenbogens.

Als der Mönch das Wort des Paulus dreimal in die Nacht rief, da hob der Sturmherr seinen Blick zu dem Triumphierenden.

»Hörst du,« flüsterte er ohne Härte, als müsse er rauhe Sitten vor einem verwöhnten Gaste entschuldigen, »sie können nicht dienen. Auch wo sie zu glauben meinen, suchen sie nur den Gott in der eigenen Brust.«

Der Triumphierende breitete seine Arme. Seine Füße legten sich übereinander. Um seine Stirn lag enggeschlungen eine Krone aus Dornen. Es schien, als hinge er am Kreuze. Doch die Glorie wich nicht von ihm.

»Laß uns Frieden schließen über diesem lohenden Herzen, du Triumphierender in bitteren Wunden. Laß uns Frieden schließen. Sie brauchen ein Gleichnis, zu dem sie aus ihrer Einsamkeit flüchten können, wenn sie die bange Stunde überfällt. Wehe den Sterblichen, die keine Gleichnisse haben in ihrer Einsamkeit!«

Der Kopf des gekreuzigten Triumphators wandte sich langsam dem andern zu und seine Augen strahlten in grenzenloser Liebe. Es wuchs ihm die Kreuzesfahne aus der Linken, und ihn umspielten neuerdings brausendhelle Flammen.

Der Sturmgewaltige aber breitete seinen Mantel flügelgleich. Er ward entrafft, schmerzvoll, hoheitsvoll, sieghaft wie die ewige Sehnsucht, die keine Gleichnisse kennt. Und doch umspielte ein Lächeln seinen unsterblichen Mund.

Eröffnete Welt

Mehr einer Pflicht zu genügen, als dem ringenden Kranken zu helfen, hatte der aufwartende Mönch das Kohlenbecken nahe an die Bank gerollt, eine Priſe Stechpalmblätter auf die Glut, ſodann raſchelnde Kohlen, zweimal ſoviel er zwiſchen den Händen faſſen konnte, in den beizenden Dampf geworfen, der gegen die nachtdunkle Höhe unter der Decke wirbelte. Er war von der Matutinglocke aus einem halbwachen Dämmern geſchreckt worden. Der Alte duldete kein Verſäumnis. So ſtapfte der Bruder wortlos durch die Streu, die aus dem Bereiche des kniſternden Feuers vom Lehmeſtrich abgeſchoben war, und verſchwand hinter der ſchmalen Holztür.

Die Mönche von Sankt Andrä liebten ihren Biſchof nicht, da er, hart gegen ſie und ſich, ein verſtummtes Leben führte, und ſie wußten auch, daß er von den Giftdämpfen überwältigt worden war, die den chymiſchen Oefen im Keller der Pfalz entwichen.

Biſchof Erhard ſchob ſeinen keuchenden Oberkörper an den Rückenkiſſen dem Dampf des Heilkrautes näher. Die hageren Finger der Hand, auf die er ſich ſtützte, krampften ſich ab und zu feſter in das Sitzpolſter. Aber in ſeinen eingeſunkenen Augen lebte mehr als die Qual des Leidens, ſeine Stirn war geſpannt und die einzige ſteile Furche zwiſchen den weißen Brauen zeugte noch vom Triumph des Willens. Er

ließ den Körper für ſich kämpfen wie ein Herr den Vaſallen.

Dann ſank der Sturm, allmählich von den narkotiſchen Dämpfen beſchwichtigt. Die Schmerzen der Leber, das Pochen und Zittern am Herzgrüblein wurden wieder vernehmlicher. Er rückte den Oberleib empor, ſchloß die Lippen feſt, verſchränkte die Arme auf der Bruſt. Seine nackten Füße drangen tiefer in das durchwärmte Stroh. Sein Kopf fiel zurück, die ſchlafloſen Augen ruhten in der dunſtigen Dunkelheit.

Der Biſchof wußte, daß ſein Ende nicht mehr fern war. Aber das Ende, dem er ſich alle ſeine Tage bereitgehalten hatte, ſchien der Leidenſchaft des Erlebens entkleidet und faſt gleichgültig wie ein Zufallshafen, in den flauende Segel ohne Furcht und Hoffnung gleiten. Er hatte den Kampf gegen das Unerbittliche erwartet, denn die Krankheit, das fühlte er ſelbſtgewiß, war ſeines Geiſtes nicht Herr geworden. Und doch wünſchte er kaum mehr von dieſem Leben, obwohl ihm die Erwartung des andern zweifelhafter erſchien als je in ſeinen ſtärkſten Stunden.

War es nicht, als würde er aus kühlen Höhen von breiten, ruhenden Fittichen in die Tiefe getragen wie ein großer, fremder Vogel!

Er hob den Kopf, lauſchte geſpannter in ſich hinein, ſein Blick verſank in der Kohlenglut.

Oder ſuchte er nur das Herz, das die Krankheit zittern ließ, als folge es einem andern Weſen und nicht mehr dem ſeinen, durch weite Gedanken zu beſchwichtigen! Vielleicht gönnte die Seele, die ſich bereits von

ihrer Hülle löſte, dem innerſten, bebenden Menſchen etlichen Troſt! War er noch er ſelbſt, jenes enggefügte Haus, das die Lebensgeiſter durchpulſt hatten, begnadet von dem Gotteshauch, deſſen er ja auch dann teilhaftig blieb! Sein Ewigkeitsteil mochte kaum mehr mit den äußerſten Wurzeln das Leben berühren, das ſein Leben geheißen hatte. Und doch bebte er nicht vor dem Unbekannten, ſein entfremdetes Herz zitterte nur.

Er wußte ſich nicht ſchuldlos nach den geläufigen Begriffen. Sein Menſch war Menſch geweſen, allein er blieb dem Leben nichts ſchuldig. Und dies trotzige Wiſſen mochte ſeinem Körper Kraft erteilen bis in die letzte Stunde hinein. Ein anderer Körper wird den Krummſtab und die Inful tragen, das Pectorale auf der Bruſt fühlen ... die Mönche, wenn ſie von der Frühmette kommen, mochten den Namen flüſtern, den jener Körper führt. Ein anderer Körper – und faſt ſchien ihm der ſeine ſo fern und anders wie der, den die wiſpernden Mönche nennen werden.

Weil er dem Leben nichts ſchuldig blieb und das Leben ihm alles! Denn was auch an ſeinen Leib gefallen war, er hatte wett gemacht, bezahlt und es ſich ſelber wieder abgerungen. Nie war er freundlich gegen ſich geweſen und wußte keinen, der freundlich gegen ihn geweſen war. Wäre Gott der kleinliche Gott, der vor dem ſchaukelnden Wagenbalken ſitzt wie ein Marktvogt, er müßte dieſes Lebens dreifach mönchiſche Armut ſehen und brauchte nicht tief in den Gnadenſchatz zu greifen. Kein Menſch, kein einziger hatte je ſein Herz erquickt.

Oder war ſie doch ein Tropfen aus dem Quell der Menſchenliebe, dieſe ſpäte, arme Regung in den beiden letzten Jahren dem einen gegenüber, dem Villacher Arztesſohn, dem Jüngling, faſt noch ein Kind, mit ſeinen trotzigen Augen und bereiten Händen! Beſſer als mancher Adept, der ſich des Steines vermaß und kaum in das Geheimnis der Grade eingedrungen war, hatte ihm dieſer Knabe vor den Oefen zu helfen vermocht ... die Oefen ſtanden ausgebrannt, das geſchwärzte Gerät ruhte zwei Stockwerke tiefer unter ſeinen Füßen. Seine Aufzeichnungen ſollten vor den abergläubiſchen Fingern derer, die Gold ſuchten und nicht das Weſen, bewahrt ſein!

In dem Jüngling Theophraſt mochte etwas leben, das ihm verwandt dünkte, ein Wille, hinter die Form zu kommen, mit der ein guter Gott die Sinne ſättigt – noch ungeklärt und unbewußt, aber darum doch wachstumseigen und unentrinnbar. Welch eine drangvolle Not ſtand dem Knaben bevor! Und wird auch ihm das Leben ein letztes Erfaſſen verſagen, wird auch er am Ausgange kindernackt und ungeſtillt entweichen müſſen! Es gab Mönche im Kloſter, die den jungen Hohenheim für einen Homunculus hielten, zuweilen auch für einen dienſtbaren Teufel, der zum Scheine nur das ſchwarze Schülergewand trug. In Rom hätte man von einem Liebesverhältniſſe geſchwätzt, die Deutſchen glaubten an ein Wunder. – Wie tief wirſt du deine Wurzel noch treiben müſſen, deutſcher Lebensbaum, bis du die Waſſer findeſt, die dich wunſchlos ſättigen!

Dann ſprangen die Gedanken des Leidenden auf ſeine Romzeit über. Auch ſank zuweilen für etliche Atemzüge ſein Kopf tiefer und die Augen ſchloſſen ſich, aber Schmerz und das Beben des Herzens durchbrachen immer wieder die dünne Decke der Wohltat.

Als der Pflegebruder wiederkam, lag der Kopf des Biſchofs auf den Rückenkiſſen und ſeine Lider deckten die Augäpfel. Der Mönch ſtutzte über der Schwelle. Das ungewiſſe Licht des Lämpchens und die von leichter Aſche gedämpfte Glut ließen ihn nicht recht erkennen. Doch ſchienen die Augenhöhlen des Biſchofs tiefer und ſein Geſicht noch bleicher als ſonſt und die Bruſtfalten der weiten Kutte unbewegt. Wie ein äugendes Huhn mit verdrehtem Kopfe und vorgerecktem Halſe ſchlich er langſam näher, und ſein Geſicht zitterte vor Neugier.

Der Biſchof hob die Lider nicht, um dieſe Folie ſeiner Menſchenverachtung über das Leben aufzuklären, das immer noch in ihm wühlte. Er ſagte nur halblaut mit einer etwas pfeifenden Stimme:

»Den Bruder Aurelius.«

Der Mönch fuhr in eine tiefe Verbeugung zuſammen und wiederholte ſchluckend den Befehl.

Auch auf der nicht unfeinen Stirn des Mönches Aurelius lag etwas wie verwunderte Abwehr, da er den Scheitel vor dem Biſchof neigte. Der Pflegebruder verſchanzte ſich hinter die Andacht eines Roſenkranzgebetes, während die andern in gutem Latein, mit klöſterlich gedeckten Stimmen ſprachen.

»Wie ſteht es um die lateiniſchen Fertigkeiten des Theophraſtus, meines Laboranten?«

Der Bruder Aurelius mußte ſich ein wenig ſammeln: er hatte nicht erwartet, daß der Biſchof ſeine letzten Gedanken an die Kloſterſchule wenden werde.

»Fertigkeiten – die heilige Sprache ſcheint ſeine Zunge mehr zu belaſten als zu befreien. Er ſtolpert durch die Eklogen des Theodulus, und der Gartenpfad der Catoniſchen Diſtichen verwandelt ſich unter ihm zum Knüppelweg.«

Biſchof Erhard hatte keine bildhaften Redewendungen gewünſcht. Er meinte kühl:

»Und dieſes Latein wird für die hohe Schule genügen?«

»Vermutlich. Man übt dort trotz der Mühen des hochberühmten Celtis und Wimpheling und des erhabenen Agrikola noch immer Barbarei.«

»Bruder Aurelius, bringe mir den jungen Bombaſt von Hohenheim.«

Der Mönch zögerte.

»Iſt er nicht hier?«

»Er iſt . . . er muß hier ſein.«

»Alſo eile, meine Zeit wird kurz.«

Der Pflegebruder wurde unruhig. Er war einer von denen, die das Schülerlein Theophraſt für einen Teufel hielten, und man rechnet in den letzten Stunden mit ſeinem Teufel ab, mit Gott abzurechnen hatte man bisher gezögert. So flocht er denn, um für das Aeußerſte verſehen zu ſein, ein ſtachliges Gebet gegen

Satan und Dämonen unter die Paternoſter und Ave-maria des Roſenkranzes.

Und eine gute Weile mußten ſie warten, bis der Bruder den Jüngling brachte, auf deſſen Augen noch vom Morgenſchlafe ein Schleierhauch lag.

Der Rektor der Kloſterſchule ſchien ſich in die wunderliche letzte Lebensregung ſeines geiſtlichen Fürſten gefunden zu haben und war auf eine Prüfung des Schülers gefaßt, die zugleich eine Prüfung für ihn bedeutete. Er hatte den jungen Bombaſt darauf in aller Eile vorbereitet. Allein der Biſchof entließ ihn mit kurzem Dank und wies auch den Wärter fort. Der ſchlug ein Kreuz und ſchlüpfte erleichtert davon, denn er verlangte nicht danach, dem Herren im letzten, heißen Kampfe mit ſeinem dienſtbaren Dämon beizuſtehen.

Theophraſt hingegen erwachte völlig an dem ſtarken Dufte, der von dem Rauchwerk zurückgeblieben war und die Luft eigentümlich erfriſchte. Er ſah die Leidenstiefe in den Zügen des wortkargen Mannes, und ſein Herz – manchmal hatte es an den eigenwilligen, ſchroffen Befehlen zu erbittern gedroht – füllte ſich mit weichmütiger Bewunderung für das Wiſſen, das ihn der Biſchof vor den Kunſtfeuern hatte erkennen laſſen, und das nun verſinken mußte.

Der Kranke winkte.

»Du wirſt noch nüchtern ſein. Nimm dort und iß, trinke auch ſchnell. Ich habe dir zu ſagen.«

Theophraſt trat gehorſam an das Tiſchlein, auf dem die Kanne und geſottenes Salzfleiſch ſtand, trank einige Schlucke von dem ſüßen, ſchweren Weine,

würgte einige Biſſen hinunter. Noch kauend wandte er ſich dem Biſchof zu.

»Dort in der Bettlade ... linker Hand ... meine Schrift.«

Der Jüngling hatte den Deckel gehoben und aus dem Wirrſal von kleinem Gerät und Kleidungsſtücken – auch etliches Druckwerk, das der Biſchof nicht vor aller Augen halten wollte, lag dabei – ein Blätterbündel gezogen, an dem er des Meiſters Hand erkannte. Er trug es auf die Bank neben den Kranken.

»Du wirſt, ehe es tagt, das Kloſter verlaſſen und dies mit dir nehmen. Ich will nicht, daß du das Kontubernium noch einmal betrittſt oder ſonſt geſehen wirſt. Du gehſt hinunter und verſchütteſt die halbreife Eſſenz. Wo meine Aufzeichnungen liegen, weißt du. Nimm ſie mit dir. Das Pförtlein in den Hof brauchſt du dann nicht mehr zu ſchließen. Zum Mauerſchlupf hinter dem Chor findeſt du dort an der Bettſäule den Schlüſſel. Du verſperrſt von außen und wirfſt den Schlüſſel über die Mauer zurück. – Ich weiß ... du haſt noch etliches Gewand oder Dinge, an denen dein Herz hängt, im Kontubernium. Suche in der Bettlade. Zu unterſt liegt Wams, Hoſe, Gürtel und Dolch und ein Hut, auch ein Mantel. Der Dolch iſt goldbeſchlagen, trägt einen Smaragd. Alles nimmſt du mit dir. Und höre: Du bringſt deinem Vater die Schrift. Er iſt ein wohlerfahrener Mann und weiß die Kunſt zu ſchätzen. Den Dolch wird er verſilbern und einen gewiſſen Boten mieten, der das Manuſkript meinem Freunde Trithemius nach Würzburg bringt. Du

kennſt ſeinen Namen. Haſt du mich voll verſtanden? Wiederhole!«

Und Theophraſt wiederholte in ſeinem Latein, doch kurz und unbefangen, als handle es ſich um alltägliche Dinge. Dies und die gelaſſene Art, mit der der Jüngling ſeine Aufgabe anging, alles zuſammentrug, zum Bündel band, wozu er, ohne zu fragen, eine Bettſchnur nahm, erregte in dem Kranken ein letztes, wärmeres Gefühl der Schuldigkeit. Und die Dienſtbereitſchaft des jungen Hohenheim bei manchem ausgedehnten chymiſchen Prozeſſe, der durch Tag und Nacht das Gewölbe mit ungeſunden Dämpfen gefüllt hatte, ſchien dem Biſchof nicht mehr der willenloſe Jugendgehorſam, der ihn zuweilen gerührt hatte. Er kam ſich in dieſer letzten Stunde dem Jüngling gegenüber weit eher als Mittler vor, denn als Herr, der einen Gehilfen nutzt. Er rief Theophraſt, als dieſer ſchon den Vorhang hob und nach dem Schlüſſel griff.

»Gib mir von dem Wein!«

Er trank langſam, wiederholt abſetzend, und ſtellte dann das Kännlein mit unſicherer Hand neben ſich nieder.

»Du haſt mir geholfen und wirſt mir über mein Ziel hinaushelfen. In dieſen Blättern liegt die Ernte. Du wirſt ſie ſicher an ihren Ort bringen.«

»Ich will es.«

»Aber du wirſt die Schrift leſen. In Heimlichkeit trägſt du ſie von hier fort. Das Heimliche lockt.«

»Ich werde Euere Schrift leſen. Nicht einer ſolchen Heimlichkeit wegen.«

»Weshalb!«

»Weil ich Euere Kunſt geſehen habe.«

»Biſt du ſoweit!«

»Von Kindheit hat mich mein Vater dieſen Weg gewieſen.«

»Fürchteſt du nicht, daß er dir zu ſteil wird!«

»Ich weiß nicht, wie ſteil er iſt. Wie ſollte ich ihn fürchten!«

»Wahrlich, du biſt der Kloſterſchule entwachſen!«

»Ich wäre ihr entlaufen. Eure Kunſt hat mich hier gehalten.«

»Das ſagſt du mir in der ſpäten Stunde . . .«

»Es iſt eine frühe Stunde, und Ihr fragtet mich nie darnach.«

»Wohl, dieſe Stunde iſt früh und ſpät, denn ſie gehört der Ewigkeit, darin wir beide gebettet liegen. – Aber du ſollſt meine Schrift nicht nur leſen. Alle Worte haben ein doppeltes Geſicht. Du ſollſt das innere ſehen. Komm näher herzu, es möchte mir die Kraft verſagen.«

Die Hände des Biſchofs falteten ſich im Schoße, der Kopf ſank weit zurück, ſein geſchärftes Antlitz lag faſt zur Decke gewandt. Und Theophraſt trat ihm ſo nahe, daß ſeine Knie die Kutte berührten. Er ſah in das wächſerne Geſicht, deſſen Mundſpalte zitterte. Alles Mitleid war von ihm gewichen. Er verlangte zu hören.

»Sie greifen alle nach der bunten Schale und verſchütten den Wein: in der Kirche, auf den hohen Schulen. Nur wenige ſchlürfen den Wein und werfen

die Schale von ſich. Um dieſer wenigen willen reifen die Reben, fließen die Kelter.

Sie nennen alle ihre Armut Tugend. Sie ſchwelgen bei ihren kümmerlichen Biſſen wie Geizhälſe bei verſchimmelten Brotkruſten, armſelige Völker!

Sie haben ſich einen dürftigen Glauben geſponnen, damit bedecken ſie die Blößen ihrer Seele, ihres Geiſtes, ſchreiten einher wie Fürſten und Herren.

Geh an ihnen vorbei, mein Sohn. Sie treten immer nur dieſelbe nackte Erde, die ſie geduldig trägt.

Du aber mußt die Welt erkennen, die dreifach gezeugte, die dreimal geſtufte:

Die unterſte Welt der Elemente, ſie umgibt dich, ihre heimlichen Kräfte bannen und fliehen einander, du kannſt ſie durchdringen, ſcheiden und zuſammenfügen, wenn du ihr Geheimnis erſpürt haſt, das vor dem äußeren Auge verhüllt iſt.

Die Zwiſchenwelt der Geſtirne, ſie umkreiſt dich und füllt – was du nur fühlend ahnſt – dein innerſtes Weſen mit Kräften und Trieben, die deinen elementariſchen Sinnen erſt offenbar werden, wenn du ſchon längſt dem Willen deines Geſtirns nachlebſt. Lern dein Geſtirn erfaſſen, dein Firmament erſchließen und du wirſt dich ſelbſt erkennen.

Und dann – die äußerſte Welt der höchſten Geiſter und Dämonen, die alle dem Thronenden unvermittelt entwallt ſind, wie der Ton dem Glockenerz entwallt. Sie tragen die Willenszüge der höchſten Macht, ihnen folgt das All. Zu ihnen kannſt du beten, ſie mußt du zwingen.

Doch du, Menſch der Mitte, du aller Welten teilhaftiges Bild des Urbildners, du Menſch der Mitte, ſei hart gegen dich, wie Gott in ſeinem Zorn, da er die Teufel aus dem Chore der Reinheit warf. So wirſt du den rechten Hochmut und die rechte Demut finden. Will dein Geſtirn dir wohl, wird dir Liebe und Freundſchaft begegnen und du wirſt unter Brüdern wohnen, die kein Gelübde brauchen.

Und du wirſt bebend erkennen, wie alles ſein urgeſchaffenes Leben lebt, das nicht nach Tagen der Geburt und des Todes gemeſſen werden kann. Und du wirſt fühlen, daß kein Ding in ſich beſchloſſen bleiben kann. Denn die Kräfte der unterſten Welt ſtürmen inbrünſtig geſchart gegen das Firmament und laſſen die Sterne erbleichen, und die Welt der Geiſter lockt durch das Firmament hindurch aus dem Herzen der Erde den Lebenspuls, der Stein, Pflanze und Tier gebiert und zum Wachstum zwingt.

Alſo wirſt auch du, Menſch der Mitte, deinen Gott finden ... er wird keine matte Beruhigung ſein ...«

Der Kopf des Biſchofs drehte ſich zur Seite, abgewandt von dem Schüler Theophraſt, der blaſſen Angeſichtes und geweiteten Augenlichtes auf den verſiegenden Greis niederblickte und ſchauderte vor der Liebe, die dieſen Geiſt noch einmal überwältigend durchflammte und verzehrte. Eine Feuertaufe, wallte es ihn von dem Sterbenden an und erſchütterte ſein Weſen.

Da hob der Biſchof tiefſtöhnend ſeinen Arm, als wollte er ſich aufrichten, und ſank, von Theophraſt

geſtützt, der in jähem Erkennen den hageren Körper umſchlungen hatte, in ſich ein.

Etliche ratloſe Augenblicke von Herzensſchlag durchhämmert ... dann erwachte ihm die Vernunft. Sein Befehl! Und ein bedeutender letzter Wille zugleich! Das ſammelte das junge, aufgelöſte Herz.

Er bettete den Toten auf die Bank, ſchloß ihm die Augen, kreuzte ihm die willenloſen Arme über der Bruſt. Dann ſchnitt er eilig ein Stück vom Wachsſtock, erfaßte Schrift und Bündel und ſchlich ins Nebengelaß, von deſſen Ecke eine geheime Wendeltreppe hinab zu den Kunſtöfen führte.

Der Morgen war nicht mehr weit. Theophraſt zerſchlug den Glaskolben, in dem die halbfertige Elixir digerierte, raffte die wirrbeſchriebenen Blätter zuſammen, erſtickte die Flamme ſeines Lichtſtümpfchens in der Aſche und huſchte über den Hof.

Durch die Fenſterläden des Kontuberniums drang Licht. Er drückte ſich an der Wand des Wirtſchaftshauſes hin. Auch das Chor war erhellt.

Er atmete hoch auf, als er das Pförtlein wieder geſchloſſen hatte und den Schlüſſel jenſeits der Mauer gegen den Stein klirren hörte.

Die Straße zu gewinnen, lief Theophraſt über den ſchneehellen Wieſenhang nieder in einem dichten Nebel hinein, der die Niederung erfüllte, und war dann nach wenigen Sprüngen rings von der wolkigen Wand umgeben, ohne auch nur einen Schatten des Kloſters mehr zu ſehen. An den Apfelbäumen, die matt ent-

tauchten und entſchwanden, und an der Neigung des Bodens kannte er ſeinen Weg. Barhaupt, ohne Mantel rannte er auf der überfrorenen Straße noch ein gutes Stück weiter, bis ihm endlich der Atem ausging, und ihn der Froſt an die Auffälligkeit ſeiner Kleidung erinnerte; er konnte für einen Dieb gelten und wäre von jedem gefaßt worden. Hinter der erſten Scheune ſchlüpfte er in den braunen pelzverbrämten Wams des Biſchofs und er mußte die Aermel am Gelenk zurückſchlagen. Er gürtete den Dolch um, zog den Hut in die Stirn und den Nacken. Der Mantel hüllte ihn faſt bis an die Knöchel wie ein Frauenſchleier. Sorgfältig umwickelte und verſchnürte er das Schriftwerk und wollte zuverſichtlich ſeinen Weg weiter, der ihn für fünf vollgemeſſene Wandertage ohne Zehrung und Zehrpfennig dem Zufall ausſetzte, da vernahm er von der Höhe ein haſtiges, unzeitiges Geläute. Die Mönche verkündeten dem nebeltrunkenen Lavanttale, daß eine Seele heimgefunden hatte.

Und ſchneller, als es dem kurzen Wellenſchlag des Jugendlebens eigen iſt, ſchwand aus der Bruſt des jungen Menſchen das beflügelnde Gefühl, unter einer abenteuerlichen Fügung zu handeln. Mit jedem Schritte, der ihn von Sankt Andrä entfernte, wurde er ſeiner ſelbſt ſicherer, als ſei er nicht von zufälligen Ereigniſſen geleitet und dieſer Abſchluß bei aller Seltſamkeit der notwendige und einzige ſeiner Lateinſchule geweſen.

Er ließ weniger zurück, als der ſterbende Biſchof

vermutet hatte. Nicht eine Regung der Anhänglichkeit. Keinen Altersgenoſſen, der ihm Freund geworden, und keinen Lehrer, der ihm Führer geweſen war.

Er hatte für ſich leben müſſen, die andern, weit jünger als er, wichen ihm aus. Lange war er das Ziel der boshaften kleinen Quälereien geblieben, die der geeinte Uebermut und die Schadenfreude gegen ſeine Andersart abſchnellten. Denn er war klein und wenig gelenk, ſeine Kenntniſſe liefen nur mit. Sie glaubten alle, ihn verachten zu müſſen. Als er aber bei jener unheimlichen Kunſt der Gehilfe des Biſchofs wurde und oft in ſpäter Nacht, verrußt, von ſcharfen Gerüchen umwittert, in das Kontubernium zurückkam, ſich müde, in den beſudelten Kleidern neben die anderen Schläfer warf und des Morgens aus einem bleiernen Schlafe kaum geweckt werden konnte, wandten ſich nur mehr die Kühnſten mit heimlichem Schabernack gegen ihn. Er fand ſeine Hefte mit Tinte begoſſen, Drudenfüße hineingekritzelt, ſie ſchrieben lateiniſche Beſchwörungsformeln quer über ſeine Zeilen. – Es ſchwor dem Bettnachbar ein Holzſpan aus dem Daumen. Da ziehen ſie ihn offen, das Uebel angezaubert zu haben. Er verlachte ſie, und ſie überfielen Theophraſt im Schlafe, banden ihm den Kopf in eine dicke Decke und zerbläuten ſeinen Körper, daß er etliche Nächte an dem Schmerz erwachte. Aber immer wieder wußte ihn die Kunſt des greiſen Meiſters ſo mächtig anzuziehen, daß ſein erbittertes Herz verharrte. – Er ließ weniger zurück, als der Biſchof vermuten konnte,

aber er nahm auch deſſen letzten und tiefſten Lebensausbruch hin wie einen geſchuldeten Lohn.

Während die ſteigende Dezemberſonne die Schleier des Lavanttales lockerte und hob, verſank das Erlebnis dieſer erſten Morgenſtunden in traumhafter Weichheit. Daraus klangen dem jungen Menſchen nur noch die Worte des verſiegenden Mundes nach, dunklen Prophezeiungen gleich, deren ſchwerer Sinn ſich vor dem Sonnenlichte verhüllte, die Theophraſt aber doch näher und inniger rührten als die Weisheiten der verſtandesſtolzen Lateiner. Lebensdunkel zogen ſie mit wie eine Schar Nachtvögel, deren federweichen und ſchwingenweiten Flügelſchlag er über ſeinem Scheitel zu ſpüren glaubte.

Die unterſte der drei Welten belebte den geweckten Blick und die befreite Bruſt mit aller Freude, die ein ſonniger Wintertag auszugießen weiß. Rauhreif hatte den Aeſten alle Härte genommen, ſie ſchmiegten ſich heiter an den blaßblau ſtrahlenden Himmel, wohin ſie ſonſt mit ſchwarzen Ruten griffen. Die ſchweigenden Talhänge ſchliefen unter Atlasfalten, deren Saum in das kriſtallene Rauchwerk der Gräſer und Büſche aufgelöſt war, und das froſtarme Wäſſerlein der Lavant nahm jeden Stein im Sprung und Glanz, wie ein Rudel junger Reiter im Waffenſchimmer und buntem Gewand zu Tal ſprengt.

Gegen Mittag ſang er vor einem Bauernhofe einen langen lateiniſchen Pſalm und erreichte glücklich ein Stück Brot und Käſe. Edelſtein und Goldbeſchlag waren vorſichtig aus dem Heft des Dolches gebrochen worden, und ſein Gewand mußte jedem geſchenkt er-

ſcheinen. Er hatte Mantel und Wams beſchmutzt, den Hut zerknüllt, Feder und Agraffe verſteckt.

Die Bauernfrau ließ ihn beim Ofen ſitzen und er berichtete eifrig kauend, daß er aus dem Salzburgiſchen käme, den Mönchen von Sankt Andrä einen Brief der Salzburger Kanzlei gebracht habe. Er ſei aber nicht vor den Biſchof Erhard gelaſſen worden. Der wäre ſchwer krank und vom Teufel behext, mit dem er heimlicherweiſe Gold ſiede. Das wußten die Bauern, alſo glaubten ſie ihm und gaben ihm aus ihrem Moſtkruge zu trinken. Sie wünſchten mehr von der Teufelsgemeinſchaft zu hören. Da ließ Theophraſt, geſättigt und wanderluſtig, verlauten, er habe ſich trotz des Winters aus dem Salzburgiſchen davongemacht, weil dort die Peſt umgehe. Und er konnte kaum ſein Bündel noch erraffen, ſo hurtig ſprang ihm die Bauernfauſt ins Genick, die Tür flog auf und er ward über die drei Steinſtufen hinweg an die allerheiterſte Winterluft geſetzt, daß er ſich vor dem Aufſtehen wohl eine Weile beſonnen hätte, wenn er nicht unter einem Hagel von Verwünſchungen und Flüchen auf und davon gejagt worden wäre. Er lachte der allzu heftigen Wirkſamkeit ſeines Mittels, denn ſein Magen war gefüllt, die Zeche war er nicht ſchuldig geblieben, und der Wirt hatte ihm obendrein noch manches herauszugeben gehabt.

Wohl und frei hob ſich ſein Mut, trotzdem er noch eine Weile an dieſem letzten Abſchiede lahmte. Seit zwei Jahren war wieder zum erſtenmal der deutſche Mutterlaut an ſein Ohr gedrungen, und er hatte ihn

furchtlos geſprochen. Die Stöße und Flüche des erſchreckten Bauern empfing er wie eine verdiente Buße für alle lateiniſchen Sünden, die er unter ſtrenger Schulregel hatte begehen müſſen. Kein deutſches Wort durfte dort verlauten, es fiele denn von den Lippen eines Schlafenden oder Fieberkranken.

Und als der kurze Tag von der Talſohle wich, wanderte Theophraſt noch immer beſchleunigten Schrittes abwärts. Er hatte die Drau zu erreichen gehofft und wußte noch nicht, wo er dieſe Nacht unterkommen werde. Eine Froſtnacht ließ die unzähligen Pforten aufleuchten, durch die der Wille der äußerſten Welt in die Tiefe dringt. Das Verſtummen der Erde und das Erblühen des Firmaments, die Einſamkeit des Weges und die Weite des Himmels erfüllten ihn mit einer wunderſamen Bangigkeit. Die Stimme des ſterbenden Biſchofs erwachte neu und zwingender, ſie klang nicht mehr verſchleiert wie aus einem andern Weſen. Der junge Menſch, der ſchutzlos durch Kälte und Dunkelheit dem unbekannten Dache zuſtrebte, das er für ſich erbetteln mußte, kam ihr erlebensnahe, denn auch ſie war aus dem tiefſten Bangen des Herzens gefloſſen und ſehnſüchtig von den Erkenntniſſen des Tages, auf deren umnachtete Grenzen ſie geſtoßen war, in die Weite des Firmaments geflohen und über das Firmament hinaus einem letzten, äußerſten Glauben zu. Theophraſt ſah die Sterne über ſich von einem bedeutenderen Wirken erfüllt, das ihn im Innerſten treffen und auch gegen Wunſch und Furcht verborgenen Zielen zuleiten ſollte. Mit heimlichen Schauern

durchrieſelte ihn ahnungsvoll das Gefühl der Weltnähe und der grenzenloſen Weite ſeines eigenen Menſchenweſens – Ahnung nur, aber keimbedrängt, aus Lebenstiefen geboren.

So trug er anders als am hellen Morgen dieſe letzte Weisheit eines Menſchen, der aus ſterbenden Lippen hatte offenbar werden müſſen, faſt widerwillens und beunruhigt mit ſich durch die Finſternis wie ein verhehltes Schuldbekenntnis, dem er die Abſolution erteilen ſollte. Fromm war ſein Herz unter den ewigen Sternen und, ſo jung es ſchlug, es war in Einſamkeit erwachſen. Darum blieb er demütig und bangte davor, eines anderen Herzens Schwergewicht auf ſich zu nehmen und von Tagesenge und Tagesſchuld zu erlöſen.

Und ein Lichtlein, das in der Ferne aufflammte, half ihm aus dem Traume. Es ſchien in die gefahrvolle Verlaſſenheit und Ungewißheit ſeiner Wanderung hinein. Angſt überkam ihn: das Licht iſt erloſchen – wird es wieder auftauchen – näher ſein – wird er es erreichen – ein Dach finden! Faſt lief er, ſeine Pulſe ſchlugen und ſein Atem flog.

So gelangte er ſchweißbenetzt und dampfend in eine Ortſchaft, deren Hütten und Scheunen dunkel und ſchweigend über eine mäßige Höhe ausgeſtreut ſtanden. Er ſuchte lange nach einem warmen Schimmer, denn er wagte an keinen der niedrigen Fenſterladen zu klopfen, die ſich ſchützend vor dem Schlafe geſchloſſen hatten. In einem größeren, von der Straße abgelegenen Gehöfte merkte er noch waches Leben. Und er hörte, da

er ſich näherte, ein heiſeres Schmerzensgeſtöhn aus dem Hauſe dringen. Zaudernd wollte er ſich wieder abwenden, aber Kälte, Müdigkeit und Furcht zwangen ihn zur Tür, und er pochte lange vergeblich, während die Schmerzenslaute immer peinlicher klangen. Dann ſchienen ſie plötzlich zu verſtummen und man kam. Eine Frauenſtimme fragte, Theophraſt wurde abgewieſen. Er bat demütig und dringend, und als man erfuhr, daß er ein fahrender Schüler ſei, hörte er langwierig verhandeln und mußte noch manches Seufzerlein zum Himmel ſchicken, bis ihm aufgetan wurde.

Eine dickflüſſige Hitze quoll ihm entgegen, er fühlte, wie Geſicht und Hände dem willkommenen Bade die Poren öffneten.

Etliche Leute ſtanden um einen feiſten Kerl, der auf der Ofenbank ſaß und ſeinen rechten Unterarm geſtützt hielt. Einer, der mit dem Oellämpchen den Arm des Sitzenden beleuchtete, deutete Theophraſt, ſich ſchweigend zu verhalten, während ein altes Weib heilſame Zeichen über dem geſchwollenen Ellbogen beſchrieb und der feiſte Bauer wieder zu ſtöhnen begann.

Die Alte wiſperte weitläufig und geheimnisvoll, betupfte das verzerrte Gelenk, wiſchte ſodann mit dem Finger über den Boden hin und zerrieb die Spur mit den genagelten Sohlen, ſegnete den kranken Arm aufs neue mit Worten und Winken, und der ſtöhnende Bauer ſchien ſtets ungeduldiger zu werden.

Theophraſt war näher getreten und glaubte den Schaden erkannt zu haben, denn er hatte nicht einmal

nur ſeinem Vater geholfen ein Gelenk einzurenken. So ſchöpfte er Hoffnung und Mut, ſich hier ein Mahl und Lager zu verdienen, wenn er nur erſt den Arm befühlt und feſtgeſtellt haben werde, daß keine Fraktur geſchehen ſei. Aber die Alte ſchien bei den kundigen Mienen des jungen Mannes mißtrauiſch zu werden, ſie mochte eine Schädigung ihres Anſehens oder wenigſtens eine Schmälerung ihres Verdienſtes wittern und wußte ihrer Künſte kein Ende zu finden, indes der Bauer ſich hin- und herwand, den Schmerz durch ſeine Ungeduld ſteigerte, ab und zu aufbrüllte und den Lehm ſtampfte.

Theophraſt verzog leiſe in eine dunkle Ecke, hüllte ſein Bündel in den Mantel und legte den Hut darauf. Die Reſte eines Mahles ſtanden auf dem Tiſche. Wie hätte er eingehauen! Er ſaß auf eine Bank nieder und wartete. Da Wärme und Dach gefunden waren, wurde der Magen dringlicher und forderte ſein Teil.

Er ſann nach, wie er den Bauern ſeiner Belagerung entſetzen und wie er ſich zu einem Biſſen verhelfen könne.

Und er legte leiſe den Dolch ab, zog den Wams des Biſchofs aus und ſtreifte die Aermel ſeines ſchwarzen Schülerhabits in die Höhe. Dann ſtreckte er entſchloſſen die Hände gegen die Alte aus, der allmählich der Atem zu verſagen begann, und ſang mit wachſender Stimme etliche Sätze in den Beſchwörungseifer hinein – was ihm gerade aus einem Breviarium einfiel, nur wenig geändert:

»O aeternitas! O aeternitas! Quam parvam mentem occupas! O numquam, quod numquam finitur! O sem-

per, quod semper durabit! O praesens, quod praeterito semper adhaeret! O praeteritum, quod semper cum futuro conjunctum est! O infinita mentis pauperies, verissima illa aeternitas, quae totum mundum occupas!«

Aller Augen und Mäuler ſtarrten weit aufgeriſſen in den dunklen Winkel, aus dem die unheimlichen Laute drangen. – Obwohl nun Theophraſt an der Ungeduld des Kranken gemerkt hatte, daß die alte Hexe in keinem allzu hohen Vertrauen ſtand, ſo wußte er doch, daß keine Zeit verloren gehen dürfe, wollte er Dach und Wärme nicht vergeblich aufs Spiel geſetzt haben. Er ſchritt beherzt hinzu, betaſtete das ausgerenkte Gelenk, folgte mit vorſichtigem Drucke dem Knochen nach oben und unten, hatte acht, ob der Bauer größeren Schmerz äußerte, und fand zum Glück, daß es zu keinem Bruche gekommen ſein mochte. Dann faßte er einen Knecht bei den Fäuſten, gab ihm den Oberarm des Bauern in die Hände.

»Halt feſt!«

Und der Knecht hielt feſt, als würde ihm ſonſt der Hals gebrochen. Theophraſt zog und drehte aus Leibeskräften den verrenkten Unterarm in ſeine naturgeſchaffene Lage und hörte nach etlichen bangen Augenblicken, die vom Gebrüll des Bauern durchzetert waren, das Gelenk knackend einſpringen. Er ließ den Bauern weiterbrüllen und prüfte ſein Kunſtſtück, indem er den Arm einige Male ſeiner gewohnten Beweglichkeit nachbog; er atmete, als er das Gelenk in Ordnung fand, nicht wenig erleichtert auf. Ein Tuch, das über dem Ofenreck getrocknet hatte, riß er in

Streifen, rief das zitternde Bauernweib um Waſſer an und legte das Gelenk in einen feſten, feuchten Verband.

Der Bauer war blaß und erſchöpft an den Ofen zurückgeſunken, aber ſein Mund verzog ſich zu einem breiten Grinſen. Der Schmerz ließ nach, ſchien faſt ganz zu weichen.

»Laß los!« Der Knecht, der des Bauern Oberarm feſtgebannt umklammert hielt, wollte von dem jungen Heilmeiſter erſt freigeſprochen ſein.

Theophraſt tat ſeinem Jubel mannhaft Gewalt an, ergriff das Lämpchen, trug es, als ſei weiter nichts geſchehen, ruhig zum Tiſch, ſchnitt ſich einen beträchtlichen Keil vom Brote, zog die Musſchüſſel heran und begann einzuführen, was noch vorhanden war. Und da die Leute gewahrten, daß der unheimliche Lateiner einen durchaus menſchlichen Hunger zeigte und ſich auf ihre Art mit dem Aermel den Schweiß von der Stirne wiſchte, ohne den Löffel erſt wegzulegen – kein Menſch hat je einen Teufel ſchwitzen geſehen – begannen ſie wieder zu Atem und Sinn zu kommen. Sie flüſterten auf den geheilten Bauern ein, beſonders das zeichen- und ſpruchkundige alte Weib, und der beſtätigte ihnen, daß der wilde Schmerz wie weggeblaſen ſei und der Arm ſich gewohnt anfühle.

Alles ſchien ins Gleichgewicht zu kommen, nur der wunderwirkende Spruch blieb an den Seelen hängen und ließ ſie nicht laut werden, er lenkte immer wieder ſcheue Blicke auf den kauenden Gaſt, der ganz in die eroberte Mahlzeit verſunken zu ſein ſchien.

Die weiſe Frau verſuchte eine letzte Rettung unter

bedeutſamen Augenwinken und ſie beſchrieb heimlich ein Kreuz gegen den Fahrenden hin. Im Türgang flüſterte ſie der Bäuerin zu, daß ihr Spruch geholfen hätte, wenn der nicht dabei geweſen wäre. Sie wagte keinen Lohn zu fordern, fand alſo bereitwilliges Gehör. Der ausgenommene Bauer ſtreckte ſich indes auf der Ofenbank aus und begann gewaltig zu ſägen, ehe noch ſein verwarntes Weib zurückkam.

Und langſam ſchlichen die beiden andern Mannsleute, die Frau und eine junge Magd hinzu. Sie ſetzten ſich ſchweigend um den Tiſch und folgten mit begierig geſpannten Mienen, ohne ein Wort zu wagen, jeder Bewegung des Gaſtes.

Theophraſt ließ ſie ſtarren. Der Reſt der Grütze war ausgelöffelt und ſein erſter Hunger noch kaum geſtillt. Er ſchnitt ein neues Stück Brot ab, griff nach dem Kruge; der roch nach gutem Bier, doch er war leer. Er ſtellte ihn umgekehrt auf den Tiſch und ſchlug mit dem Meſſer auf den hohlen Bauch. Aller Augen blieben erwartungsvoll am Kruge hängen, und ſie getrauten ſich kaum zu atmen. Theophraſt ſah ein, daß ein Glaube erſchüttert werden muß, um Früchte abzuwerfen. Er meinte: »Krug und Schüſſel ſeind leer, ſtrohtrucken iſt üer Brot.«

Sie ſahen in die Schüſſel, auf das Brot und betrachteten den Krug, als kämen ihnen dieſe Dinge zum erſtenmal zum Bewußtſein, ſie machten ſich auf das erſprießlichſte Wunder gefaßt. Doch der fahrende Schüler murrte nur:

»Quirlet üer Rauch ohnbehindert durch die Eſſen

zu dieſen ſäuſtechenden Zeiten! Iſt üer Keller alſo verſiegt! Tuet herbei, Weib! Der Bauer knarrt als ein Scheuntor im Winde, ihm iſt der Arm heil binnen zween Tägen oder acht, ſollet ich darumb hungren und dürſten.«

Da rumpelten die Bauern mit einem Ruck aus ihren blühenden Erwartungen und merkten, wie ſchmal es um die Künſte des ſchwarzen Männleins beſtellt ſei; ihre Ehrfurcht fiel ab wie madige Birnen. Das Weib griff langſam nach dem Meſſer, ſtand unmutig auf und ſtieß im Gehen die Junge an, der ſie den Krug wies. Die Junge ſtreifte ihr Haar zurück, band das Bruſttuch um den Kopf und ſchlenkerte mit dem Kruge hinaus. Die beiden Knechte lümmelten ſich über den Tiſch. Der eine begann ſanftmütig in der Naſe zu bohren, der andere gähnte heulend auf, daß ihm das helle Waſſer in die Augen ſtieg und der ſchnarchende Bauer von der ſtärkſten Jnbrunſt ließ. Die beiden Kerle verlummerten noch eine Weile über dem Tiſche, einen Zug aus dem Kruge abzuwarten.

Das Weib warf dann einen mäßigen Streifen Speck auf die ſchmierige Tiſchplatte und ging, ohne den Gaſt weiter zu beachten, zur Bettlade, wo ſie ſich entkleidete und unter der Wolle vergrub. Auch der Krug war kaum bis zur Hälfte gefüllt. Theophraſt leerte ihn mit dem erſten Zuge faſt zur Neige. Der eine Knecht ſtieß den andern an. Sie reckten ſich, aufs neue betrogen, und ſtampften hinaus. Die junge Magd mochte ein Kind des Bauern ſein, denn ſie kroch in das Bett zu dem Weibe.

Theophraſt wußte, daß er nicht einmal eine Streu zu erwarten habe. Er aß und trank ruhig auf, was ihm geboten worden war, dann breitete er Mantel und Wams über eine Bank und legte die Schrift des Biſchofs zu Häupten, während die vier Augen der beiden Weibsleute weitgeöffnet an ihm hingen.

Er war ſatt, durchwärmt und müde. Seiner Fügung vom Herzen froh und dankbar, ſtreckte er ſich auf der Bank aus, raffte den Mantel über ſich zuſammen und entſchlief im Augenblick.

Das Weib aber fand nicht Ruhe. Sie wälzte ſich lange, daß ihre Bettgenoſſin im Schlafe murrte. Endlich kroch ſie aus den Laken, ſchlich zu dem Gaſt und beleuchtete mit dem Lämpchen ſein Geſicht. Sie ſah die breite, klare Stirn, den feſtgeſchloſſenen, feingeſchwungenen Mund, deſſen Unterlippe ſich trotzig vorſchob, das zarte, überragende Kinn. Kaum daß ein Flaumhärchen ober den Lippen zu merken war; und die Augenlider zitterten leiſe.

Sie ſchloß ihren offenen Zwilchleib über der Bruſt.

Kein Bauernblut, faſt ein Büble noch, hat ſie dennoch alleſamt übermannt und den Bauern vom Wehtag erlöſt.

Sie ging behutſam in die Kammer, brachte einen großen Wecken, dazu zwei lange Rauchwürſte. Und das legte ſie neben den ſchlafenden Theophraſt auf den Tiſch.

Feuer

Bald nach dem Dreikönigsfeſte und eher als anderwärts in Kärnten wurde dem villacher Stadtrichter Wilhelm Gräßel und dem Vicedom Georg von Wichſen durch reitenden Boten bekanntgegeben: Der Waffenſtillſtand mit Venedig iſt auf drei Jahre abgeſchloſſen. Das fand bald täglich und ſtündlich von Augsburg, Nürnberg, Ulm und aus dem Fondaco dei Tedeschi durch Brief und Botſchaft eine dringliche Beſtätigung.

Die Kaufdielen der villacher Häuſer, die hochgeſtaffelten Böden und die Söller waren bis an die Decken angeſtopft mit dem Orient- und Südlandsgut, das beim Ausbruche des Venedigkrieges hinter die Mauern ſeiner Stapel- und Legſtatt geſchwemmt worden war und nach dem deutſchen Norden drängte, deſſen Städte von ſagenhaftem Reichtume überquollen, das aber ungenutzt unter kluggehegter Handelstreue verharren mußte, bis die rollenden Frachten Venedigs nicht mehr vom erſtbeſten Gemeinweſen als Feindesgut erfaßt und verzettelt werden konnten.

Und ſo hoch ſich dieſe Fülle ſtaute, ſie wurde überlaſtet von der Ernte, die eine derbere Bergwelt für den Süden ſeit Sommermitte aufgeſchüttet hatte: Stahl und Eiſen in allen Geſtalten, Kupfer, Meſſing, Queckſilber, Blei, Zinn, auch Gold- und Silberbarren, daneben grober Loden und Zwilch, Häute und Wachs.

In den Ställen weitum ſtanden an fünfzigtauſend

Saumroſſe die Beine lahm. In den Herbergen lungerte die bambergiſche Begleitmannſchaft. Der Waffenſtillſtand machte das venezianer Gut wegfrei und die Villacher zählten ungeduldig die Tage, in denen ihre Päſſe nach Nord und Süd unwegſam blieben, denn eiliger als ſonſt mußte die hochgetürmte Handelswoge zu Fluß und Ziel gelangen: dem Waffenſtillſtande des erwählten römiſchen Kaiſers war die Liga von Cambrai gefolgt, in der ſich Deutſchland, Papſt und Frankreich verbanden, um Venedig zu demütigen.

Die vom fremden und eigenem Gute bedrängte Stadt erſchallte unter dem Gehämmer der Hufſchmiede, Flaſchner und Wagner. Aus den breiten Haustoren quollen Fäſſer, Säcke, Kiſten, dickverſchnürte Ballen, da man in den Lagergewölben die Frachten ſchlichtete. Vor der bamberger Wage auf dem Markte verkeilten ſich die überlaſteten Schlitten, wieherten und ſchlugen die beunruhigten Pferde, fluchten und ächzten die Handelsknechte. Man trieb die Saumroſſe lärmend durch die Gaſſen, um ſie wieder gängig zu machen und ihnen die Heubäuche abzugewöhnen.

Man wußte von Jahren, daß ſchon um Marialichtmeß das Kanaltal frei und Venedig zu gewinnen war.

Unweit der Wage traten zwei Männer aus dem Dunkel des Fuggerſchen Hauſes in den Lärm. Sie ſtutzten, blinzelten, ein kurzes Lächeln der Befangenheit huſchte über beider Geſichter. Der jüngere, prächtig gewachſen, in eine modiſche Schaube gekleidet – ſein Barett ſaß ihm ſchräg auf dem linken Ohre – ſtrich ſich über Stirn und Augen, glättete dann den breiten

Schweizerbart. Er hob die Bruſt und überflog mit einem hellen Blick das Gedränge, während der andere die Falten ſeines Mantels über der etwas behäbigen Geſtalt zuſammenzog und den Kopf ſenkte, um das weiche, raſierte Geſicht tiefer zu beſchatten. Ihm fielen dünne, ergraute Haare über den Nacken.

Sie kamen aus einem fernen Leben. Die wiener Univerſität, vor allem Celtis und Cuſpinianus, die beiden gekrönten Dichter, und die gelehrte Donaugeſellſchaft hatten der Rede des jungen Mannes bewegten Inhalt und auch Form gegeben, denn über Celtis und Cuſpinianus ließ ſich nur in geiſtvollem, ſtilgewandtem Latein ſprechen.

So ſanken die beiden Männer, vom freien Tageslicht geblendet, von der ſchallenden Geſchäftigkeit der Straße überflutet, nach kurzem Schwung in ihre kühle Lebenswelle zurück.

Der junge Magiſter der freien Künſte war von Wien aus auf einem Umwege über Krakau und Buda hier gelandet, wo ihm der Stadtrat einen Lebensunterhalt für die Leitung der Lateinſchule bot. Er ſtammte aus einem alten Adelsgeſchlechte Sankt-Gallens, dem der Watt, er nannte ſich Joachim Vadius. Sein Begleiter, der Stadtarzt Wilhelm Bombaſt von Hohenheim, hatte, erquickt von der heiteren Lebendigkeit des Ankömmlings, der ihm eine Aufwartung machte, in freundlicher Zurückhaltung geſchwiegen und gelauſcht; da ſie nun über den Platz gingen, fiel ihm die Rede zu. Latein vermied er, um das verwöhnte Ohr des neuen Rektors nicht zu verletzen. Er eröffnete dem jungen

Magiſter ſein Leben, ſoweit dies für eine erſte Begegnung ſchicklich fiel. Auch er ſei den Vorbergen der Eidgenoſſenſchaft wohl vertraut, über ein Dezennium habe er an der Teufelsbruck zu Maria-Einſiedeln gelebt, dort Weib und Heim gefunden, doch ſein Heim mit dem Weibe begraben. Der Sohn Theophraſt bleibe aber dem Hochſtift zuſtändig, ein Schweizer, wenn auch nicht nach Wuchs und Art.

»Der Herr Magiſter wöllet mit mir gehn. Wir langend mit wenigen Schritten in die Ledergaß zu der Fuggerſchen Seigerſchul, dort möchte Er den Sohn finden. Von Sankt Andrä im Laventtal aus der Kloſterſchul iſt er mir vor zween Wochen oder vier heimgekehrt.«

»War ihm die Schul hie ze Villach nit gnug?«

»Die Schul iſt gut. Er war anfänglich von mir nach meinen geringen Kräften gelernt, und dann ſollet er von den Probieröfen fort und deſto tiefer in Grammaticam und Stilum hinein, auf daß er ohnbehindert kunnt der hohen Schul genießen. Bin aber fehlgefahrn, indem weiland Biſchof Erhard von Lavent, ein Mann von hoher Kenntnis in der ſpagyriſchen Kunſt, den Schüler abgezogen und vor ein Laboranten gebraucht.«

»So es dem Herrn Licentiaten beliebet, wöllt ichs früdig mit ihme wagen, dann wir ſchreiten in eine Zit der blühenden Eloquenz, und wer uf den hohen Schulen will gelten, der muß ſine Zung können gewaltig rührn.«

»Das iſts, Magiſter, ſeine Zung iſt ſchwer und er ſchämet ſich der Red.«

»Ich hab vernommen, Ihr ſeid der rauheren Scheidkunſt halber nach Villach berufen, und alſo iſt wohl an Uerem Knäblin von dem Ruß hangen blieben. Allein das iſt bald gelöſt. Der göttlich Cicero iſt desglichen nit im Senat geborn.«

Wilhelm von Hohenheim meinte lächelnd:

»Das iſt ein Frag, ob der göttlich Cicero nit dannocht im Senat geboren ſeie. Und glichermaßen kennt die Scheidkunſt ihr Subtilität ohnangeſehen des Rußes.« Er fügte verſöhnlich hinzu: »Ich wollet Ihn fründlich bitten, näher zu treten und einen Blick in meine Schul zu tun.«

Damit wies Herr Wilhelm auf ein Haus, aus deſſen Gewölbfenſtern rauchblau die gewärmte Luft quoll.

Joachim Vadius liebte die ſchwarze Kunſt nur, ſoweit ſie in den Druckeroffizinen geübt wurde, doch wollte er den Licentiaten nicht verletzen und trat wohl oder übel in die qualmende Metallküche.

Er war von Wilhelm Bombaſt enttäuſcht und darüber beinahe verletzt, daß man mit ihm deutſch geſprochen hatte. Eine Seele in der Geiſtesöde Villachs zu gewinnen, hatte er freudig ſein eleganteſtes Latein aufgeboten, faſt fürchtete er nicht voll verſtanden und noch weniger entſprechend gewürdigt worden zu ſein. Und die heiße, dunſtige Luft benahm ihm den Atem. Er drückte den Pelzrand ſeines Aermels gegen Mund und Naſe, um dem beklemmenden Geruch zu wehren und einen Reſt der Winterfriſche zu ſaugen, die in den weichen Haaren hängengeblieben war.

Längs der Wände auf tiſchhohen Mauerborden brüteten die Probier- und Windöfen, breitfüßige Pyramiden, drei Ellen hoch. Aus ihren mannigfach verdeckten Mund- und Guckl̈öchern glühte es, und ihren Firſten entzüngelten lichtſchwache Flammen. Zur Gewölbmitte ragte der Ofenturm des faulen Heinzen empor und wie zwei ſtämmige Kinder kauerten die beiden Nebenöfen bei ihm, ihre geſchnäbelten Kolbenhelme, kurzhalſig, dickköpfig, ſteckten die Naſenſpitzen in den Schlund der Vorlagen, und von ihnen fielen in ſtetem Takte die Tropfen ſcharfer Scheidewäſſer. Kleine Deſtillieröfen hockten in den Winkeln. Aus einer roh gegrabenen Waſſerlache fuhr ziſchend Dampf zu den Fenſterluken auf. Ein Metallſtück, glühend ſeinem zerſchlagenen Treibſcherben entnommen, wurde gelöſcht. Ueberall war der Fuß von Kohlen, Erzen, Lehm, Gefäßen und Inſtrumenten gehemmt. In einem dumpfen Tongemenge von Ziſchen, Raſcheln, Sieden, Klatſchen, Klirren und ſtumpfem Gehämmer, Gelächter und Flüche miſchten ſich drein, arbeitete ein Dutzend Männer. Ihre geſchwärzten Geſichter und entblößten Oberleiber glänzten vom Schweiß. Das Gewölb war niedrig.

Wilhelm von Hohenheim hatte Hut und Mantel abgeworfen.

»Er iſt im Reiche der Füer, Herr Magiſter. Tue Er wie ich.«

»Gotts Blut, ich mein des Hephaiſtos humpelnde Geſtalt müſſet augenblicks us der Wand herfürbrechen.«

Eine wunderliche Erregung, der Hitze, dem ungewiſſen Lichte der Glut und Flammen und dem fremden Geräuſch entwallt, hatte ihn ergriffen. Er legte Schaube und Barett auf den Kleiderhaufen beim Tore und folgte. Bombaſt ſchritt lebhaft auf den Geſellen zu, deſſen Metallſtück die Waſſerlache dampfen ließ.

»Was löſcheſt du dann ſo eifrig, Chriſtof Wülz!«

»Ei Meiſter, ein Bleikünig.«

»Laß ab! Druckſt ihm das Füer aus dem Leib mit eim gähen Schröcken, wie willtu alsdann den Bleikünig in der Kapellen abtreiben! Er möcht dir feind werden und das Silber mit ihm in die Kapellen ziehn. Weis her!«

Der Seigerknappe hielt das dunſtende Metallſtück hoch.

»Sieh, Chriſtof Wülz, es iſt kein Künig nit, ſundern ein Unart, und hangend ihm die Schlacken merklich an. Du mußt ihn wieder in den Treibſchirben tun. Kumm, zeig dein Probierhäklin.«

Sie traten an einen Ofen, Chriſtof Wülz reichte den dünnen Eiſenhaken, und Herr Wilhelm prüfte deſſen gebogenes Ende, um zu ſehen, wie die Schlacke geweſen ſei, ehe ſie der Schüler in das Grüblein hatte auslaufen laſſen.

»Sieh her, den rauhen Klumpen! Haſt du das Häklein angeglühet, eh' dann du biſt hineingefahrn!«

»Wohl, Meiſter, ich hab.«

»So haſt du dem Werk zu kalt tan. Die Schlacken muß fließen wie Honig, weich und gelind. Sie muß ab dem Häklein laufen und ſo ſie erkaltet, hell ſcheinen

und glänzen als ein Glas; je heller die Schlacken, deſt reiner iſt die Prob angeſotten. Friſch, beginn aufs neu! Tu ihm gleichwohl nit ze heiß, ſunſt ſpringt dir der Schirben. Die Muffel muß allerwegen füriger glühn dann der Schirben. Tu ihm bald heiß, bald kalt.«

»Ich wills ton.«

Bombaſt ſchien ſeines Gaſtes zu vergeſſen. Er ging von Schüler zu Schüler und legte überall Hand an, regierte die Feuer, indem er die tönernen Fürſchüblein vor den Mundlöchern und an den Muffeln verſchob, entfernte und zufügte, füllte einen Ofen zu rechtem Maß mit Kohlen, prüfte das zarte Mehl der Knochenaſche, davon Kapellennäpflein geſchlagen wurden, unterſuchte das Lutum, womit die Deſtillierhelme den Kolben und Vorlagen angedichtet waren und wies einem, der aus Lehm, Scherwolle, Ochſenblut, Hammerſchlag und Roßmiſt Kleibwerk kneten wollte, um das Innere ſeines Ofens zu verkleiben, wie er den Roßkot ausfeimen müſſe.

Die Augen des Magiſters wurden heller, da er den kundigen Mann ſo unbekümmert am Werke ſah. Schmutz und Ruß, der bald die Hände des Arztes bedeckte, ſchien ihm von Schritt zu Schritt weniger verächtlich. Aus all den ſchlichten Schulweiſungen, die von einer letzten Kunſt noch weit entfernt ſein mußten, klang fremd und ehrwürdig eine Welt vor ihm auf, die gleich der ſeinen dem Werk und Willen fernſter Menſchheitsführer entwachſen war, ſprach ſie auch nicht aus den berauſchenden Rhythmen der Poeten oder dem glänzenden Wortfluſſe der Redner; ſie ergriff

gleichwohl Ding und Menſch und erfüllte ſie mit ihrem Werte. Der Magiſter erkannte zum erſtenmal aus dem Erleben, weshalb Hephaiſtos im Rate der Götter nicht geringer geachtet ſei als Apoll und Athena, und mochte er an der Schönheitsgöttin zum Hahnrei geworden ſein. Er verſtand, wie ſehr das eheliche Mißgeſchick und deſſen ſachkluge Rache zum Weſen des werkgeheiligten Gottes gehörte. Die Alten fabulierten nicht, ſie ſahen, auch wenn ſie von ihren Göttern ſprachen.

Während der angeregte Humaniſt ſich ſo vor einer Wirkſamkeit, die ihn beſchämte, da er ſie unterſchätzt hatte, in ſeine Gedankenwelt rettete, ſprach Wilhelm Bombaſt auf einen jungen Mann ein, der gerade dem Deſtillierofen neue Kohlen gab. Der Licentiat ſah verdroſſen nieder, und ſeine Züge glätteten ſich erſt, als Joachim Vadius bereits neben beiden ſtand.

»Dieſer iſt mein Sohn Theophraſt.«

Der Magiſter bot die Hand, Theophraſt entfernte zunächſt das Inſtrumentlein von dem Mundloch des Ofens, um ſein Feuer von der friſchen Kohle nicht drücken zu laſſen. Sein Vater ſetzte ihm mit halber Stimme lateiniſch zu:

»Nicht recht tuſt du, mein Sohn. Es iſt beſſer ſie erkennen: der Viktril ſei zu taub geweſen und das Aqua-Fort zu ſchwach, ſo daß mit dem gemeinen Salz daraus nur ein minderes Königswaſſer erfloſſen iſt, als du befeuerſt das flaue Aqua-Fort mit Salmiak und gibſt ihm einen Grad, den ſie nicht gründlich begreifen. Sie ſollen ſchrittweis ſehen lernen.«

Der Humaniſt verbarg ein Lächeln ſchlecht genug;

Theophraſt merkte es und errötete vor Unwillen. Er antwortete mehr für das Ohr des Fremden:

»Ihr wiſſend, Herr Vater, hie mangelt der gut goslarſche Viktril ſint dieſem Herbeſt. Die habend ohn das all geſehn: das Golderz kunnt nit ſolviert werden. Alſo hab ich ein ſtark Aquam-Regis mit Salmiak gemacht, und färbet das Erz ihn ſchon beim vierten Aufguß nit mehr.«

»Haſt du ihnen dein Praktik erklärt?«

»Der Lux Geiſenmüller ſahe mir zu.«

»Du ſollt hinfort deine Fündlein lan, ſo du hie in der Schul eine Materi bergmänniſch betreibſt. Sie müſſend lernen an dir und nit verwirrt werden, dann ſie ſeind all noch roh und ohnerfahrn. – Du haſt neu aufgefüllt, wie viel iſt von dem Waſſer allbereits hinüber?«

»Es möcht die Hälft noch nit ſein, Herr Vater.«

»Laß ihn nun. Der Lux Geiſenmüller ſoll ſiner zu End warten. Du kummſt mit. Wir wöllen den Herrn Magiſter hie nit alſo leichten Kaufs us dem Bereich der Eſſen fahren lan.«

Vater und Sohn wandten ſich zur Waſſerlache, um die Hände zu reinigen.

»Gang hinunter zum Herrn Ulrich Puggel in ſein Stall, er leihet üch zu dieſer Zeit gern zween Roß. Dann ſollſu den Magiſter in die Fuggerau begleiten und weis ihm die Offizin. Merk wohl und beacht, daß der Knecht die ſcharfen Stollen uffſchraubet.«

Sie traten in die freie Luft. Wilhelm Bombaſt lud den Magiſter zu einem Imbiß.

Joachim Vadius ſchien während des Mahles auf den Jüngling wenig zu achten, der ſich auch keiner ſonderlichen Höflichkeit befliß, ſtumm und mit bewußter Teilnahmsloſigkeit an der geläufigen Rede des Humaniſten vorüberhörte, obwohl der Magiſter eine glänzende Feier beſchrieb, die den Poeten der wiener Univerſität von Maximilian bereitet worden war. Die vollendete Art des Gaſtes zu ſchildern und zu ſprechen erfüllte Theophraſt mit trotzigſter Bewunderung, denn er vermochte die ſpielend gebotenen Feinheiten wohl zu erkennen. Sowie aber die Magd das Konfekt – es war noch vom Dreikönigsfeſt geblieben – mit dem Süßwein auf den Tiſch ſtellte, erhob er ſich einigermaßen ungeſchlacht und trat an das Pult, um in einem der zahlreichen Bücher ſeines Vaters zu blättern und ſich augenfällig darin zu vertiefen, indes die beiden Männer unbekümmert weiterſprachen.

Der Ruf des Puggelſchen Knechtes, der die Pferde vor das Haus brachte, erlöſte Theophraſt aus den bitteren Feſſeln, in die er ſich ſelbſt verſtrickt hatte.

Sie ſaßen auf. Die ſchmächtige, kleine Geſtalt des jungen Hohenheim ritt knappenhaft neben der herkuliſchen des Sankt-Galleners her, deſſen kühnes Geſicht unter der Beachtung erglänzte, die er allenthalben fand. Das breite Schweizerſchwert klapperte am Steigbügel.

Erſt als ſie die Landſtraße unter den Hufen, den blauen Kegel des Bleiberges vor Augen hatten, löſte ſich die Spannung in der Bruſt des Jünglings, er gab den kurzen Fragen, die der Magiſter mit läſſiger

Freundlichkeit an ihn richtete, dienſtwilligen Beſcheid. Sie waren um wenige Jahre voneinander verſchieden, aber die Jahre der Jugend zählen doppelt, zumal einer Jugend, die hohen Blutes und darum ſtarker Selbſtentfaltung iſt.

»Din Vater will dich uf die hohe Schul ſchicken,« fragte Vadius unvermittelt.

»Ich will uf die hohe Schul,« beſtätigte Theophraſt.

Und der Magiſter begann von ſeinen kaum verſtrichenen Studentenzeiten zu erzählen, anfänglich ein wenig überzeugt, dann aber immer harmloſer in erblühender Luſtigkeit, ſo daß ihm bald die befreiten Blicke des Jünglings keine Bewunderung mehr verſagten. Joachim ließ ſeine berühmten Poeten. Der Ulk auf den Burſen und den Quartieren der Koſtherren, das Gebalge mit den Knoten draußen in den grünen Winzerdörfern, die Schlägereien mit Offizieren, Patrizierſöhnen und anderen Studioſen, alle hundertfältigen Poſſen, die eine zünftige Bürgerſchaft aus dem Sumpf ſchrecken, und liebliche Buhlenſtündlein, die einem kecken Burſchen von den Töchtern gewährt werden, erhielten unter des Magiſters Worten leuchtende Farben, beſtrickenden Glanz. Das Herz des Knaben Theophraſt ſchlug vor Sehnſucht. Er wagte lange keine Silbe, dann fragte er ſchüchtern, ſeine Stimme zitterte. Joachim Vadius hörte den heimlichen Unterton nicht, unbeſorgt flügelte ſeine Rede über den anderen hinweg, als ſuche er ſich nur ſelber den Weg mit bunten Erinnerungen zu kürzen. Theophraſt kämpfte heftig, bis er faſt bat:

»Seid Ihr all die Zeit niemalen nit allein geweſt?«

Der Sankt-Gallener ſah erſtaunt in die brennenden Augen nieder. Er lachte ein wenig verlegen und ſtrich mit der Zügelhand über die Mähne ſeines Gauls, als wolle er ihn beſänftigen.

»Was redeſt du dann ſo inſältiglich!«

»Ob Ihr niemalen nit ſeiet allein geweſt! Allweil mit denen anderen in Freud und Streit, daß Ihr an ihnen habet gute Täg gefunden und ſie geſtunden Uech bei, weil Ihr ſunſt möchtet übermannt worden ſein!«

»Samer Potz Pein und Schweiß, was vor Gäuch brüteſt du dann unter dinem Hute us! Haſt du keine guten Geſellen nit und Fründ und haſt du noch niemalen eim Meidlin in Augengrund geſehen! Dir hanget ein Degen an der Seit, wer ficht mit dir! Haſt du noch keine Lauten angerührt und ein Lied zum Wein geſungen!«

»Ich hab das Gehäu gelernt bei denen Marxbrüdern uf der Dielen und ich verhoff mich eines Schelmen wohl zu erwehrn.«

»Theophraſte ab Hohenheim, adelig Blut! Mir will bedunken, dir manglet meh, dann eine beredte Zung, vor dieſes Lebens ſunderliche Gäng und Zufäll. Willtu ein Schleiereul werden, ſo hinter denen Büchern herfürlugt mit tagblinden Augen, oder willtu bi Stank und Rauch din Leben lang in Kohlen umbwühln!«

Da war es Theophraſt, als ſähe er den wunderſamen Glanz auf der Stirn des Sankt-Gallener verblaſſen. Er ſammelte ſein Rößlein, ſaß aufrechter im Sattel und richtete die Augen ſtracken Blicks auf die

Mauern und Türmlein des Fuggerſchen Schloſſes, über dem zwei mächtige Rauchfahnen hinwehten.

»Die Bücher ſeind Mittel und Weg und die Kohlen ſeind Mittel und Weg. Ich hab noch keins geleſen, das mir ein Tor iſt worden, dadurch ich ans Ziel gelanget wär, und hab noch kein Füer geſchürt, das mir zum End geholfen hätt. Des Lebens Gäng und Zufäll hab ich nit bedacht. Falle zu, was ſoll, ich will mich ihm unterwinden nach miner Art und will nit am Rüſten und Lauren verloren ſin. Ihr ſeid fröhlich, Magiſter, dann Ihr habet gefunden. Ich muß ſuchen. Üer Träum werdend leicht ſin. Ihr ſeid gerüſt.«

Joachim von Watt traute ſeinen Ohren nicht. Der neben ihm türmte entſchloſſen ſeine Mauer zwiſchen Ich und Du. Eben noch hatten ſich Schülerfragen zu ihm gebettelt, und nun ſaß der kleine Mann ſeiner ſelbſt mächtig und aufgereckt im Sattel, ſpreizte die Beine in den Bügeln.

»Du ſollſt nit meinen, Theophraſte ab Hohenheim, daß alls leicht iſt und gering, was ſine Schwingen weiß zu regen.«

»Ich veracht Üch nit und Uer Kunſt, Magiſter von Watt. Aber nun reiten wir über die Brucken, über den Graben der Fuggerau, und dort brennend die Füer!«

Sie polterten über die Zugbrücke, Theophraſt lächelte, Joachim von Watt ſchwieg.

Und als ſie von den Feuern der Fuggerſchen Offizin wieder heimwärts ritten, wunderte ſich der Sankt-Gallener über den Jüngling Theophraſt nicht mehr.

Die Seigerknappen wurden ſtill und lauſchten, wenn der Arztesſohn etliche Worte der Erläuterung gab. Ein Laborant hatte ſeinen Verſuch mit einem Fluß-mittel erklärt, das den ſtrengſten Erzen gerecht zu werden verſprach, und den Einwänden des Jünglings ernſt begegnet, über ſeine Zuſtimmung offen Freude gezeigt.

Sie ritten ſtill nebeneinander in ſchärferer Gangart, denn der Tag neigte ſich. Theophraſt ſah zwiſchen den Ohren ſeines Pferdes hindurch auf die gleitende Straße und das Spiel ſeiner Gedanken warf zuweilen eine Welle an die Oberfläche, ſein Geſicht zuckte, er bewegte die Lippen. Joachim Vadius lugte unter geſenkten Lidern hinüber und die Zeit wurde ihm trotz des Schweigens nicht lange. Dann verlautete es aus Theophraſt, als ſpräche er weiter zu ſich ſelber:

»Ihr lachet nun nit mehr, weil Ihr habet die Füerzungen geſehn, vor denen die Menſchenzungen ſtumm werden. Darinnen liegt die Urgewalt und das Element, da ſchweiget des Menſchen ſpöttiſche Art. Iſt eine Heilung und Inkehr. Was tuts, daß der Fugger darbi gewinnt! Habend die Kriegsknecht nit alſo auch umb des Herren Mantel geſpielt und einer hat ihn gewonnen! Iſt alles nur Fäulung und Tod in denen Händen der Kaufleut. Ihr aber ſeid ſtill worden an dem wunderwerklichen Leben. Dann das Element erfaſſet dich und mich mit ſiner Ewigkeit. Alls muß verſinken und wir verſinkend darbi, verderblich, ſchlackenhaftig ſeind wir und alls umb uns. Bleibet allein die Urgewalt, die iſt in die Element geſatzt, und alls iſt

nichts, dann ein Drang und Scheiden, den Elementen ein Spiel. Es iſt das Füer, das im Berg die Metall reifet und ſie im Ofen fließend macht und reiniget. Es iſt das Füer, das Uech den Hauch wärmet, und das Blut belebt und das aus denen Poeten, ſo der römiſch Künig feiert, fürleucht. Allein wir gangend ſpöttiſch damit umb, dann wir ſeinds gewohnt, nehmen ſin Kleid und Schlacken vor das Gewaltigſte an ihme und würflen darumb. Bis daß wir den erſten Blick tuend in ſin Urgrund us Gott. Dann müſſen wir verſtummen mit unſern Menſchenzungen . . .«

Und auch vor dieſem Feuer verſagte dem Magiſter der ſieben freien Künſte die Sprache, denn er war keiner von denen, die den Quellaut, der aus Tiefen der Ehrfurcht aufklingt, mit Redegeflatter zu verſcheuchen ſtreben. Er wußte nun, daß er in den beiden Bombaſten, im Vater und noch mehr im Sohne, einer Natur gegenüberſtand, mit der er um ſeiner ſelbſt willen zu einem Frieden kommen ſollte. Faſt erſchrak er vor der Frage, die er an Theophraſt richtete:

»Was willtu dann noch uf denen hohen Schulen?«

Aber Theophraſt verlor Zügel und Bügel nicht.

»Es möchte mir zuweilen eng und klemm werdend bi minen Kolben und Fürlagen us Glas und Irden. Das Element, ſo durch die Oefen wehet, iſt in ſiner Natur gewaltiget als wie ich und ziehet mich us der Enge. Dann ich weiß, ich hab ſine Grenzen nit erfahrn an Oefen und Büchern mines Vaters, Wilhelm von Hohenheim. Mich ſollend die Meiſter uf denen hohen Schulen weiſen, dann ich will das End ſehen des

Anbeginnens, dem ich bin unterworfen. Sie müſſend es tun, ſie ſeind von Gott darzu beſtellt.«

»Wen willtu da hörn?«

»Die großen Heilmeiſter und Lehrer.«

»Wie ſollen die dinen Weg und Ziel vor dir uſton?«

»Sehet hinweg, Magiſter Vadius, von denen groben Oefen, davon wir kommen. Des Menſchen Leib iſt alſo auch ein Ofen, und brennt ein ſubtil Füer in ihm. Das will ich us dem Grund der größten Meiſter erkennen und alſo den Kranken helfen mit Regierung ihres Füers. Mine irdnen Fürſchüblein und Kohlen, Bälg und Inſtrument all ſollen von ihrer rauhen Art laſſen und mir zu ſunderlichem Grad und Feinheit erwachſen.«

»Theophraſte ab Hohenheim, ich glaub, din Gemüt ſeie als weit und demütig als dine Red, ſo will ich dir ſagen: auch ich bin nit am Ziel und mine Träum ſeind nit leicht und ſchwerer dann du meinſt. Ich wollet miner Mutter Milchpfennig ſparn, die ſie an mich gewandt, darumb ſo hab ich die Schulmeiſterei von dem Rate zu Dank empfahn. Jedannoch ich merk es wohl am Anfang, daß mir mine Haar nit ſollen grau werden, indem ich denen Knäblin zu Villach den Virgil inbläu. Du haſt mir mit dinem offenbaren Mut nicht ein kleinen Troſt geben.«

Da wurde der Jüngling Theophraſt in Freuden rot und ſein karg gehaltenes Herz floß vor Hoffnung über:

»Ich hab kein Fründ nit und bin allerwegen allein.«

Joachim Vadius fand ſich dieſem Ausbruche augenblicks wehrlos gegenüber. Er ſchwieg betreten, ſah

ſuchend in das Drautal, das ſich vor ihnen abend-ſchimmernd auftat. Dann huſchte ein Lächeln kühler Befremdung über ſeine Züge. Was ihm kurz vorher an ſeinem Begleiter demütig und beherrſcht erſchienen, kam ihm jetzt zügellos und anmaßend vor. Er fühlte es prickelnd wie eine Zurechtweiſung: der junge Hohenheim verachtete die umgänglichen Wege, auf denen die Menſchen einander begegnen, ohne daß ſie ſich preisgeben müſſen, und damit verachtete er auch die Menſchen, denn es gab deren nicht viele, die ſich preisgeben konnten, ohne alles zu verlieren. Was ſchuf dieſem Jüngling ein Recht, ihm und den andern an die Nieren zu fühlen, das anmutige Spiel der Form zurückzuweiſen, den Nebenmenſchen zum Bekenntnis zu zwingen, unbekümmert darum, ob deſſen Geiſt nur die Muſeſtunde wünſchte oder niemals in die Tiefe gelangen konnte! Wähnte er ſich ſtark genug, auch den Nächſten zu probieren, ihm nach Wohlbefinden ſeine Hand zu reichen und ein Herz dafür zu fordern! Wie mühelos erquickend war dieſer Art gegenüber die Freundlichkeit der wiener Poeten, deren Selbſtgefallen der Sankt-Gallener gleichwohl durchſchaute; ſie wußten alle, daß ſie eines blühenden Gartens feinfühlende Genießer waren, und das machte ſie umgänglich. Dieſer aber war in ſich gebunden und wollte auch die andern binden. Unheimlich wie ein Kobold ritt er neben ihm, tat ſeine Weſensfragen und ſchüttete ſein Weſen aus, marktete mit ſich und den anderen.

Und während der Humaniſt ein wachſendes Aer-

gernis nahm, lauſchte Theophraſt geſenkten Hauptes, im Innerſten tief beſchämt durch ſein Bekenntnis, einem Freundeswort entgegen.

»Daß du kein Fründ nit haſt und nit ein lieben Geſelln, kunnt ich wohl verſtohn, dann du biſt mir gar ein Kauz . . mit denen Füern und Lüten, die Oefen ſeind anſtatt Menſchen.«

Joachim Vadius verſuchte dabei gutmütig zu lachen, den verärgerten Klang ſeiner Stimme zu überdecken. Er ſah den jungen Bombaſt erblaſſen und erröten, ſah, wie ſich die Lippen feſt aufeinander preßten, wie die Stirne grübleriſche Falten zog, der Kopf lauſchend in den Nacken zurückſank und die verkniffenen Augen in die Weite ſpähten; faſt greiſenhaft erſchien ihm das bartloſe Knabengeſicht, aber Joachim von Watt empfand keine Reue über ſeine Härte.

Doch des jungen Bombaſt Augen wurden bald weit und ſein Mund verlor das Bittere. Als ſei er eines Zweifels entbunden, ſagte er ruhig:

»Das meinen die andern auch.«

Und Joachim Vadius wußte, daß er nicht beſtanden habe. Sie ritten fortan ſchweigend nebeneinander her. Sie erreichten die Mauern, als man die Tore ſchließen wollte.

In der Nacht lag Theophraſt lange wach. Die feuchte Wärme des nackten väterlichen Leibes neben ihm beläſtigte ihn, trotzdem ſie beide ſtrenge Bettzucht hielten, ſtrack und unbeweglich nebeneinander ruhten. Daß er von dem fremden Magiſter auf ſich zurückge-

wieſen worden war und daß es hohnvoll hatte geſchehen müſſen, erfüllte ihn mit einem faſt bedrängenden Mut. Kein Stachel war geblieben, eine beherrſchte Freude nur, wie ein heimliches, letztes Erkennen: Du mußt allein und ſelber ſein, dein iſt der Weg. Und in dieſem Rauſchgefühl ging Kindesdank und Sohnesliebe, die er in ſich lebendig wußte, unter wie Bleiglas, das dem glühenden Sud eines wilden Erzes zugeſetzt wird, um es fließend zu machen.

Er wollte allein ſein und der führenden Liebe entraten. Er wollte die Stimme der großen Meiſter hören, die jenſeits von Neigung und Sorgfalt um ihn, nur einer letzten Erkenntnis dienten, vor der alle Pforten ſpringen.

Bald kam der Lenz, der die Straßen befreit, ſein Lenz, der ſeinen Weg enteiſen ſollte.

Ihm mangelte das Lied der andern, um die Bruſt zu löſen, die vor Sehnſucht bebte – ſeine Mutter war zu früh verſtummt. Er hätte das Herz in einen leiſen Geſang betten wollen, davon der Schläfer neben ihm nicht erwacht wäre.

In wenigen pulſenden Wochen war Villach fahrtbereit, und die bamberger Soldknechte ſtanden nach den ſcheeläugigſten Zeiten, die ſie je verlauert hatten, wieder mit aufgeſpreizten Ellenbogen in den Gaſſen. Alle andern Tage ritt einer über Arnoldſtein nach Tarvis, wo er die Wegwacht aus Raibl über das Wetter des Predilpaſſes und die aus Malborgeth über die Wehen des Kanaltals verhörte. Endlich am fetten

Donnerstag, der geſetzt iſt, um dem Geſäuſe der Faſtnacht einen geſchmälzten Grund zu legen – es war zur Veſperzeit – da blieſen die Stadttrompeter vom Sankt-Jakobsturm herab und läuteten alle Glocken über die Stadt hin, daß der Wegbann gebrochen ſei und die Meereskönigin ihren Gürtel gelöſt habe.

Einen Spätſommer, Herbſt und Winter war die Sorge dick vor den Fenſtern und Augen gehangen und alle Kraft in ſich erſtickt, dann war die ſchleichende Hitze in ein Arbeitsfieber umgeſchlagen: bereit ſein, der erſten Stunde gewärtig! Der Waffenſtillſtand ließ die Peitſche ſeiner Galgfriſt über ſie hinknallen, er bot keine läſſige Gewähr, die den Atem gelockert hätte. Und die Stunde, die goldene Stunde hing in den Wolken und Winden. Nie noch zitterte Villach ſo ungeduldig unter dem Föhn. Da zerriſſen die Glocken und Trompeten die Fronſtränge. Das Fieber erloderte in luſtvollen Flammen. Die Faſtnacht ſchleifte die Sorge durch die Straßen, zerſtampfte ihren Leichnam.

Es waren keine ſpülichtdünnen Kloſterſuppen und mageren Pferderippen, die unter den Naſen der Gewerkſchaftsherren, der Ratsbürger und Zunftgenoſſen dampften. Wein und Bier kratzte, zog, zerrte Zunge und Gaumen nicht. Drei Tage lagen ſie über den triefenden Tiſchen, ſahen in die Fettaugen der Schüſſeln, aus denen es nach allen Gewürzen duftete, und ſchluckten die edelſten Weine, dämmten und ſchlemmten ſich des Tages dreimal voll. Am dritten ſchäumte das gehitzte Blut in der Allermannsfaſtnacht aus.

Bis dahin waren Adel, Ratsbürgerſchaft und der

gemeine Mann geſondert in Haus und Wirtſchaft geſeſſen. Der dritte Tag dämmerte allen gemeinſam noch unter hellem Sonnenſchein zu Trunkenheit und Völle der Nacht.

Herr Wilhelm ſaß in der Ratsſtube bei den edel, feſt Gſtettnern, Egkhen, Puggeln, Robineggen, und Theophraſt wartete ſeinem Vater auf, wie es der junge Balthaſar Gangitſch, Chriſtof Gortſchacher und Marx Schröck ihren Vätern auch taten.

Die Augen glaſteten, die Stirnen brannten, Frauen und Töchter glühten, ſangen, kreiſchten, ſchwatzten nicht weniger laut als ihre Eheherren und Brüder brüllten, fluchten, raſſelten und lallten.

»Reich her! ... Schenk voll! Meine Gurgel iſt ein' glühend Aeſchen!«

»Zieh, zieh bis an Grund ... auf dem Nägelein ſolltu mir probirn!«

»Tu' auf ... Neſtel unde Latz ... iſt eine freudige Zeit ...«

»Deiner zehend auf einzig ein Streich! Daß dir die rot Supp ab den Kragen rinnt!«

»O lahms Viehe, das du biſt!«

»Weis mir dein Stutzen!«

»Hoppaho! Hähnelein, der Hahn iſt noch nit tot,
Man hört ihn krähen nächtens ſpat, iſt umb den Kamm noch rot!
Kling, ſing, rundrundelrum,
Bis es auch an mich kumm!«

»Ei, Bäslein, ſo hat Euch ein Froſt angeſtoßen! Seind Eure Aepfelchen hart unde gelind!«

»Ihr ſeid ein kützelfroh Untier, laſſet Eure Händ!«
»Ich freß dich ſamt dinen Läuſen!«
»Hint fang an, dort haſt dein Senf darzu!«
»Hahooo! Ohnfläterei!«

»Und wer ein ſtäten Bublen hat,
Der ſoll ihm winken nit zu ſpat
Und winken mit den Augen
Und treten auf den Fuß;
Iſt hart und will kein taugen,
Daß er ſein Buhlen meiden muß . . .«

Die Pfeifen, Flöten, der Dudelſack fielen ein und die jungen Leute faßten das Frauenzimmer, zogen es, das Tanzlied aus ſaueren Schlünden gröhlend, in einen Nebenſaal, deſſen Boden unter den gumpenden, ſtampfenden Füßen erbebte, daß die Butzen im Blei klirrten.

Theophraſt lehnte, vom Weine tief befangen, in einer Ecke und ſah mit einem fernen Lächeln auf ſeine Altersgenoſſen. Der Chriſtof Gortſchacher und der Andre Halfinger wollten nach Wittenberg auf die Schul, der Jeronime Gſtettner nach Tübingen.

»Wohl auf, wohl auf am grünen See,
Sunſt findt man nindert Freuden meh
Mit Tanzen und mit Springen!
Und wer dann gleich nit tanzen will,
Der höret höflich ſingen . . .«

Der junge Euſtachi Puggel wankte auf ihn zu und erhielt ſich an den beiden Zinnkannen in den rudernden Händen das Gleichgewicht.

»Du Theofraß ... Dreckfraß ... du tümmlnder Haſenkopf ... baumbäſtiger Schlapp ... du ſollt mir ein Laur ſein, ſo du nit auf der Stell ... B'ſcheid tueſt!«

Er ſtieß ihn mit einer Kanne vor den Bauch, daß der Wein über den Wams ſchoß. Theophraſt nahm, ohne ſein Lächeln zu verlieren. Er hatte den Euſtachi Puggel nicht verſtanden, preßte die kühle Kanne zwiſchen den Händen und ſah auf die Vittoria della Porta hinüber. Sie hatte ihr venetiſchrotes Haar gelöſt, ihr helles Lachen, das wie eine Silberſchelle über den Saal girrte, machte die Muſik und das Gegröhle gemeiner. Die Neſteln ihres Schleierhemdes waren aufgetan, die junge, weiße Bruſt leuchtete im Widerſchein der roten Haare.

»Glotz nit ... Knollfink ... ſauf!«

Der Euſtachi Puggel rannte ihn neuerdings an, ein Glück, daß Theophraſt im Winkel lehnte. Und er trank, ohne ſeine Augen von der trunkenen Vittoria zu wenden.

Er lallte: »Das Füer ſchlägt ihr us dem Houpt ... es iſt des Kupfers, der Venus Farb ... die muß brennend ſin und heiß ...«

»Huiii o ho ho! Jero ... Jeronimeee!«

Der fette Puggel taumelte auf den jungen Gſtettner zu, der die Vittoria della Porta ſchwenkte, hing ſich an beide, wies gluckſend auf den Hohenheim, der tief erblaßt war, deſſen Knie zitterten, obgleich er ſich in die Höhe ſtraffte. Jeronime Gſtettner und die ſchöne Vittoria brachen in ein ſchallendes Gelächter aus.

Dann kam das junge Weib auf ihn zu. Sie raffte ihre Haare hinter dem Nacken mit beiden Händen auf und, ehe es noch ihre Ritter hindern konnten, ſtand ſie lachend, dicht vor Theophraſt, den ſie um einen halben Kopf überragte, und warf die kupferne, duftende Laſt über ihn. Theophraſt ſah die Augen der Trunkenen ſprühen, er fühlte den Boden unter ſich verſinken.

Als Vittoria ihre Haare zurückſtreifte, lag Theophraſt bewußtlos zu ihren Füßen.

Die anderen trampelten weiter. Jeronime riß ſeine Tänzerin in den Wirbel. Er hauchte ihr etliche Worte ins Geſicht, ſie ſtemmte ihre Arme gegen ſeine Bruſt und wand den Oberleib zurück, hieß den glühenden Jeronime einen gehörnten Bacchanten.

Der Euſtachi Puggel beugte ſich ſchwerfällig nieder, hob einen Arm des jungen Hohenheim auf und ließ ihn fallen. Er ſchmunzelte beſeligt.

»Da liegt die chymiſch Sau tot . . . tot . . .«

Er faßte die Weinleiche ſchnaufend unter den Achſeln und ſchleifte ſie in den Saal.

Während Theophraſt traumlos ertrunken lag, raſte der Föhn des lenzigen Blutes durch Villach. Hinter den Larven war Herr und Knecht gleich. Mann und Weib tauſchten die Kleider. Und den Pforten der Mönchs- und Nonnenklöſter enthuſchten vermummte Geſtalten, um eine Nacht im Taumel des Gottes unterzugehen, der den belaubten Stab ſchwang, ehe der andere Gott, der das Lachen nicht kannte und nur den Schmerz, am Kreuze verblutete.

Mit jedem Tag wuchs die Unruhe in Theophraſt, er wurde ſcheuer und mürriſcher. Seinen Altersgenoſſen ging er aus dem Wege. An einem ſonnigen Morgen, der vom Frühling zitterte, begegnet er der ſchönen Vittoria. Sie war von Vater und Bruder geleitet, hundert Züchten und Frömmigkeiten umwoben ſie. Sein beſtürzter Gruß fand kaum einen Dank. Aus dem jähen Schrecken ſeines Herzens ſtieg matt die Traumerinnerung an rote, duftende Feuerwellen und an die glimmenden Augen. Er ballte zornig die Hände, ſtampfte achtlos im Rinnſal weiter, daß es ſpritzte. Am Grinſen der Leute merkte er, daß er mit ſich ſelber ſprach.

Und auch Wilhelm Bombaſt fühlte die Stunde unaufhaltſam, in der er allein bleiben werde. Vater und Sohn mieden das Abſchiedswort, das fallen muß, lange bevor Trenſe und Stange im Maul des wegfertigen Gaules klirrt. Ihre Reden duckten ſich unter den Schatten des Alltags, wurden karg und dürr, bis endlich in einer Nacht, da ſie einander nicht ſahen und doch die wache Schonung fühlten, die ſie einander gönnten, Herr Wilhelm den Schluß fand:

»Ich hab vor dich einen Zecchino und eine Goldkron bereit, das iſt mehr, dann ich in deinen Jahren je geſehen. Ich war ein Pauper und ich bin uf der Pfauenburs zu Tübingen nit nur einmal hungernd entſchlafen. Allein du ſollt nie von mir verlaſſen ſein und nicht dem ſchlechten Gelde und Schinderlingen mit deines Leibes Notdurft unterworfen, ſo noch von Kaiſer Friedrichs Zeit her im Land haufenweis umb-

laufen. Das Geld wirſt du in dein Wams nähen, das ich dir hab us des Biſchof Erhard Wams ſchneiden lan. Alſo will ich dir auch etlich Piccoli in Münz zuſtoßen, dabei ein Paar artlich geſchnäblet Schuh und zween Hembt, derglichen ich zu derſelbigen Zeit nie gehabt. So ich mein Hembt wollt wäſchen, hat mir mein Wammes rauh gnug tan, bis daß es wieder getrücknet. Allein es ſteht mir wohl an, daß du ſollt beſſer gehalten ſein; und von der erſten Zehrung iſt ohndas niemalen ein Leben ſatt worden.«

Theophraſt erglühte vor Freude und Dank. Er wagte nicht zu reden, nur tief ſeufzte er auf. Wilhelm Bombaſt wußte, was den Sohn bewegte.

»Es hat auch mein Gemüt angefaſſet als eine Trunkenheit. Dann das Leben tut ſich dem Manne nur einmal auf, wenn er von Vater und Mutter läßt. Das ſoll dir nit verkümmeret ſein.«

»Ich will niemalen von Uech lan!«

»Das iſt gut gered't, mein Sohn Theophraſt, ſtaht aber nit bi dir. Du biſt in dein Weg geborn, der zweiget ab dem meinen. Gang deiner Weg mit Gott, ſei ein Menſch und ſuch dein Frieden.«

»Ich will min Frieden nit,« zwängte es ſich aus Theophraſt.

»Und wirſt ihn dannocht ſuchen. Es iſt keine Kreatur geſatzt zwiſchen Himmel und Erden, die den Frieden alſo begehret als der Mann, und die ihn nindert find't. Das aber iſt der Weg, der den Mann über alle Kreatur hinausführt.«

Theophraſt hörte die Worte, aber ſie widerhallten

nicht in ihm. Wilhelm von Hohenheim wußte das wohl.

»Was ſoll ich dir ſagen, das beſt ſeind die Wort niemalen geweſt. Ich bin alt, du biſt jung, ich kunnt mein Wort nit jüngen. Meins getrüen Glaubens an dich ſolltu gewiß ſein auf allen deinen Wegen und du ſollt es lebendig fühlen, daß deine Jahr, darein du gehſt, die hohe Zeit ſeind eines Lebens. Da tuen ſich die Knoſpen uf und, was einſt bitter fruchten ſoll, duftet us denen Blüten.«

Theophraſt ſchloß die Augen. Ihm war, als müſſe er ſich noch einmal des edlen Schutzes ganz erſättigen.

Verſchütteter Quell

Aus tiefſtem Weſensgrunde der beiden Bombaſte von Hohenheim war der Quell ihrer Selbſteinſamkeit hervorgebrochen.

Anderen Geſchlechtern, die noch im Knoſpendrange ſchwellen, fließt er verborgen unter der grünenden Matte und ſucht den Tag nicht. Sie tragen die bitterköſtliche Welle wie einen Schatz letzten Lebens und ahnen den dunklen Pulsſchlag nicht, der ſie mit Wärme erfüllt. Sie blühen auf wie unter einer Gnade. Wird aber die Lebensdecke dünn, iſt die Kraft verzehrt, da viele fruchtende Geſchlechter aus ihr geſogen haben, dann bricht ſie hervor, rot, funkelnd, klar wie flüſſiger Rubin. Die Engel der Jugend weinen am Rande des Quells, und die großen Genien der Menſchen tauchen ihre Hände tief hinein, ſie trinken von ihm.

Und ſie, in denen die Selbſteinſamkeit aufgebrochen iſt, hören das heimliche Rauſchen und wiſſen, daß ſie den Laut von zahlloſen Geſchlechtern her in ſich tragen, deren Sprache ſie nicht mehr kennen, von deren Luſt und Leid ſie nichts mehr wiſſen, deren Staub längſt verweht und gewandelt iſt, deren Heimlichſtes und Letztes doch noch lebt und aus ihnen aufbricht. Weſſen Ohr dafür erwacht, der zerfällt wie eine reife Frucht, er ſtirbt, indem er lebt, und ſucht Erdreich außer ſich; er ſchüttet ſeinen Samen. Mag er in Kraft und Willen ſprühen, daß die andern um ihn in Haß und Liebe entbrennen – ſie ahnen nicht, daß ſie nur

Erdreich ſind – er, deſſen Ohren hell werden, ſchweigt doch im Innerſten, ſchweigt, lauſcht und ſtirbt. Und ſollte er nicht das Leben dreimal höher lieben, ſollte er nicht dreimal reicher fruchten, nicht dreimal heißer fühlen in Hingabe und Zorn! Und muß er nicht verſtummen, wenn der bunte Tag ſchreit!

Theophraſt vernähte die beiden Goldſtücke in ſeinen Wams. Was er ſonſt mit ſich zu führen gedachte, lag in einem wächſernen Tuche verſchnürt. Wilhelm Bombaſt ſprach hie und da von der Univerſität Padua, Ferrara und von Tübingen, er meinte auch zögernd, daß Theophraſt in den beſten Offizinen als Laborant aufgenommen würde. Im Grunde aber verſagte er ſich den beſtimmenden Zuſpruch und entſcheidenden Rat. Die Kenntniſſe ſeines Sohnes waren über Handlangerdienſte hinausgewachſen, ein glühendes Herz ſchlug nach den letzten Grenzen und die mußte es auf eigener Bahn erfahren. Auch Theophraſt ſchwieg, als ahne er die erzieheriſche Weisheit ſeines Vaters, von deſſen Mund und Hand er faſt alles gewonnen hatte, was er an geiſtigem Weggut beſaß.

Der Süden war frei und der Norden; täglich verließen Warenzüge lärmend die Tore. Der Sohn des Stadtarztes hätte ſich einem jeden anſchließen können.

Wilhelm Bombaſt fühlte, daß Theophraſt nicht ihrer Trennung wegen hinhielt. Es gab chymiſche Gemenge, deren Einzelkräfte ſich dem höchſten Feuer widerſetzten, bis das entfeſſelnde Quentchen Flußmit-

tel zuſtieß und in ſtürmiſchem Auftriebe alles bewegte, ineinander goß, zu einer Kraft und einzigem Weſen ſteigerte. Und er kannte die zähflüſſige Art von der Ochsnerſchen Seite, von des Sohnes Mutter her. Aber er wußte auch, daß die in ſich verhaltene Natur, einmal bewegt, nicht wieder zu ihm zurückfinden werde. Dieſer Abſchied galt für das Leben, das dem ergrauten Heilmeiſter noch blieb, und doch hätte er ihn nicht hindern wollen.

Die Frucht löſte ſich vom Aſte, deſſen Säfte ſie hatte nach Wachstumsrecht ſaugen müſſen. Es bedrängte Wilhelm Bombaſt wie ein Mangel, daß er ſich darüber weichmütige Gedanken machte. Ueberall fielen die Kinder von Haus und Elternhand ab; er kannte keinen Vater, der nicht unmutig geworden wäre, wenn der Sohn vor dem Lebenstore zauderte. Warum hing er an dieſen letzten Tagen wie an einem weichenden Glücke! Mißtrauen dem eigenen Blute gegenüber! Angſt vor deſſen Geſchick! Weil Theophraſt anders war als die andern, weil er darum wird leiden müſſen! Blieb das nicht auch Gewähr, daß er anders wachſen werde als die andern! Er mußte leiden kraft ſeines Weſens! Wie Theophraſt Sorgfalt und Mühe vom Vater unbekümmert angenommen hatte und ſich darum nicht dienſtbar fühlte, ſo ſollte alles Geſchenk und jede Gnade wieder von ihm genommen werden, daß er eigenbürtig über ſich hinausfinde. Das ſuchte der Sohn, er drängte darnach, faſt ſchien es, als wiſſe er, wie viel er da wolle. Starke Gewalten bewegten Theophraſt, ſtärkere als jemals ihn, den Vater! War das

kein Zeichen! Konnte ſich ſein Blut im Kinde zu höheren Graden läutern!

Und dieſer reinſte Liebeshauch erfüllte Wilhelm Bombaſt mit einem beglückenden Dank dem Gotte gegenüber, dem er freimütig, weltbewußten Glaubens anhing. Eine zarte Freude durchzog ſein Bangen vor der Einſamkeit, er legte ſie, bittend für Theophraſt, in des Gottes Gnadenhand. Daß dieſe Freude die kühne Selbſtbefreiung eines Herzens war, das weit über das Lebensgefühl ſeiner rauheren Umwelt hinausflutete, konnte er nicht ahnen, der Sohn einer herzensſchlichten Zeit. – So fand er die Kraft, Theophraſt zu treiben. Er bat den Magiſter von Watt zu einem Abendeſſen, denn er hatte längſt beachtet, daß die beiden jungen Männer im Ueberlegenheitskampfe ſtanden.

Vielleicht war ſein Faden zu fein beſponnen. Er ſah, wie ſie einander friedfertig begegneten, Vadius Vorſicht und Zurückhaltung übte, Theophraſt harmlos blieb. Wilhelm Bombaſt wußte nicht, daß die beiden längſt an die Schranken ihrer Perſönlichkeit gelangt waren. Doch ließ Vadius einmal die Frage fallen, wohin ſich Theophraſt wenden werde.

»Min Vater hat mir vor die Zehrung einen Zecchino und eine gulden Kron nach Reichsanſchlag geben. Ich weiß nit, wellichs Gold wird die mehreſt Kraft han und mich in ſin Land ziehn. Allein ich hab mit den Herren Puggel und Robineggen abgeredt, die laſſend uf Gerdrudistag zween Frachten mit ſtarkem Geleit uf Venedig und Ulm reiſen. Da kunnt ich unter dem Geleit mit.«

So war ein Wort gefallen und eine Zeit geſetzt. Vater und Sohn erwogen in den wenigen Tagen, die ihnen noch blieben, Norden und Süden, denn Wilhelm Bombaſt hatte in Deutſchland und Italien ſtudiert. Dabei wurde der Heilmeiſter ſtets froher, denn Theophraſt drängte keinem kurzen Wege nach.

»Das gibt mir einen gewiſſen Glauben und iſt mir wert, du willt den Grund der Kunſt und nit ein Titul.«

Da ſah ihn Theophraſt verwundert aus weiten Kindesaugen an.

»Ihr habet mich allezit dahin geführt, Herr Vater.«

Wilhelm Bombaſt beugte ſich tief über die Reibſchale, darin er ein Pulver miſchte. Er nahm dieſen unerſchütterlichen Dank, als werde ſein Leben daran für das einſame Alter reich. Und er pries insgeheim das Ochsnerhaus an der Teufelsbruck und deſſen ſchlichte Mitgift für den Sohn und Enkel.

Noch qualmte das Lämpchen vor Anbruch des Gertruditages. Auf dem Tiſche rauchten die Speiſenreſte und beide Becher waren nur halb geleert. Theophraſt zwängte ein kaltes Stück Fleiſch und ein Brot unter die Schnüre ſeines Wachstuchbündels.

»Es iſt noch allzu frühe und vor dem Tag . . .«

Theophraſt ſchüttelte den Kopf. Wilhelm Bombaſt hatte ihn ein Wegſtück ins Kanaltal hinein begleiten wollen. Er war vom Sohne gebeten worden zu bleiben.

Sie umarmten einander kurz, rangen nach einem Wort und fanden es nicht. Das Lächeln allein, das

die eigene Wehmut für den andern überwindet, blühte auf ihren Lippen.

Gatter und Flügel des Obertores waren noch geſchloſſen. In der Kirchengaſſe ſtanden Pferde und Geleitmannſchaft, hinter ihnen die Plachenwägen des Robineggſchen Güterzuges nach Ulm – der nach Venedig werde erſt zu Mittag rollen, zwei Wagen müßten umgeladen werden.

Theophraſt überlegte nicht lange. Zurück zum Vater wollte er nicht mehr, die Zeit zu verlauern ſchien ihm matt und feige. Es flog ihn an, den ſorgſam bedachten Plan zu zerſchlagen, Padua zu laſſen und der deutſchen Zunge zu folgen. Wohin! Von Ulm aus werde er ſchon weiter finden.

Der Wagenmeiſter nahm ihn nicht ungern auf, denn er wußte, daß der Arztesſohn mit Wunden umzugehen verſtand, auch der Geleitführer konnte einen Mann mehr brauchen, war der auch klein, ihm hing doch ein mächtiglanger Degen an der Seite. Theophraſt ſattelte und zäumte ſein Maultier, band ihm das Bündel auf, und als das graue Himmelslicht die Torknechte mahnte, raſſelnd das Gatter zu ziehen und knarrend die Eichenflügel unter das Gewölb zu drehen, ſtand er in ſeinen Bügeln und ſah die krumme Gaſſe noch einmal aufwärts gegen den Sankt Jakobsturm, unter dem das Fuggerhaus nur wenige Schritte gegen Morgen zu lag.

In Tamsweg ſchrieb er dem Vater einen Zettel und gab ihn einem Leiningerſchen Frachtenzug mit, der auf dem Rückwege augsburger Güter nach Villach führte.

»Lieben, gnädigen Herren Vater mein kindlichen Dank und ehrbietigen Gruß derweilen wir allhie ze Tamswegen im Schnee liegen und vermügen nit die Fahrt zu fördern. Wöllet Uech nit verwunderen noch entſatzen, daß ich bin ins Boreïſch davon und abgewichen von Padova und denen Walliſchen. Dann es iſt im Aufbruch unter dem Obertor alſo zu mir geſtoßen mit einer freudigen Begierd. Uns behelliget niemand nit auf dem ganzen Weg. Auch hab ich ein Knecht, ſo ſich ze Türrachen an gefäuletem Fleiſch übel tan, mit geſalzen und warmem Waſſer und Butter darin vomiert, ihme alſogleich den Finger tief ins Maul geſtoßen, zween Mal, und iſt der Kerl von Stund an geneſen, das hat mir bei denen andern ein merkliche Anſehen geben, iſt mir nütz. Wöllet mich gnädiglich laſſen des veränderten Weges genießen und ſolichen nit vor ein wankend Gemüt noch ein Untrüe nehmen, ich glaub die Kunſt iſt allerorten. So reis ich mit denen Robineggiſchen gen Ulm im Geleit, das iſt auch mein Zehrung. Dann der Meiſter hat Vollmacht bei fünf Mann in denen Oertern zu werben, dieweilen wir bei fufzehend Wagen ſtark ſeind, jedannocht manglend am Geleit. Und iſt mein Bitt, das Uech der höchſt Gott müge in Frieden bewahrn.

Datum ze Tamswegen Die Rupperti

Theophraſtus ab Hohenheim, Ueer Sohn.

Hie hab ich lunariſch Gſtein geſehn und wachſet auch viel Silbers in denen Tauren.«

In Ulm ſaß er auf der Mauer des Fiſchkaſtens, deſſen Brunnenſäule ein Wunderwerk des Meiſters Syrlin iſt, und ſah über eine hundertköpfige Menge hinweg, die um den Pranger ſtand. Von den Gaſſenknechten war ein dicker Barfüßermönch in Landsknechtskleidern zuſamt einer vom Frauenhaus nächtigerweile aus dem Schatten des Münſterportals gezogen worden, da er ihr gerade den Teufel mit Beelzebub austreiben wollte, denn man ſagt, ein Keil treibt den andern. Die Büttel führten den Mönch und das Weibsbild am andern Tage durch die Gaſſen und machten eine Hochzeitsmuſik mit Pfeifen und Trommeln dazu. Sie riefen: »Sehet an, ehrlich Leut, wir haben ein Hochzeiter und die Braut!« Auf dem Pranger banden ſie der Hure die Röcke über dem Kopfe zuſammen und ſtäupten ſie. Dem Mönch waren die Hoſen ausgezogen worden, ſo daß er vor Kälte blau anlief und ſchlotterte. Er mußte, da ſeine geiſtliche Perſon nicht unter die Ruten kommen konnte, dabei knien und zum Geheul des Liebchens einen Roſenkranz beten. Dann wurde das Pfaffenmenſch aus der Stadt geſagt und der halbnackte Mönch bekam vom Volke, was ihm die Obrigkeit ſeinen Weihen zuliebe nicht gönnen konnte.

Theophraſt war dieſe Nacht auf der Ulmer Bachantenſchule gelegen und hatte erfahren, daß in Ober- und Mitteldeutſchland die tübinger Univerſität weitaus zu höchſt in Blüte ſtünde. Ein Schülerlein, Jerg Idelhauſer aus Elchingen, geſellte ſich zu ihm, kaum dreizehn Jahre alt, ein friſcher Junge, und er verſprach ſchützenweis mitzulaufen. Der lange Degen, und daß

Theophraſt in einem ſtattlichen Geleite von weither angeritten war, hatte ihm ſo gut gefallen.

Sie wanderten über Blaubeuren, wo ihre Mägen und Brotbeutel in der Abteikücke eines wahrhaft chriſtlichen Viatikums teilhaftig wurden, da Theophraſt den Benediktinern nicht verſchwiegen hatte, daß er ein Sohn des Hochſtiftes zu Einſiedeln ſei; und dann überquerten ſie die Alb. Jerg Idelhauſer hielt treu an ſeine Schützenpflichten. Er ſang und bettelte ſich und ſeinen Bacchanten in die Bauerntöpfe und Heuböden hinein. Theophraſt konnte die Piccoli ſparen. Doch waren beide froh, als ſie aus den winterlichen Nachwehen des rauhen Alblandes gegen Urach niederſtiegen und am Auferſtehungstage bei Kirchheimtälinsfurt zum Neckar kamen, der ſeine lebendigen Waſſer durch den Blütenrauſch des Tales drängte. Sie waren dem Ziele nahe. Eine Biegung des ſanftgeweiteten Beckens ſchob die weſtlichen Hügelwellen noch ſo weit voreinander, daß ſie die Stadt nicht ſahen.

Da ſagte Theophraſt mit großem Ernſt und rannte ſeines Degens Schuh in den Boden, während ſich ſeine Hände über dem Knopfe kreuzten: »Mein Schütz Jerg, der Baur ſpricht, dort hinter dem Gebürg liegt unſer erlaucht Mutter Tubinga, des ſeind wir gewaltig froh. Du haſt dein Ambt wohl verſehn und gutes Muts mir gedient. Alſo wöllend wir, eh dann wir unſer Mutter grüßen, uns ein Trunk vergunnen. Der ſoll dich deines Ambts und Dienſtbarkeit entledigen als freien Schüler, uns aber beid um eins höher ſtimmen.«

Darauf hin warf Jerg Idelhauſer ſeine Mütze hoch in die Luft und krähte wie ein junger Hahn. Sie gingen mit ſtattlichen Schritten, von der eigenen Feierlichkeit beluſtigt und gehoben, auf ein Haus zu, deſſen Giebel winkend ein Rädlein wies.

Theophraſt warf drei Piccoli auf den Tiſch. Sie tranken einen Funkelroten, der ſollte auf der tübinger Sonnenhalde gewachſen ſein, und fanden ſich innerlich durchwärmt und gegrüßt von ihrer Alma Mater. Leuchtenden Auges gingen ſie die letzte Meile an.

Bald weiteten ſich die beiden Höhenarme gegen Untergang, ſie ſchienen einen ſanften Doppelhügel zu umfangen, in deſſen Falte wie ein Bruſtſchmuck Türme, ſpitzragende Dächer, Mauern eingeſchmiegt und halbverborgen lagen. Die Sonne verhüllte mit ihren abendlichen Glutſchleiern das fernere Tal.

Theophraſt ſtand ſtill. Er zog den Hut, ſtreckte ihn grüßend gegen die Stadt hin. Auch Jerg, der Schütz, nahm ſeine Mütze in die Hände. Die Sehnſucht, die aus dem Geſichte ſeines Bacchanten leuchtete, rührte das muntere Knabenherz.

Still gingen ſie weiter, ihre Augen ließen nicht mehr von der Stadt, deren Rauchfänge den dunklen, ruhigen Schattenriß der Burg Hohentübingen mit milchblauem Dunſte beſchmauchten. Erſt als ſie die Quaderbruck betraten, die über vier gewaltige Joche an den ſpitzgehelmten Torturm führte – ſie wurde auch von weitgereiſten Leuten bewundert, und der Kaiſer Maximilian hatte einmal öffentlich auf ihr gegeſſen – erſt atmeten beide von ihrer ſtummen Frömmigkeit.

Die Stadt umfing ſie und überrannte ihre Herzen mit fremden Bildern und Stimmen. Sie fragten ſich zur hochgegiebelten Burſe durch, die in vier Stockwerken über der Neckarmauer aufſtieg, aus zahlreichen Fenſtern auf die beiden Studentlein niederſah und wohl eine ſtattliche Wirtin und getreue Vaſallin der Alma Mater ſein mochte.

Trotzdem Henricus Bebelius Juſtingenſis, alſo ein Sohn der rauhen Alb, vom hohen Senat und Kollegium hinab bis an die Niederung der Suppoſita – worunter das grünſte Lateinſchützentum zuſamt den Offizianten, Pedellen, Schreibern und Handwerkern verſtanden war – mit ſeinem Hohn und einer vielgewandten Schmeichlergabe aufs eifrigſte gegen alles barbariſche Latein focht, er, ein gekrönter Dichter und Profeſſor der Muſen: die hechinger Latinität Tübingens, vor der einſt die Geſandten des Papſtes ratlos verſtummt waren, ſaß immer noch in den Zungen. Alſo gefiel, was Theophraſt dem Bruder Aurelius zu Sankt Andrä abgelernt hatte, doch ſo weit, daß man ihn als Grammatikus gelten ließ und wie ehemals ſeinen Vater auf die Pfauenburs nahm, um ſein Studienſchifflein an der Klippe der freien Künſte vorbei in das mediziniſche Fahrwaſſer treiben zu laſſen. Theophraſt hatte ſich feierlich zur Pfauenburs entſcheiden müſſen, wenn er auch nur in aller Unſchuld ſeinem Vater gefolgt war.

Zwei feindliche Heerhaufen, lagen unter dem geräumigen Dache des Burſenhauſes die moderngeſinnten und die altgeſinnten Scholaſten. Die Adlerburs ſchwor,

getrieben und gedrillt von ihren Profeſſoren und Magiſtern, auf die alles Blendwerk der Sinne verdunkelnde, gottgeborene Weſenheit der reinen Begriffe und Ideen, die Pfauenburs, die der Modernen, ſtritt für die leibhaftige Wirklichkeit der Dinge und ſchlug alles Begriffsweſen in den Wind. Doch das war keineswegs in zwei ſchlichten Glaubensſätzen getan. Sie hatten Fahnen und brauchten Fahnen, wie alle die den lebendigen Boden ihrer Entwicklung verloren oder noch nicht gewonnen haben. Von der Fahne der Altgeſinnten ſegnete der heilige Thomas die endloſen Argumente der Seinen und von der Fahne der Modernen lockte der Franziskaner Occam zu unſtillbarer Gegenrede. Kommentare, Paragraphen, Quäſtionen, Sophismata, Determinationen und Suppoſitionen, eine Flut und Gegenflut geſchulter Zungenkämpfe, von einem gärenden Pathos aufgedunſen, von galligem Hohn durchjaucht und maßlos bis zu unflätiger Beſchimpfung des Gegners entwürdigt, prallten in den wöchentlichen Disputationen aufeinander, beſonders in denen, die von den inſpizierenden Ordinarien der Theologie und Juriſterei beſucht wurden. Beide Haufen waren in Fähnlein geordnet: Stubengenoſſenſchaften, Domicelli, die unter ihrem paukenden Repetenten ſtanden. Und jedem Domicell war ſeine Weisheit in Exerzitien und Reſumptionen ſorgſam eingeſtopft worden, denn es kam darauf an, daß einer ſeine dreißig Disputationen zählte und in jeder zum wenigſten viermal reſpondiert hatte, ehe ihm der Grad, der Baccalaureus winkte – der Kandidat wäre denn

reicher Eltern Sohn, und Doktores wie Magiſtri könnten ſich nach ſeiner Promotion eines fetten Gelages und mancher Gaſtgeſchenke verſehen.

Und Theophraſt hatte an den lebendigen Feuern geſtanden, den Kampf der Elemente gefühlt und geregelt, im Erdenſchoß das Wachstum und Reifen der Metalle erſchaut und an den Krankenbetten neben ſeinem Vater das Ringen der Körper gegen die Krankheit belauſcht! Wohin war er geraten! Nach den erſten beiden Disputationen wollte er entlaufen. Aber ein Stubengenoſſe, der noch vor einem halben Jahre in Bologna geweſen war, lobte ſich ſein Tübingen.

Der Baccalaureus Euſtachius Dachtler paukte ſie für die dritte Disputation ein. Er hatte eine Schlappe von dem Magiſter Melchior Ruch erhalten und auszuwetzen. Seine Domicellen ſollten gleich ihm glänzen, und es ſtand ein Gefecht unter den Augen des Kanzlers bevor, denn die Adlerburs hatte ein Sophisma von ungewöhnlicher Dignität über die Willensfreiheit angeſchlagen. Die Stube lag über der Theſe, erwog alle möglichen Argumente und Poſitionen, verteilte Oppoſitionen und bohrte ſich in die Quodlibeta, die Summa und die Quaeſtiones des erhabenen Occam ſowie aller faßbaren Kommentare, um irgendein unerhörtes Zitat von beſonderer Spitze zu finden, auf das die Antwort hingedreht werden könnte.

»Hohenheim, du biſt noch grün, fürderſt ſolltu bekennen,« meinte Dachtler, »du nimmſt aus der erſten Sentenz und dritten Diſtinction: Nihil potest naturaliter cognosci in se, nisi cognoscatur intuitive – das heißt,

alles wird natürlicherweis erkennt alleinig durch die einwendig Anſchauung. Dann ich bin gewiß, der Braſtelberger wird ſein Mauleſel von der Knechtſchaft des menſchlichen Urtls fürreiten, da ſolltu ihm mit der Intuitio umbs Maul fahrn. Und ſo er dich fragt, woher du weißt, ſo ſagſt du ihm nit aus dem Occam, ſundern widerbellſt, woher er wiſſe, daß dem nit ſo ſeie. Darauf wird der Braſtelberger ſo lang ſchwätzen, bis allen die Gall ſchwillt, und du ſei ohnbekümmert, es werden ihn viel erfahren Leut niederſchreien.«

Theophraſt nahm den Occamſchen Glaubensſatz. Daß Euſtachius Dachtler mit ihnen deutſch ſprach, überzeugte ſie mehr als alle Dignität der Theſe von dem Gewicht dieſer Disputation.

Am Freitag ward ihnen noch eingeſchärft, alle Unfläterei und Schimpf bei Karzer und Geldbuße von neunzehn Schilling zu laſſen, ſtatt Blödſinn, Eſelei, ſäuiſch, ketzeriſch, tölpelhaftig ſollten ſie nicht ohne einem feinen Lächeln und einer lieblichen Neigung des Kopfes ſagen: das ſcheint nicht völlig recht, es iſt unzutreffend, es iſt kaum zu billigen.

Und ſie erſchienen würdevoll im Habitus Scholasticus, Doktoren, Magiſter und Baccalaurei im Mantel und Barett, die Schüler in langem Rock und Gürtel. Man erwartete den Kanzler Vergenhanns, Nauclerus genannt, vor dem Kanzlerhauſe gegenüber der Fakultät und geleitete ihn feierlich in den großen Burſenſaal.

Der Rektor hielt eine kleine Lobrede auf Nauclerus, den Paten der Alma Mater Tubingensis; der Kanzler dankte kurz. Dann trat der Magiſter defendens et

respondens Gregorius Krappelbeck vor das Pult, räuſperte und ſchleimte ſich mehrmals und begann mit trefflich gelockerter Stimme das Sophisma, das ihm ſo bedeutend geglückt war, weithin zu erläutern. Indes erwarmten die Opponenten zuſehends, während die ganze Adlerburs ein üppiges Wohlgefallen zur Schau trug und ſich in einem Bade von Behagen wiegte.

Vergeblich verſuchte Theophraſt hinweg zu denken; er ſah den dürren Magiſter Braſtelberger ahnungslos verklärt den befreundeten Argumenten lauſchen, fühlte alle Ungeduld des Meuchelmörders und nur den einen Wunſch, die blanke Sentenz des Occam dem Opfer zwiſchen die Rippen zu ſtoßen, um – geſchehe was wolle – ihrer ledig zu ſein. Die Morgenſonne ſtieg zu ſanfter Mittagshitze empor, die Köpfe der Disputanten und Hörer erglühten, Augen funkelten, Hände fochten, Argumente donnerten und liſpelten, fauchten und bebten gegeneinander, jenſeits des Neckar auf dem Wört hörte man das Gepraſſel des Applauſes und das Hohngelächter, allein der Magiſter Braſtelberger blieb ſtumm. Etliche Male hatte Theophraſt geſehen, wie er ſich ſtraffte und hatte ſchon gehofft, immer wieder ſank Braſtelberger, von einem Gegenſchrei der Adlerburs befriedigt, ſanftlächelnd in ſich nieder. Die Mittagsglocke läutete Waffenſtillſtand, ſie ſtürmten an die Tiſche.

Theophraſt vermochte kaum zu eſſen. Ermüdet folgte er den andern wieder in den Saal. Die allmählich erblühende Wärme tat ihm ſanft. Er verſchränkte die Arme, dämmerte vor ſich hin, aus dem Geplät-

ſcher der Reden, die weit geſättigter klangen als am nüchternen Morgen, hörte er ewig die Worte ſeiner Sentenz: naturaliter ... cognosci ... cognoscatur ... cognosci intuitive ... da fiel das Wort Braſtelbergerus. Theophraſt zuckte wie unter einem Streich. – Der Braſtelberger blieb kaum vernehmlich, unter lieblicher Neigung des Kopfes ſäuſelte er dahin und beſchrieb zarte, gewinnende Linien mit den zierlich geſammelten Fingern ſeiner Rechten. Theophraſt wußte nicht, wovon der Magiſter ſprach. Und dieſen milden Mann ſollte ſeine Sentenz erwürgen! Aber Braſtelberger öffnete die Hand, ſtreckte ſie energiſcher vor, als kredenze er einer erſchütterten Welt auf ihrer Fläche das Schlußſtück aller Syllogismen, unſäglich befriedigt ſchloſſen ſich ſeine Lippen.

Theophraſt ſprang polternd auf, Braſtelberger ſchoß einen ſcharfen Blick hinüber. Der Name des kleinen Opponenten mußte dem Merker einigemal wiederholt werden. Aller Augen wandten ſich dem unbekannten Neuling zu, und Bombaſtus ab Hohenheim ſchmetterte erbittert mit überſchlagender Stimme ſeine Sentenz durch den Saal; Euſtachius Dachtler hatte ihn nicht mehr niederwinken können. Braſtelberger riß die Augen auf, fuhr ſich an die Stirn, fand den Zuſammenhang nicht. Die ganze Adlerburs ſtutzte und brach in ein ohrenbetäubendes Gelächter aus, dem ſelbſt der greiſe Nauclerus nicht widerſtehen konnte. Und Magiſter Braſtelberger nahm Stellung. Primo loco: die Sentenz des Bombaſtus ab Hohenheim paſſe zu ſeiner Argumentatio wie allzu lange Ohren unter

ein Baccalaurenbarettlein, deſſen man leider noch ermangle; secundo loco: woher der Opponent die innere Wahrheit ſeiner Sentenz wiſſe. Da erwiderte Theophraſt, daß die Sentenz gerade gegen die innerſte Meinung des Herrn Magiſter gerichtet ſei, die aus der Argumentation, wiewohl verborgen, vorgeklungen habe. Wo aber die innerſte Meinung getroffen werde, ſeien alle andern mitbetroffen. Und ſonſt möge der Herr Magiſter nicht fragen, ſondern widerlegen.

Ein wohlgefälliges Gemurmel durchlief die Pfauenburs, etliche applaudierten ſogar. Man ahnte den Zuſammenhang, und Braſtelberger mußte jeglichen beſtreiten. Die Schläfrigkeit der vollen Mägen war überwunden, und mit ihr hatte Braſtelberger nicht zuletzt gerechnet. Er ſchwoll zornrot auf und kochte über. Allein die Pfauenburs hatte ihr Opfer. Ein Magiſter, ein Baccalaur und vier Studenten ſtellten ſich zum Beweiſe, daß die Sentenz des Hohenheim im innerſten Zuſammenhange mit der Braſtelbergiſchen Argumentation ſtünde. Und die Adlerburs mußte zwei ihrer beſten Logiker vorſchieben, um zu verhindern, daß die bedeutſame Theſe ihres Magiſter Gregorius Krappelbeck mutwillig verwäſſert werde. Dem Bombaſtus ab Hohenheim wurde aber im Protokoll vermerkt, daß er wirkſam opponiert und reſpondiert habe.

Niemand im großen Burſenſaale war mehr beunruhigt, ja beſtürzt über die Schlagfertigkeit des Hohenheim als er ſelbſt. Auch Braſtelberger, ſo unliebſam in den Strudel der Disputation geriſſen, deſſen wirbelnden Trichter er gerne umfahren hätte, fand ſich

in die Sache. Theophraſt war blaß geworden. Eine quälende Unruhe benahm ihm faſt den Atem. Auch er hatte gehofft, ſeine Sentenz abzutun und unbemerkt zu verſchwinden. Nun war er ſchuldig, daß dieſe Gaukelei im Namen der Wiſſenſchaft unerträglich zerdehnt und weithin aufgeblaſen wurde. Ihm ſchlug das Gewiſſen; faſt wurde ihm übel. Eine Weile noch vermochte er dem Gezänke zu folgen, dann ſchlich er aus dem drückenden Raume, floh durch den langen, finſteren Gang und hinunter die Treppe, vorüber am Auguſtiner- und Franziskanerkloſter, hinab zum hirſchauer Tor und ins Freie. Von der Neckarhalde wies ihn der neue Holzſteg über den Fluß gegen die Vorberge der Alb.

Er war zu einer Antwort gekommen, die den andern die Tenne bot, darauf ſie losflegeln konnten, und die Antwort hatte nichts mit ihm gemein, ihr Wort und Geiſt lagen außer ihm, vom gleichen Silbenteufel beſeſſen. Er hatte nichts gedacht, ſein Gefühl war ſtumpf gelegen, und doch war es ihm über die Lippen geſprungen, eine Lüge um des Schalles willen. Und ſie griffen darnach . . . nach der leeren Schale! Er meinte den ſterbenden Biſchof Erhard vor ſich zu ſehen. Folge ihnen nicht! Die andern wußten nicht mehr, daß ſie um des Wortes willen logen, da ſie der Wahrheit zu dienen meinten. Aber er, er kam von den lebendigen Quellen! Nie war ſeine Welt peinigender zerklüftet.

Er hielt beide Fäuſte vor die Bruſt gepreßt, ſtürmte durch ein Dorf, daß die Leute ihm nachlachten, rannte

ein Kind um, hörte deſſen Geheul nicht. Erſt vor dem nächſten Dorfe ſtutzte er, er wollte nicht unter Menſchen. Seine qualvolle Scham trieb ihn querfeldein gegen die Waldhöhe. Dort warf er ſich in den erſten Schatten und ſchlug die Hände vors Geſicht.

Langſam, ohne innere Klärung entſpannte ſich ſein überladenes Gefühl. Ihm war wie einem Schläfer, der, aus tiefem Traum erſchreckt, ſich lange unter quälenden Gedanken gewälzt hat, und den ſo unerklärlich wie die peinigende Unruhe, unerwartet und ſanft, der Frieden wieder beſchleicht, als habe ein Engel die Hand auf das wache Herz gelegt. Die lenzkühle, ruhende Luft erquickte ihn wieder, die Vögel ſangen wieder, und eine milde Sonne ließ die Mücken ſpielen, von der Straße her knarrte ein Bauernwagen. Theophraſt eratmete tief, des eigenen Rätſels voll und doch, als ſei ihm eine Schuld erlaſſen. Langſam wandte er ſich nach Tübingen zurück.

Auf der Straße wurde er von einem Manne im Mantel und Barett überholt. Der griff gewaltig aus und ſtieß mit dem Schuh ſeines Spießes feſt in die trockene Radſpur. Nach einigen Schritten blieb er ſtehen und wandte ſich zurück.

»Du biſt ein Schüler, was ſuchſt du barhaupt auf der Landſtraße.«

Theophraſt taſtete über ſeinen Scheitel.

»Und biſt du nicht der Hohenheim, der den Braſtelberger angeblaſen hat?«

Theophraſt nickte, kam langſam näher, dabei winkte

er verächtlich und wandte das Geſicht zur Seite. Der andere ſah lächelnd nieder und legte die Hand befreundend auf die Schulter des Schülers.

»Magiſter Johannes Braſſicanus.«

Theophraſt verneigte ſich, er lief neben dem Magiſter her, dachte an Vadius und wäre lieber allein geblieben. Braſſican floß vor Spott. Er äffte die Silbenſtecherei, zu der Theophraſt Anlaß gegeben hatte, im Schwabenlatein der Disputanten nach und meinte endlich, daß es jener Hohenheim bald zu hohen Graden bringen werde. Theophraſt ſchwieg, und Braſſicanus ſpiegelte ſich weiter.

»Nichts iſt der Gugelfuhre ſchlecht genug. Kommt ein Schülerlein von ungefähr und wirft ihnen einen müßigen Brocken vor, ſie kauen ihn und ſpeien ihn einander ins Maul, wie ich einmal zwei fahrende Spielleute habe machen ſehen. Allein ſie haben ſich gehört und die andern haben ſie gehört, dazu in einer Sprache, daß den giftigſten Kröten damit vergeben würde, wenn ſie ſie verſtünden. Nur der Menſch überſteht das. Sie werden heute nicht fertig. Morgen wird weiter gewäſſert, bis der große Karpfenteich ihrer Philoſophie überläuft. Und du, verſäume nichts, du haſt Qualitäten gezeigt, bald wirſt du berühmt und gefürchtet ſein, denn du weißt, daß es nicht nötig iſt, irgend etwas aus Weſenstiefe zu erkennen und zu wiſſen, ſondern daß es genügt, irgend etwas ſo gemeinhin zu ſagen, daß jeder dazu huſten kann. Und doch iſt deine Kunſt erſt halb. Wirſt du einmal verſtehn, mit weithergedehnten und andern Worten zu ſagen, was alle,

auch die Dümmſten, wiſſen, dann biſt du vollends ein Philoſophus geworden.«

Theophraſt ſchluckte die Latwerge. Allein das flüſſige Latein des Magiſter ſchien ihm nicht weit genug vom Zungenſpiel entfernt.

»Herr Magiſter, rettet die Lüt, ſo nach dem Strohhalm langen, da ſie verſaufen – es ſeie dann, Ihr verlanget ſehr darnach, Uech des gerechten Zorns zu entſchlan.«

Da Braſſican den Schüler vom Scheitel bis zur Sohle maß, erklärte ihm Theophraſt mit dürren Worten, was er in Tübingen ſuche, was er gelernt und wohlerfahren habe.

»... und ſie ſagend all, es müſſet fürderſt ein Grad in denen andern Künſten erlangt ſein, eh ich zur Ars Medica gelaſſen werd. Helft mir von denen Artiſten, ich will Uech wahrlich danken!«

Braſſican mußte lachen, da er gegen die Artiſten angerufen war, er, ein gerühmter Erneuerer der freien Künſte und Freund Heinrich Bebels. Aber er fühlte doch den Hauch jenes ewigen Willens aus dem trotzigen Bombaſt wehen, vor dem ſich des ſchaffenden Mannes Mut neigt.

Gegen Pfingſten ſtieg Jeronime Gſtettner im Hirſchen ab, ſtellte zwei Gäule und einen Mauleſel aufs Stroh und ließ einen Knecht in grün und veigelfarben geteiltem Gewande aufziehn. Jeronime Gſtettner wollte ohne Umſchweif in die Juriſterei. Der Knecht zottelte gleich in den erſten Tagen mit dem Mauleſel

vor die Wohnungen der Profeſſoren und legte je zwei Pfund Zucker und eine Tüte Gewürznägelein in die Hände der auflauſchenden Hausfrauen. Er lud zu einer ſchlichten Speckſuppen, die ſein Herr Jeronime ſtatt eines Burſenbeaniums auf ſeinem Logiment im Hirſchen am Margaretentag zurichten werde.

Theophraſt erhielt durch den Knecht einen Brief ſeines Vaters und ein ſchmales Beutelchen. Er war für dieſen Tag nicht allein.

Von den Lehrern aus ſeines Vaters Zeit – es waren ſeither über zwanzig Jahre vergangen – lebte nur noch der alte Jakobus Kurlin aus Tegerloch. Aber eine andere Spur wies ihm der Vater. Im Schloßgarten zu Kilchberg ſollte ein chymiſcher Ofen ſtehen.

Theophraſt war ſeit ſeiner ſchuldhaften Oppoſition gegen den Magiſter Braſtelberger wie keiner ſeiner Stubengenoſſen hinter den Lehrbüchern der Dialektik gelegen. Was ihm aber aus dem Tataretus, Bricot, dem Perverſor, Eckius und andern Exerzitien entgegenquoll, ſo daß er zu erſticken vermeinte, ließ ihn nur verzweiflungsvoller vor ſich ſelbſt verarmen. Eine Wolkenwand wirbelte um ihn, er ſah den Weg nicht mehr. Wertlos ſchien alles zu werden, was je ſein inneres Auge hatte aufleuchten laſſen und ihm Schaffensglück geworden war. Da glomm es wieder durch den trüben Schleier auf: winkende Flammen, ſpiegelnde Gefäße, Metalle, Erden, Wäſſer, die zu greifen waren und glühten, brannten, durchleuchtet glänzten. Wochen hindurch war er kaum von ſeinem Platze gewichen, den Domicellen ein Geſpött und heimliches Aergernis.

Nun fuhr Leben in ihn, was ſie erſtaunt und ergötzt betrachteten. Er rannte mit großen Schritten durch das Zimmer, ſein Geſicht war rätſelhaft bewegt, er ſtrich ſich durch die Haare, rieb die Hände und holte mit den Armen aus, als ſammle er ſeine guten Kräfte.

»Nu iſt er hinter ihm kummen!« – »Er hats, er hats!« – »Sehet er fährt ins Haar, gleich ſo platzt ihme der Schädel!« – »Huß, huſſa, dort ſteht der Braſtelbergerus! Auf die Stund iſt ihm beigefalln, was er dem Braſtelberger hätt reſpondiern ſolln, eh dann er davon iſt geloffen.«

Theophraſt lachte.

»Weiß einer, ob der chymiſch Ofen zu Kilchberg im Schloß noch brennt!«

»Ha, der chymiſch Ofen! Ob der noch brennt! Gewaltiglich und iſt ein Stank bis uf Rottenburg. Da fahrend ſie nächtens auf Miſtgablen us der Eſſen! Iſt ein Magus, Magiſſimus, der alt Jerg von Herteneck!«

Sie johlten.

»Dort ſolltu hin, Theophraſt. Etwan hat der alt Kerl einen guten Tag und läßt ihn ſein Podagram, da ſolltu ſehen, was vor einer das iſt, der Vogt!«

Er ſtieg hinter dem tiefen Schloßgraben die engen Weinbergſtufen des Lichtenberges hinauf, kaum konnte er den erſten weiten Blick erwarten. Und dann zuckte ſein ungeduldiges Auge über die Oertlein Derendingen, Weil nach Kilchberg und fand die ſtumpfe, grauverwitterte Schloßmauer neben dem hellgetünchten Kirchlein. Aber kein anderer Rauch war zu ſehen, als jener

friedvoll und ſanft zerfließende, der über einem geruhſamen Leben verſöhnlich zieht und keinem begierig angefachten Brand entwirbelt.

Theophraſt ſetzte ſich auf eine Mauer. Seine Erwartung faltete die Flügel. Aus den dichten grauen Zeilen der Rebſtecken klang da und dort das Schürfen der Winzerhauen. Vom Neckar herauf klapperten ſtetig die Mühlen, überpocht von der Hammerſchmiede. Der Fluß im Spiegelglanz, das weitgebuchtete Tal und fern die breitgeſtufte, ſchweigende Alb, voll vom fremden, vom andern Frieden. Er allein, deſſen Unraſt in das ruhevolle Becken ſank wie ein Stein, der über dem glatten Waſſerſpiegel zitternde Kreiſe treibt. – Aber wollte er dieſen Frieden? Sein Kinn lag auf der Fauſt uud ſeine Augen brannten hinüber zu der Kuppel des Roßberges, des alten, wodeheiligen Roßberges. Und was wog ihm dieſer Friede? Kein Gran mehr als der Spott der andern. Er ſchloß die Augen. Eine laue Luftwelle befächelte ihn mit leiſer Müdigkeit. Aber in ſeinen Ohren erwachte das Geklapper der dialektiſchen Lehrſätze. Er öffnete die Augen, blinzelte ins Tal, auf das Kilchberger Schloß und dann links gegen den Fachwerkkaſten von Hohentübingen, hinab die Mauer zur Sanktgeorgenkirche. Er wollte den Magiſter Braſſican aufſuchen, und dann dorthin nach Kilchberg, ſehen, ob in dieſem Friedenstale ein Geiſtesmenſch lebe, der das ſchallende Wort über dem glutflüſſigen Willen der Elemente vergaß.

Unter dem Torbogen begegnete er Braſſican, der neben dem gekrönten Dichter Bebelius ging. Er

grüßte tief und wagte ſich nicht heran, ſie winkten ihm kaum zu.

In dieſer Nacht träumte Theophraſt von der großen Kunſt, die den lebendigen Dingen die innerſte Kraft entreißt und ſie an andere Kräfte bindet durch die Gewalt der linden und heißen Feuer.

Der Obervogt von Tübingen und Schloßherr von Kilchberg lag ſchräg über einer Bank im Garten und ließ ſein Kreuz von der Sonne röſten. Das linke Bein ruhte dick verpackt auf einem Kiſſen. Neben ihm ſtand ein Tiſchlein. Er ſchabte mit zitternden Fingern an einem Huhn und ſchob die Fleiſchfaſern auf ſeiner triefenden Meſſerklinge in den Mund, malmte umſtändlich, die glaſigfetten Hängebacken ballten ſich geſchäftig. Aus dem Brote krümelte er das Weiche dazu und aus einem Topfe mit Eingemachtem ſchob er gehäufte Löffel nach. Seine Hände glänzten von Fett und Fruchtſaft, der Henkel und Bauch ſeiner Weinkanne war trübe von klebrigen Spuren. Hinter ihm wartete ein ſchmieriger Diener auf und zählte die Biſſen ſeinem Herrn in den Mund. Als das Hühnlein geſchabt und der Tiegel ausgeſchlappt war, hatte Theophraſt ſeine Frage und Bitte vorgetragen. Der Vogt ſtarrte ihn aus rotgeränderten, fließenden Augen an, dann ſchlug er auf das Tiſchlein und der Knecht raffte das Gerät zuſammen, indes der Vogt ſeine Hände an den Wams des Knechtes wiſchte. Der wollte auch die Kanne nehmen.

»Weis her, diebiſcher Weinſchlauch!«

Der Knecht hielt ihm die offene Kanne unter die Naſe und durfte dann beladen abziehen.

»... ſucht den chymiſchen Ofen ... der Vater hat geſchrieben ... wer iſt der!«

Theophraſt erklärte nochmals.

»... von Hohenheim ... daß ihn der Tüfel und Herrgott ſchänd mit ſeim chymiſchen Ofen ... uuh ... Marter und Schweiß!«

Er zuckte ſchmerzverzerrt die Hand gegen ſein rechtes Bein und fuhr dann zurück an ſein Kreuz.

»... von Hohenheim ... die heilig Mutter Gottes verzeih mir Fluch und Sünd ... der Adel iſt mir unbekannt, was habt ihr vor ein Wappen!«

»Drei rote Ballen in ſchwarzem Balken auf rotem Grund.«

»Drei rote Ballen ... was vor ein froſtbeuligs ... ſamer Bocks Blut ... haſt du kein Salben vor Podagram, du verlauſete Seel, ſo hol dich der ... heilig Mutter Gottes, bewahr mich vor Fluch und Sünd ... grindhäutiger Bacchant, was willtu mit dem chymiſchen Ofen!«

Theophraſt gab noch nicht auf und erklärte, was er wolle.

»Haſt du etwan den Lapidem Philosophorum, ein gehrender Lollard, der du biſt! Oder die groß Elixir, das Magisterium Magnum, du verhungerter Gugelant, und die Tinctura!«

Da brachte der Diener eine dampfende Paſtete und die neugefüllte Kanne.

»Hauch mich an, Laur!«

Der Knecht hauchte ihm ins Geſicht.

»Was vor ein ſtinkend Aas! Allein dein Hauch iſt ehrlich, gleich dem des heimlichen Gemachs zur Moſtzeit.«

Er ſog ſich in die Kanne, ſeufzte erleichtert auf, zerriß die Kruſte der Paſtete und löffelte das duftende Fleiſchgehäckſel.

»... und du, ſchwarzer Vogel ... bei euch auf der Schul, da iſt der Magiſter Bebelius, ein freudiger Kerl, ... der weiß ein Sack voll Schwänk. Laß hörn! Von dem alten Mönch, der hat ſeine Schwäch im Beichtſtuhl beweinet, da ihm einer von ſeiner lieblichen Buhlerei gebeicht. Von der Nonnen, ſo ... ei, willtu mir ein ſur und ohnwirſch Geſicht ſchneiden und nit freudig ſein in deinen treibenden Tägen! Du ſollt mir aufwarten, als eim von Adel ziemt! Mir frierend die alten Knochen, muß mein Gemüt desgleichen friern! Daß dich, du Lecker ... heilig Mutter Gottes ...«

Er kratzte das letzte Müslein aus der Paſtete. Theophraſt machte eine Reverenz.

»Hoho! Hallo! Ich hab dich geheißen aufwarten und du ſollt wiſſen: die chymiſch Kuchel iſt hin, niedergeriſſen bis auf den letzten Stein! Dann ich hab aus denen Steinen laſſen eine Kapellen baun, vor mein Weib und mich, Gott hab ſie ſelig und mich, ſie war ein duldſam Menſch!«

Er ſchrie die letzten Worte dem Jüngling nach.

Theophraſt wanderte zurück. Ueber der Straße jauchzte eine Lerche. Er ſelbſt fühlte ſich lerchenfrei

und leicht. Er lachte leiſe vor ſich hin, brach eine Weidenrute aus dem Graben, ließ ſie durch die Luft und gegen ſeine Wade pfeifen.

»Dir iſt ein Recht widerfahrn, Theophraſte Bombaſte ab Hohenheim! Wie heißt der gröhlend Wanſt: Jerg von Herteneck. Der hat dir tapfer ins Geſicht geblaſen. Haſt us dem Joch wöllen ſpringen! Lüſtet dich nach den Flammen! Usbrechen! Dort iſt die Bahn. Scher dich, Tüfel!«

Ein Bauer trieb ein Kalb vorüber, das vor dem fuchtelnden Schüler in den Graben ſprang. Der Bauer ſchrie, es ſei ein Kalb, im Stalle ehrlich empfangen und geboren, und kein Teufel. Theophraſt ſah dem Fluchenden zu, der ſein Tier bei Ohr und Schwanz zerrte und mit dem Fuß in die Weiche ſtieß.

»So es ſchon kein Tüfel iſt, wohin willtu das Kalb treiben!«

»Zem Vogt, na Kilberch.«

»Dann ſolltu dem Kalb in das Kalbsohr flüſteren, daß es den Vogt alſo grüße: Der ab Hohenheim ſagt: vor Podagram der beſt Balſam heißt Carnevale, darumb ſo müge eim ehrlich ſtallgebornen Viehe vergunnt ſin, im Frieden zu erwachſen und zu ſterben! – Sag ihm den Spruch ins Ohr, ſo wird es gahn.«

Der Bauer ſtarrte dem ſchwarzen Männlein ins Geſicht und ließ ſeine Hände von dem Kalbe, das lauſchend ſtand und gegen die Fliegen zu wedeln begann; wie es aber aufs neue den zerrenden Strick fühlte, ſperrte es ſich nach Kräften. Da flüſterte der Bauer den Spruch in das zuckende Ohr. Um dem Kitzel zu

entrinnen, ſprang das Jungvieh auf die Straße und trollte gegen Kilchberg ſeinem Metzger zu, daß der erfreute Bauer ihm kaum zu folgen vermochte.

Theophraſt fand den Magiſter Braſſicanus in ſeiner Burſenkammer; er ſchrieb. Ein wenig ungehalten über die Störung, bot er dem Schüler nicht die Hand, aber Theophraſt brachte ſeine neuerliche Bitte mit gutem Anſtand und in bedachtem Latein vor und er berichtete artig, was ihm zu Kilchberg und auf der Straße begegnet war. Braſſican lachte, er meinte:

»Du haſt dem Kalb einen ſchlechten Rat gegeben. Der Jerg von Herteneck iſt ein ſo übler Geſell nicht, als es ſcheint. Er wird dem Kalb ſagen: ‚Gut, Carnevale! Du ſollſt dem Fleiſch entſagen. Denn ich will dich vom Fleiſche löſen, daß dir niemals ein Podagra zuſtoßen wird!‘ – Aber auch dir ſoll geholfen ſein. Sie zählen an dieſer Schul die Ars Medica ohnehin mehr den Artiſten zu. Die Pfingſten ſind um. Ich will dich mit zwei anderen meiner Schüler empfehlen und du reſpondierſt mit ihnen zugleich morgen in drei Wochen.«

Theophraſt dankte, indes Braſſican etliche Worte verzeichnete, und wollte ſich entfernen.

»Eins noch, du Verächter der freien Künſte und des Wortes! Haſt du auch dein Gewicht, das Wort und Kunſt aufwiegt! Der gemeine Mann verachtet Wort und Kunſt gleichfalls, denn er ſcheut ſie.«

»Ich hab meinen Weg, und Ihr helfet mir über die Schranken.«

»Und fürchteſt du Kälte und Armut des Herzens nicht!«

und leicht. Er lachte leiſe vor ſich hin, brach eine Weidenrute aus dem Graben, ließ ſie durch die Luft und gegen ſeine Wade pfeifen.

»Dir iſt ein Recht widerfahrn, Theophraſte Bombaſte ab Hohenheim! Wie heißt der gröhlend Wanſt: Jerg von Herteneck. Der hat dir tapfer ins Geſicht geblaſen. Haſt us dem Joch wöllen ſpringen! Lüſtet dich nach den Flammen! Usbrechen! Dort iſt die Bahn. Scher dich, Tüfel!«

Ein Bauer trieb ein Kalb vorüber, das vor dem fuchtelnden Schüler in den Graben ſprang. Der Bauer ſchrie, es ſei ein Kalb, im Stalle ehrlich empfangen und geboren, und kein Teufel. Theophraſt ſah dem Fluchenden zu, der ſein Tier bei Ohr und Schwanz zerrte und mit dem Fuß in die Weiche ſtieß.

»So es ſchon kein Tüfel iſt, wohin willtu das Kalb treiben!«

»Zem Vogt, na Kilberch.«

»Dann ſolltu dem Kalb in das Kalbsohr flüſteren, daß es den Vogt alſo grüße: Der ab Hohenheim ſagt: vor Podagram der beſt Balſam heißt Carnevale, darumb ſo müge eim ehrlich ſtallgebornen Viehe vergunnt ſin, im Frieden zu erwachſen und zu ſterben! – Sag ihm den Spruch ins Ohr, ſo wird es gahn.«

Der Bauer ſtarrte dem ſchwarzen Männlein ins Geſicht und ließ ſeine Hände von dem Kalbe, das lauſchend ſtand und gegen die Fliegen zu wedeln begann; wie es aber aufs neue den zerrenden Strick fühlte, ſperrte es ſich nach Kräften. Da flüſterte der Bauer den Spruch in das zuckende Ohr. Um dem Kitzel zu

entrinnen, ſprang das Jungvieh auf die Straße und trollte gegen Kilchberg ſeinem Metzger zu, daß der erfreute Bauer ihm kaum zu folgen vermochte.

Theophraſt fand den Magiſter Braſſicanus in ſeiner Burſenkammer; er ſchrieb. Ein wenig ungehalten über die Störung, bot er dem Schüler nicht die Hand, aber Theophraſt brachte ſeine neuerliche Bitte mit gutem Anſtand und in bedachtem Latein vor und er berichtete artig, was ihm zu Kilchberg und auf der Straße begegnet war. Braſſican lachte, er meinte:

»Du haſt dem Kalb einen ſchlechten Rat gegeben. Der Jerg von Herteneck iſt ein ſo übler Geſell nicht, als es ſcheint. Er wird dem Kalb ſagen: ‚Gut, Carnevale! Du ſollſt dem Fleiſch entſagen. Denn ich will dich vom Fleiſche löſen, daß dir niemals ein Podagra zuſtoßen wird!‘ – Aber auch dir ſoll geholfen ſein. Sie zählen an dieſer Schul die Ars Medica ohnehin mehr den Artiſten zu. Die Pfingſten ſind um. Ich will dich mit zwei anderen meiner Schüler empfehlen und du reſpondierſt mit ihnen zugleich morgen in drei Wochen.«

Theophraſt dankte, indes Braſſican etliche Worte verzeichnete, und wollte ſich entfernen.

»Eins noch, du Verächter der freien Künſte und des Wortes! Haſt du auch dein Gewicht, das Wort und Kunſt aufwiegt! Der gemeine Mann verachtet Wort und Kunſt gleichfalls, denn er ſcheut ſie.«

»Ich hab meinen Weg, und Ihr helfet mir über die Schranken.«

»Und fürchteſt du Kälte und Armut des Herzens nicht!«

»Wie ſollte ich frieren und verderben, wenn der Weg mich zwingt!«

»So wirſt du dein Lebtag all dein Weſen außer dir ſuchen, denn der Menſch vermag nur durch die Freude am Schönen in ſich ſelbſt geſtillt zu werden, alle andere Sättigung liegt außer ihm.«

»Und muß ich eines Troſts in mir ermangeln, werde ich darum auch froſtig und arm ſein müſſen!«

»Du ſtehſt im Anbeginn und aller Anbeginn iſt löwenmäßig; gegen das End hin wird aus dem Löwen eine zitternde Mucken. Dann helf dir Gott aus deiner Einſamkeit, der du Kunſt und Wort verachtet haſt.«

»So helf mir Gott, der mich hat in meinen Weg geſtellt. Amen.«

Braſſican ſah wunderlich erfaßt auf den Schüler nieder, der unter ernſt gefalteter Stirne hervor ihm in die Augen ſpähte, als harre er noch des Wortes, worauf er keine Antwort wüßte. Es ſenkte der Magiſter den Blick und ſchüttelte grübelnd den Kopf. Doch ſtraffte er bald den Nacken, ſein Blick huſchte ſpähend über den Schüler, der ihn aufmerkſam betrachtete.

»Was willſt du noch! Ich werde dir helfen.«

»Ich will nichts mehr.«

Theophraſt ging. Braſſican ſtemmte die Arme in die Hüften, ſpreizte die Beine, nagte die Lippe, ſah auf die Tür.

»... einer, der weiß, daß es in ihm will und wie es will, ohne zu wiſſen, wo hinaus – alſo der Weg des Ewigen.«

Er ſtrich über Stirn und Haare und winkte ab.

»Was kümmert dich dieſes trotzigen Knaben Frieden!«

Braſſican fand zu ſeinem Briefe zurück, der ihm da und dort nicht mehr genügte; er verbeſſerte, feilte aus, goß um, fügte ein geiſtvolles Zitat hinzu, ſtrich einen Satzteil, endlich las er halblaut und ſchob etliche Worte zurecht, um den Klang zu heben. Der Brief war an den Patriarchen der ſchwäbiſchen Humaniſten Reuchlin nach Stuttgart gerichtet.

Sie alle wollten eine Fertigkeit und eine Ehre, die im Barett ſichtbar auf ihren Köpfen ſaß. Er wollte eine Offenbarung. Vor den andern lagen Bücher und Schriften, die Weisheit der Alten und ihrer Erläuterer, wie ein Herbſtland. Der Lehrgang leitete ſie ſchrittweis von Ernte zu Ernte und ſie ließen ſich unbekümmert führen. Auf Theophraſt aber lag es wie Bodenkrume über dem treibenden Samen. Er ſtemmte ſein Verlangen gegen die Decke und hoffte auf das Offenbarungswunder, das die Laſt mit einem Erlöſerſtreiche ſpalten und ſeinem Triebe das Sonnenlicht öffnen ſollte.

Er ſchien nicht zu merken, daß ein Jahr reifte und unter dem fallenden Laube in Schlaf ſank. Seine dürftige Geſtalt magerte ab, die Augen wurden groß und die Wangen blaß. Er kämpfte erbittert um die erſchließende Gnade.

Der Lehrgang war umzäunt, die Erzväter der Medizin, Hippokrates und Galen, vorerſt verboten; ihre

Kommentatoren ſollten das Gehirn zurechtkneten. Er rang ſich willig hindurch, ein endloſes Geſtrüpp: der erſte und der fünfte Kanon des Avicenna, breit erläutert von altersher. Nichts Eigenes durften die Lehrer bringen und ſie wären um Eigenes verlegen geweſen, denn ihre Gedanken liefen ſeit Jahren die gleiche Schule ab: Sätze zergliedern, Inhalte ſammeln, über Vokabeln ſtreiten. Die Articella ließ an einer dürftigen Auswahl die Kunſt des Galen, die Aphorismen des Hippokrates, etwas Diätetik und etliches von dem Erklärer Johannitius vermuten. Glaubensſatz wurde auf Glaubensſatz gekeilt. Puls, Urin, Aderlaß und Schröpfen, einige Heilmittel der alten Griechen, von den Arabern neu beſchrieben, erſetzt und erweitert – alles Bericht und Bericht des Berichtes, nirgends lebendige Anſchauung. Zu den Kanones des Avicenna wurden ein Dutzend Hilfswerke gewälzt. Jeder Abſchnitt war dem Profeſſor zugewogen, in Punkte geteilt, alle vierzehn Tage mußte das Quantum geleſen ſein, bei Geldſtrafe. Unter den Hörern ſaß der »Wolf«, der »lupus«. Er hatte den Lehrer anzuzeigen, der Eigenes lehrte, Punkte überſchlug oder nicht rechtzeitig beendete.

Theophraſt raffte offenbarungshungrig in ſich, was er erlangen konnte. Die andern gewöhnten ſeinen erbitterten Mut, wichen vor ihm zurück, wenn er ſich nähern wollte, oder begegneten ihm mit jenem Spotte, der heimliche Narren ſtimmt, wenn je ſein bedrängtes Herz in ſonderbaren, lächerlich wilden Reden und Bewegungen Befreiung ſuchte. Unabläſſig wurde Theo-

phraſt immer tiefer in das eigene Weſen getrieben, das ihn zuweilen ſelbſt befremdete.

So las er wochenlang, als ſei er verſchüttet und begraben. Dann konnte es unbändig, faſt verzweiflungsvoll aus ihm hervorbrechen. Und da er keine Menſchenſeele wußte, rannte er ins Freie. Wenn einer der ſeltenen Stürme das Friedenstal durchfegte, fand er, gegen das Wetter andringend, überflutet von Regen, überweht vom Schnee, Atem und Ruhe wieder. Seiner inneren Laſt entladen, brach er auf dem Rückwege rote und grüne Erde aus den Weinberghängen, zerrieb und glättete ſie in den Händen und ließ ſie durch die Finger rinnen, mehr um Naturgewordenes zu greifen und zu fühlen, als um es zu betrachten. Er pflückte Kräuter, die ihm von ſeinem Vater her bekannt waren, und erquickte ſich an dem Geruche des Saftes. Baumſtämme befühlte er, ſchabte die Flechten von ihrer Rinde, ſchnitt Schichte um Schichte los, bis er an die Säftebahn kam, und konnte ſeine Stirne an die kühle Wunde preſſen. Aus dem Waſſer hob er Rieſel, wuſch ſie vom Schlamme frei, ſie waren für ihn lebendige, dem Waſſer entwachſene Weſen, der Schlamm war Ausſcheidungsreſt ihrer Nahrung.

Weit weniger betrachtete er die Tiere. Ihr Leben war nur anders, geſteigerter als das der Steine, der Erden, der Pflanzen und er mied in ſeinem Friedverlangen das geſteigerte Leben. Je ſchlichter Wachstum und Wirkung der Dinge ſchienen, je ſtiller und in ſich beruhigter ſie lebten, deſto leichter fand er Wohltat und Erquickung an ihnen.

Kam er dann mit beſchmutzten Händen, zerzauſt, oft auch durchnäßt und durchfroren wieder an ſeine Bücher, ſo war er von ſtillen Kräften voll und ſtark gegen den Wellenſchlag der fremden Gedanken, die er bezwingen mußte. Verlachten ſie ihn, da der naßwarme Dunſt ſeiner Kleider in ihre Naſen ſtieg, konnte er gutmütig mitlachen und ohne Ueberhebung ſagen: »Was wiſſet Ihr von all dem heimlichen Leben!«

An einem ſolchen Sturmtag, da der Sommer zuſammenzubrechen ſchien, der dritte Sommer, den Theophraſt in Schwaben hatte erdunkeln ſehen, traf er den Zimmergenoſſen Wolfgang Thalhauſer auf der Höhenſtraße, die vom Kloſter Bebenhauſen nach Tübingen führt. Thalhauſer war wenige Monate vorher von Wittenberg gekommen. Er mochte älter ſein als Theophraſt und war einer jener ſtillen Menſchen, vor deren Zorn man ſich hütet, weil ſie gelaſſen und in ſich ausgeglichen ſcheinen; ihr Zorn fällt wie ein Gericht auf den, der ihn verſchuldet. Theophraſt hatte mit ihm nicht öfter geſprochen, als mit den andern, und doch fühlte er ſich ihm dankbar zugetan.

Etliche Wochen vor dieſer Begegnung auf der Bebenhauſer Straße war Theophraſt von einem Satze, den er in der Abhandlung des Hippokrates »Ueber die Krankheiten« las, ſo mächtig ergriffen worden, daß er der Spötter um ſich her vergaß, aufs Pult ſchlug und rief: »Davor kunnt mir der Oberpfaff Galenus gänzlich vor die Säu geſchmiſſen ſin!«

Und Galen war in der Kirche der Medizin der höchſte Heilige. Eine Meinung gegen ihn galt mehr

als Ketzerei, war Sakrileg. Was nützte Theophraſt, daß er vor ſeiner eigenen Stimme erſchrak! Die Stube ſtutzte, dann fielen ſie über ihn her mit ſückenden Fragen und beizendem Gelächter. Sie einigten ſich:

»Er hat ein Sophisma uffgeſtellt, er ſoll defendiern und reſpondiern!«

»Tuet üre Narrentänz alleinig.«

»Du biſt der Narr uf der Schul, da ſolltu fürtanzen! – Wirfſt du den Galen vor die Säu, wem ſolltu alsdann fürgeworfen ſein! – Er iſt ein Ketzer, überhebt ſich, weiß alls anders und baß! – Da hält er ſein das Maul, ſo einer ihn heißt: Verteidig und beweis dein Ketzerei!«

Drei faßten ihn und ſtellten ihn auf den Tiſch. Einer drehte vier Knoten mit langen Ohren in einen Handzwilch. Sie warfen ihm die Narrenhaube zu.

»Nimm, dann du brauchſt vier Eſelsohren, du geduppleter Narr!«

Theophraſt war ruhig geworden. Er ſetzte die Haube auf und meinte: »Alſo – wen die Eſel zur Disputaz fordern, der ſoll vier Eſelsohren ſatzen uf ſin Haupt, daß es denen zweiohrigen ein Zeichen ſeie der ſchuldigen Ehrfurcht!«

»Nu ſolltu aber anheben, ſunſt wöllend wir dich gewaltiglich drillen umb deine Ketzerei!«

»Nit umb ürer Fäuſt, ſundern umb ürer Blindheit willen.«

Er ſah über ſie hinweg, ſeine Stirn wurde klar und ein weicher Zug ſpielte um ſeine Lippen. Da

winkten ſie einander bedeutſam mit Augen und Händen und verbiſſen ihre Heiterkeit.

»Hippokrat ſaget . . .«

»Wo ſaget er! – Laß gahn, er ſoll!«

»‚De morbis‘ ſaget Hippokrat: aller Nahrung Grund liegt vor das Gewächs in der Erd. Es nimmt aber die Ros alleinig us dem Boden, was ihr iſt verwandt und alſo der Lauch und jeds ſauget nur, was ſinem Weſen zugehöret. Das iſt ein Grund, daruf ſo bauend wir weiter. Dann wie der Lauch ihn ſelber iſſet us demſelbigen Erdgrund, darus die Ros ein Ros zeucht, alſo iſſet der Hund ſin hündiſchen Leib us dem Brote, als der Menſch ſinen Menſchen iſſet us derſelbigen Nahrung. Das Brot iſt Blut und iſt Schmeer unde Hirn. Wer ſieht es! Wer greift es im Brote! Darumb iſt es verkehrt und bäueriſch, ſo ihr ſaget Bein macht Bein, Hirn macht Hirn, ſundern ein jeglicher Biſſen iſt dasſelbig alles.«

Einer rief: »Wie aber kummts, daß ein Eſel daraus wird, ſo du ein Brot iſſeſt!«

Da brüllten ſie alle. Doch Theophraſt meinte gelaſſen:

»Daran hab ich kein Schuld, ſundern du. Dann es iſt billig, daß ein Eſel meint, es kunnt aus einem Brot nur ein Eſel wachſen und kein Menſch, maßen es dem Grauvieh gar wohl ſchmäcket.«

Der Widerbeller wollte auf den Tiſch ſpringen und handgreiflich opponieren, doch Wolfgang Thalhauſer faßte ihn und hielt ihn zürnenden Blicks zurück, und die Hetzrufe der andern verſtummten.

»Das wär mir eine recht Art und Kunſt! Ihr ſollet

ihn fürderſt anhörn, dann ihr habet ihn nit verſtanden.«

So konnte Theophraſt weiter.

»Wer einmal hat in ein chymiſchen Ofen wiſſentlich geblicket, dem iſt viel uftan. Dort ſtehet die Matrix im Füer und iſt ein Weſen gleichwohl konſtellieret als der Lauch, als der Hund oder der Menſch, und ſetzeſt du ein Nutriment hinzu, ſo zeugt die Matrix us ihme eine Kraft und Weſen, ſo ihr iſt verwandt, und åndert dasſelb Nutriment eine jede Matrix uf ihr Weis, wirket ein anders, ſo die Matrix iſt ein anders. Alſo iſt auch ein jedliche Glied an Menſch und Tier eine Matrix und der Magen iſt der chymiſch Ofen, der da dåuet, uf daß ein jedlichs Glied ſin Verwandts kann ziehn. Das aber iſt ein Weg und führet hinaus über üer Evangelium Galeni und ſine vier Evangeliſten oder Kardinalſäft.«

Theophraſt zog den Handzwilch vom Kopf und warf ihn auf den Tiſch.

»Da habet ihr üer galeniſch Doktorbarettlin mit denen vier Eſelsohrn!«

Er ſprang hinunter. Sie murmelten und murrten, einer wurde laut:

»Du Erzketzer ſollt die Theſen anſchlagen vor ein öffentlich Disputaz, da wöllet dir alsbald das Maul geſtopfet ſein!«

»Uf ürem Steinacker wächſet kein Samen nit. Laſſet mir min Frieden.«

Er näherte ſich dem Wolfgang Thalhauſer freudigen Blickes und Herzens. Doch Thalhauſer trat ein

wenig zurück. Auf ſeinen Augen lag ein Schleier der Befangenheit und um ſeinen Mund ſpielte ein abwehrendes Lächeln.

Theophraſt wurde ernſt und fragte: »Haſt du es vernommen, was ich hab gemeint?«

»Du hebſt einen Kampf und wilden Streit an, und die, ſo deine Erkanntnus nit faſſen, ſehend allein den Streit und die Wildheit.«

»Es iſt umb das Erkennen und nit umb das Anſehn.«

»Ein jedlicher ſauget aus dem Boden die Erkanntnus, die ihm iſt verwandt. Willtu die andern gewinnen, ſo mußt du von ihrem Grund ausgehn und nit allein von dem Deinen.«

»Sollt ich mit ſanftem Tau eine Wüſt tränken?«

»Sie ſehen die Wüſt nit, ſundern ein fruchtbaren Boden.«

»Dann iſt die Zit reif und ankummen, da der Sturm ſein wildes Haupt erhebt und ihnen den Sand ihrer Wüſten in die traumhaftigen Augen wirft. Sie müſſend erwachen.«

Die andern lauſchten hochbeluſtigt dieſem abſeitigen Geſpräch. Als aber Theophraſt und Wolfgang Thalhauſer ſich wieder zu ihren Büchern wandten, ohne eins geworden zu ſein, konnten ſie wieder laut werden und die Ohren der beiden Sonderlinge mit ihrer Armut füllen.

Da holte Theophraſt an jenem Sommertage den Wolfgang Thalhauſer auf der Höhenſtraße ein. Er

kam erlöſt vom Sturm und beſänftigt von der auch im Sturme haltungsvoll beruhenden Natur.

»Willtu allein ſin, Thälhuſer?«

Der Angeredete wandte ſich lächelnd um und verneinte. Während er aber noch genießend an der wetterblauen Alb, dem ſchweren, treibenden Gewölke und dem ſatten Talgrunde hing, als lauſche er einem Orgelſpiel aus vollen Regiſtern, drängte der entlaſtete Bombaſt zurück auf ihren Studienweg. Und da Theophraſt ruhig ſprach, wenn auch in ſeinen kurzen Sätzen, deren Bindung der andere zuweilen ſchwer fand, die aber ſtets von tiefem inneren Leben getragen waren, gewann Thalhauſer Mut zu dem Gefährten und ſie ſchieden an dieſem Tage als geneigte Menſchen.

Bald wußte Theophraſt, daß der andere enttäuſcht aus Wittenberg gekommen war und auch in Tübingen nicht bleiben wollte. Da wurde Theophraſt inne, daß mehr als zwei Jahre ſuchend verſtrichen waren, und daß auch er das Offenbarungswort nicht gefunden habe. Allein er war von Kindheit einſam geweſen und hatte ſo das letzte Geſchenk der Schule nicht ohne Opfer und Dienſt erwartet. Noch glaubte er an eine Offenbarungsgnade und ſchlug alles, was ſich in ihm gegen Lehrweg und Autorität, faſt greifbar ſchon, vorbereitete, ſeiner Eigen- und Andersart zu, die ihn zuweilen ſchmerzlich und peinigend zur Demut zwang. Doch kaum durch Thalhauſer geweckt, war er zur Weite entſchloſſen.

Irgendwo mußten die Quellen der Lehre lauter fließen. Die große Kunſt der Arznei war ein lebendi-

ges Weſen, deſſen Adern nicht unter den Schröpfeiſen der Kommentatoren ausgelaufen ſein konnten. Und Thalhauſer wußte von dem Italiener Manardus, der die Alten ohne Kommentar aus gereinigter Quelle las, ſein Vater Wilhelm Bombaſt hatte ihm ein Gleiches von dem hochberühmten Leonicenus erzählt – beide lehrten in Ferrara.

Er kämpfte noch: Weshalb war der andere nicht von Wittenberg nach Italien gegangen, und weshalb mußte er erſt durch Thalhauſer aufgeſtöbert werden?

Da fühlte er es zum erſtenmal gleich einem Kraftſtrom: Von heiligen Feuern der Natur kam er her, an ſeiner Naturerfahrung fand das ſchalenhafte Gedankenſpiel der Schule ſtets Auflöſung und Gericht. So hatte er ſich nie verlieren können und mußte nun einen Schluß ſuchen, der ſeines eigenen Weſens Prüfſtein war: die gereinigt ſtrömende Quelle der Alten. Was durch ein künſtliches Treiben verdeckt und verſchüttet ſchien, konnte dort licht und klar erfließen, oder die Quelle der Alten bot die Erquickung nicht, die den Durſt ſtillt.

Thalhauſer kannte das Licht der Natur nicht, das vor Theophraſt aus den Feuern hervorgebrochen war, darum ſein Zögern und ein neuer Verſuch am Worte in Tübingen.

Da ſich beider Wille einte, beachteten ſie auf ihren kurzen Wanderungen mit andern, freudigeren Augen, wie ſich die Schwalben für den Südflug ſammelten.

Zu Michaeli tranken ſie in derſelben Schenke zu

Kirchheimtällinsfurt, in der Theophraſt und der Schütz Jerg die Alma Mater Tubingensis zum erſtenmal mit rotem Weine gegrüßt hatten, ein dankendes Valet. Ihre Herzen erblühten in Hoffensluſt und Heimweh. Sie hatten den Weg betreten, der aus der deutſchen Heimat führt.

Die vier Tiere

Wilhelm Bombaſt war ſelbſt in den Keller hinuntergeſtiegen, um eine ſtaubbedeckte Bocksbeutelflaſche zu holen, indes Theophraſt den Wams abwarf, ſich in dem weitarmigen Schragenſtuhle ſtreckte, die Augen ſchloß und das rollende Geräuſch des Marktplatzes, aus dem das Gurgeln des Rohrbrunnens hervorlautete, genoß. Nichts hätte ihn ſo ſanft und ſicher heimführen können als dieſes Rauſchen und Plätſchern, das ihn, als er vom Kinde zum Jüngling erwachte, unbeachtet begleitet hatte. Und Wilhelm Bombaſt füllte die Becher, ſchnitt Speck und Brot zurecht; friedengewiegt ließ Theophraſt ſich die erſte Willkommenſtunde gefallen, die ihm ſein Vater bereitete.

Dann pochten ihn die Fragen aus der wohligen Läſſigkeit. Wilhelm Bombaſt rief ſeine eigene Studienzeit an ihnen wach, und der alte Wein befeuerte die Erinnerungen des Vaters mehr, als er Erinnerungen des Sohnes wecken konnte. Das heimliche Gaſſieren mit dem Nachſchlüſſel des Burſentores, der clavis adulterina, Dietrich vulgariter dicta, im Sack, die ungebetenen Einkehren bei den Hochzeitstänzen der Weingärtner und ihre Raufhändelfolgen, die ſangerfüllten, ſchäumenden Stunden im Schatten der Bierdörfer: Harumrerum, Quoniam, Calamimons – Derendingen, Weil und Kilchberg! Theophraſt ſtimmte vom Hörenſagen zu. Herr Wilhelm, froh be-

wegt von der Heimkunft, ließ alle Glocken ſeiner Jünglingszeit weit ausſchwingen, war mehr Student, als ſein Studentlein je geweſen, das nun in fröhlicher Verehrung dem Schwärmen des Alten folgte.

Doch mußte allmählich jenes Tübingen verſinken. Theophraſt fühlte ein wachſendes Befremden und immer deutlicher die Frage: Was du! Da ſuchte er vor dem ſtets ernſter Lauſchenden zum erſten Male Wort und Stimme für ſeine Andersart zu finden und nie war er ihrer ſo bewußt geweſen; wie ein Schuldbekenntnis ſtahl ſich ſein »Anders bin ich« über die Lippen. Aber unter ſeiner halbverzagten Rede zitterte der leidenſchaftliche Kampf um eine letzte Wahrheit nach, den er, wie es ſeinem frommen Herzen ſchien, in Tübingen vergeblich geführt hatte. Erſchüttert verſtummte Wilhelm Bombaſt ganz. Er ahnte die abſeitige Bahn und fühlte des Sohnes Unaufhaltſamkeit.

Längſt brannte das Lämpchen, längſt war das Mahl verzehrt, als Theophraſt, um den Vater zu beruhigen, einen Ausweis der Tübinger Alma Mater hervorholte, auf dem getreulich vermerkt war, was alles er gehört und an wie vielen Disputationen er teilgenommen hatte.

Der Vater las den Schein nicht, er reichte ihn zurück.

»Eh dann du biſt von hier fort, hab ich in einer wachen Stund Gott gedankt vor einen Strahl der Hoffnung, den er mir hat in meine Einſamkeit geſenkt und ſie damit erlücht'. Nun forcht ich, daß Gott mich hat zu tief erhört, dann du wirſt ein hart Leben han. Allein das iſt nimmer zu halten, ich ſeh es wohl.

So ſchenk dir Gott ein lauter Herz und ein genügſam Gemüt!«

Da erzählte Theophraſt, daß ihm auch Braſſican geringen Lebenstroſt verheißen habe, er aber halte ſich auch deſſen nicht bedürftig.

»So ſoll es bleiben, ſo ſoll es fürder bleiben, mein Sohn,« ergänzte Wilhelm Bombaſt haſtiger, als ſeine Art war. »Doch komm, du wirſt müde ſein.«

Am andern Morgen trat Theophraſt mit Bangen vor die Probieröfen der Seigermeiſterſchule. Er ſah, wie alles nach der alten Weiſe lief, wenig nur hatte ſich geändert. Während er von Schüler zu Schüler ging, und ſein Vater ihm etliche Fortſchritte in Kunſt und Handfertigkeit wies, wurde ihm dieſe kleine Welt immer unweſentlicher, ſie wich vor ihm zurück. Wilhelm von Hohenheim merkte wohl, daß Theophraſt, obgleich er ſachkundig fragte und antwortete, hinwegdachte. Als ſie die Schule verließen, meinte der Sohn bedrückt:

»Ich muß noch heunt in die Fuggerau, auch will ich uf der Friſch-Glück-Zechen infahrn.«

»Du ſollt nicht vor dir erſchröcken, Sohn. Es ſeind dritthalb Jahr her, ſint du biſt nimmer vor denen Feuern geweſt, und du haſt ein andres geſucht.«

Theophraſt erzählte, wie er voll Verlangen ins Kilchberger Schloß nach den Feuern ausgegangen ſei, von aller Gelehrſamkeit zum Lebendigen zurückzufinden.

»Du haſt des Wortwiſſens noch nit deine Grenzen erfahrn,« vertröſtete ihn der Vater.

Und in geſteigertem Unfrieden ritt Theophraſt am Abend von der Offizin der Fuggerau zurück. Ihm war, als zürnten die Feuer über einen Verrat. Die Flammengeiſter hatten ihn verhöhnt, der Dunſt der Metalle hatte ihn berauſcht, der Lärm der Geräte betäubt. Was ſuchſt du anderswo, nie wirſt du den andern Frieden finden! Wie willſt du über uns hinaus! Du biſt verfallen, wir fordern deine Jahre!

»Den Menſchen will ich, nit üch, den Menſchen... üch, Füer, in ihm ſehen und wiſſen, wie ihr brennet in ihm: daß es wird ein Hauch im Menſchen gleich dem Dunſt der Metalle, daß es wird eine Wärme in ihm, daß es im Menſchen muß zur Aſchen ſinken. – Und ihm helfen, in welchem das Schadenfeuer brennt, löſchen us der Krankheit Weſen! So will ich! Ich haß üch zur Stund, ich muß üch tilgen vor meinem ſehenden Auge, ich will üere Lehren verheimlichen in mir bis die Zeit iſt ankommen! Was höhnet ihr mich und hauchet mich an und umbtoſet mich! Ich will üer nit erſterben, dann ihr ſeid Mittel und Weg...«

Das Maultier legte die Ohren zurück und zeppelte bei jedem Satz etliche Schritte vor, daß der ſonderbare Reiter immer wieder im Sattel zurückgeworfen wurde.

Am nächſtfolgenden Tage fuhr Theophraſt mit der zweiten Schicht der Fuggerſchen Friſch-Glück-Zeche des Bleiberges an. Die Steiger nahmen ihn in die Mitte. Der Schacht lag ziemlich tief und ſie mußten durch niedrige Oerter, von denen Arme und Beine ſchwer mitgenommen werden konnten. In der Tiefe

verloren ſich die Heuer, und Theophraſt ging mit dem letzten gebückt bis an eine Stelle, wo ein Elementsgang abzweigte, den man weit ausgeſchürft hatte, ohne auf genügend Erz zu ſtoßen, in ſtets betrogener Hoffnung von lockenden Spuren verführt.

Da Theophraſt einbog, lachte der Heuer. Zwei hätten dort ſchon vergeblich gemutet. Theophraſt beruhigte den Mann, er wolle nur den Berg ſehen und werde allein zurückfinden.

Er konnte aufrecht gehen. Der Gang ſtrich allmählich höher und bog leicht zur Linken ab. Der Heuer wartete eine Weile, als er das Grubenlicht des Gaſtes verſchwinden ſah, ſchüttelte er den Kopf und duckte ſich wieder in den Stollen; nicht weit davon war ſein Ort.

Theophraſt ſtieß bald auf das Ende. Er leuchtete den Berg ab. Glitzernde ſchwarze und gelbe Blende, da und dort das grüne Chryſokoll, auch blaue Kobaltkörner, Spuren von Bluterz und Rauſchgelb; aus feinen Ritzen quoll die Guhr, bläulichweiß wie Buttermilch. Er ſtrich mit der Hand leiſe über den kühlen Berg und ließ die ſickernde Guhr über ſeine Finger rinnen, die Mutter der Metalle. Mit der naſſen Hand netzte er ſeine heiße Stirn, als ſollte die ſamenkräftige Feuchte, daraus nach hunderten von Menſchenaltern in ſtetem Wachstum die Erze reifen, ihn ſegnen und ſeines Dranges entſühnen wie das magiſche Waſſer, darein die Kirchengänger ihre Fingerſpitzen tauchen, um Stirne, Mund und Bruſt heilſam zu betauen. Dann ſetzte er ſich auf eine Geſteinſtufe nieder. Das

Lämpchen zu ſeinen Füßen ließ rings den Berg geheimnisvoll erglitzern. Dumpf klang das Pochen und fernher der Aufſchrei des Anſchlägers, der für die Haſpelknechte ein Zeichen war, daß ſie den gefüllten Korb förderten. Nahe aber tropfte die mütterliche Feuchtigkeit aus den geöffneten Aederchen des Berges.

Da ſchauderte ihm wie einem, dem ſich das Herz auftut und warme Kraft aus dem Dunkel der Lebenstiefen in die fröſtelnden Glieder gießt. Er ſchaute die vier Elemente der Alten in bodenloſen Klüften kreißend bewegt: Die eine Kluft erfüllt vom Rauſchen des Waſſers, die andere wie ein gärender Bottich ſteigend und fallend, geſättigt von Erdenſchlamm, die dritte in roter Glut zitternd, die vierte durchheult vom Winde. Und aus der Feuerkluft hob ſich ein Flammengebilde wie eine hunderthälſige Schlange, die neigte ſich ſaugend tief in das Waſſer und trank, da wurde ſie Blut und pulſte hochaufzuckend und erſchlaffend vor den Augen des Traumwachen. Neben dem Blutweſen wehte es aus der Kluft des Windes trotzig auf wie flatternde Gewänder. Ihnen entſtieg durchſcheinend, eine dünne Wolke, das Bild eines tieriſchen Greiſes, deſſen Bart vom Reif ſtarrte, deſſen Augen, geſtielt wie Schneckenaugen, langſam ſuchend ſich nach allen Richtungen wandten, ſeine Naſe glich einem Schweinsrüſſel, inmitten ſeiner Stirn ſaß eine Kröte. Er dehnte den Arm in die Waſſerſchlucht und ſchlürfte aus der hohlen Hand, da verdichtete ſich ſein Weſen zur Gallerte, von der zäher Schleim troff. Und in den dritten, den gärenden Schlammkeſſel, ſchlug aus der Feuerkluft eine

Flamme wie ein windgepeitſchter brennender Buſch. Sie trocknete die wallende Erde und überzog ſie mit Kruſte einer Kuppel gleich. Dumpf wühlte der Schlamm unter der Kruſte. Die Flammen aber leckten und ſogen die Feuchte. Da barſt die Rinde und aus ihr brach ein Stier hervor, goldgelb wie die Sonne des Sommers aus reifer Saat. Sein Augen ſprühten und er brüllte durſtlechzend gegen die Kluft des Waſſers hin. Als ſei durch dieſes letzte, dürſtende Brüllen das dreimal verſuchte Weſen des Waſſers geweckt, ſo ſchwang widerwillig mit einem Schrei wie eine ungeſtillte Klage ein Geier ſeinen ſchwarzen, ſtruppigen Leib aus der Waſſerkluft. Der verkrallte ſich am Rande, faltete die tropfenden Schwingen, und ſein Kopf mit dem furchtbaren Schnabel hob und ſenkte ſich an dem langen, duckenden, ruckenden Schlangenhals. Die Augen funkelten giftig wie der Muſchelbruch der Pechblende.

Die vier Tierweſen tanzten vor den traumwachen Augen des Menſchen einen ſonderbaren Tanz. Sie wichen nicht vor ihrem Orte, aber ſie ſchwollen wechſelnd an wie Töne und ſie verkümmerten zuweilen neben den andern.

So ſchaute Theophraſt im Herzen des Bleiberges die vier Lebensſäfte der Alten, das Blut, den Schleim, die gelbe und die ſchwarze Galle aus den Elementen in ſchreckenvoller Leiblichkeit erſtehen und doch verzagte er nicht, denn er wußte, daß ſie Traum waren und vor dem erſten wachen Worte vergehen mußten, ſo gewaltig ſie erſchienen.

»Was ſeid ihr! Eitel Phantaſei und ein Spiel des Wortes us den Elementen künſtlich erlogen. Wo iſt der leiblich Grund der Ding in üch, ihr Tier, wie er us allen Weſen offenbar wird, ſo ſie liegend im lebendigen Füer und nit in der Phantaſei Gaukelflammen! Wann wird us üch vieren kund und zu greifen das Brennende in den natürlichen Dingen, wo das lüftig Entſchwebende oder der Rauch, ſo von den natürlichen Dingen uffſteigt im Füer, wo ſinket das Unverbrennliche aller Ding kraft üeres Weſens zu Aſchen und Salz nieder!«

Er rief es laut und die Vier verwitterten unter dem Worte des erwachenden Menſchen. Sie zerfielen in nichts.

Theophraſt ſtand bebend noch von dem Geſichte der Grube und zugleich hingeriſſen von dem Erlebniswirbel des erſten klaren Blickes, der durch das Lehrgewölk von den vier Lebensſäften zu ihm drang. Er war berauſcht vom Sturm ſeiner aufbrechenden Erkenntnis, die anders als jene der Alten und tiefer, Einheit mit dem Lichte der Natur ſuchte. Zweitauſend Jahre, von Hippokrates her, trug die Säftelehre die Arzneikunſt wie ein geheiligtes unablenkbares Strombett, alle Krankheit war ihr unterworfen, der Weg der Heilung ſchien ſie. Und vor Theophraſtus Bombaſtus eröffnete ſich der andere Weg: der Urgrund aus den Feuern. Im Feuer erglühte alles Weſen zu Wärme und Brand, es entwallte als Rauch und Dampf, es ſank zu Aſche und Salz. Stetig, unverbrüchlich, immer dieſelbe Erſcheinung. Alles Weſen

mußte auf dieſen dreien beruhen, auf dem, das brannte, das verflüchtete und auf dem Salze.

Noch lange ſeufzte ſeine Bruſt, wie nach einem Alptraum, er war ſeiner Erkenntnis noch nicht Herr und er wußte nicht, daß ſeine Wahrheit den neuen Weg der Kunſt bedeute. Ihm war drangvoll ſchwer und frei zugleich, wie jenem Auguſtinermönche in der Zelle zu Erfurt, der ſeine Wahrheit erſchaute und doch nicht wußte, wie ſchwer ihr Gewicht auf die Wage des deutſchen Weſens fiel.

Langſam taſtete Theophraſt durch den Stollen aufwärts. Im Fahrſchacht ſetzte er ſich müde auf den Boden des Förderſtuhles und wartete geduldig die Zeit ab, bis er gehoben wurde.

Das Sonnenlicht verflüchtigte bald das wunderliche Geſicht ſeines Erlebniſſes. Allein er kam heim, tragend und ſatt wie die Biene, die im Grunde der Kelche getrunken hat und vom goldnen Staub behangen iſt.

Als ſein Vater Hoffnung ſchöpfte, da er den Sohn ruhiger fand, und in ihm forſchte, erklärte Theophraſt, daß er der Lehre der Alten nicht mehr folge, es ſei denn, ſie werde ihm zu Ferrara anders und natürlicher aus den gereinigten Quellen fließen. Und er beſchrieb dem Vater in brüchiger, taſtender Rede den anderen Urgrund, den ihm die chymiſchen Feuer erſchloſſen.

Wilhelm Bombaſt erſchrak vor der Kühnheit des Sohnes. Wohl hatten die Chymiſten in den Dingen längſt das Brennende und das Verdampfende als ur-

weſentlich angeſehen, allein ſie verſchütteten achtlos das Aſchenſalz, nannten es Totenkopf, den ſeelenloſen Reſt. Sie wollten entdecken und nicht erkennen. Und Theophraſt erkannte das Salz, je weiter er ſich eröffnete, um ſo entſcheidender als ſtützende Urſubſtanz; und er überflügelte nicht nur die Chymiſten, er rang, indem er ſie überflog, darnach, die Schlucht zu überwinden, die zwiſchen Medizin, der Kunſt am Menſchen und Alchymie, der Kunſt am Mineral, klaffte – eine neue unerhörte Einheit!

Wilhelm Bombaſt, der das Arztwiſſen und das der Feuer wohl beherrſchte, fand keine Entgegnung, die ihm genügt hätte. Er war von dem Gedanken erfaßt und doch war er tief beſorgt zugleich und bewegter als Theophraſt, aus dem es ſich unbekümmert löſte, als ſei er nur der Zufallsgrund, daraus ein neues Leben breche. Der erfahrene Mann erkannte den Umſturz aller Arznei in Kunſt und Glauben, der folgen mußte, wenn das Lehrgebäude der vier Lebensſäfte erſchüttert werde. Hunderte von Arztgeſchlechtern hatten es ausgebaut und vererbt. Allein er fand den entſcheidenden Gedanken gegen den Sohn nicht.

»Das iſt der Kampf, Theophraſt, alle Welt wird widerbellen, ſei heimlich und leis!«

»Ich will ihre Lehr von Grund erfahrn. Allein ſo es ihrer Lehr entgegen in mir erkräftet und us mir fürſchlägt, wie ſollet ich das hindern? Es ſtaht nit bi mir, ſundern in ihme ſelbſten.«

Von dieſen Tagen an ſprach der Vater nicht mehr zu Theophraſt wie zu einem Kinde; als einem kämp-

ſenden Freunde begegnete er ihm. Sie gingen miteinander zu den Kranken und ſie hielten Maß mit Vomitus, Aderlaß und Purgieren, den Heilwegen der Säftelehre. Da ſahen ſie die Kranken raſcher geneſen.

Aber ungeduldig wartete Theophraſt auf den Wilhelm Thalhauſer, der in ſeiner Heimat Augsburg verweilte. Er wollte die letzte Weisheit der Alten aus dem Mund der berühmten Lehrer.

Ferrara lag noch im Kriege gegen Venedig, den die Liga von Cambrai geweckt hatte. Maximilian war längſt zurückgetreten und der Papſt zum Feinde übergegangen. Nur Frankreich ſtand als letzte große Macht auf ſeiten des Herzogs von Ferrara. Der Krieg wurde zum Todeskampf des Herzogshauſes der Eſte, deſſen Pracht und Ueppigkeit noch vor einem Jahrzehnt die Welt hatte ſtaunen laſſen. Das urſprüngliche Ziel, Venedig zu demütigen, war aufgegeben. Und Rom belauerte den Todeskampf nicht nur. Mit aller Kraft war es wie je bereit zu beſchleunigen, da es zu erben gedachte. Allein Ferrara hielt ſich, dank der vortrefflichen Artillerie, dem eigentlichen Verdienſte des Herzogs Alfonſo um ſeinen Staat.

Der Bauer der Poebene büßte den Krieg der Herren. Unter Stoß und Gegenſtoß loderten die Dörfer auf, kamen die Wein- und Obſtgärten um, verwilderten die Felder. Ferrara ſelbſt, wiewohl ſein Glanz erblindete wie Spiegel eines Prunkſaales, in dem längſt keine Freudenlichter mehr brennen, ertrug den Ernſt. Seine hohe Schule blieb vom Kriege kaum berührt.

Auch die andern Universitätsstädte Oberitaliens boten keine sichere Friedensgewähr. Das Italien der Renaissance war zum politischen Trümmerfelde geworden, umlauert und von fremden Mächten bezogen, Brandherde allerorten – blühte auch das Rosengeranke einer nie erhörten Kunst über den Trümmern.

Sie machten sich gefaßt, in weitem Bogen durch das Venetische zu reisen, um vom Westen her nach Ferrara zu gelangen und so dem Kriege auszuweichen. Wilhelm Bombast ritt bis Arnoldstein mit. Er war ruhiger, denn er fühlte bei diesem zweiten Abschiede anders und lebensvoll, daß er den Sohn nicht verlieren werde, da der Einsame immer wieder zum Ursprunge zurückfinden und an der unbedingten Liebe genesen muß, auf daß er nicht am eigenen Wesen vergehe. Sie ritten in heiteren Gesprächen, der Alte und die beiden Jungen. Als es Zeit wurde und Wilhelm Bombast wenden mußte, schieden sie beide klaren Blickes als Menschen, die nicht Zeit und Raum, noch Geschick zu trennen vermag.

So kamen die Studenten auf heißen, staubigen Wegen zu Fuß ans Ziel — ihre Tiere hatten sie von Malborgeth zurückgesandt. Neubelebt saßen sie unter dem schattenkühlen Stadttore, das vom Castell Tedaldo geschützt wurde, und warteten. Man prüfte die Pässe, die Degen hatte man ihnen abgenommen. Aus einem Rauderwelsch von italienischen, lateinischen und deutschen Brocken, durch lebhafte Bewegungen verdeutlicht, erfuhren sie, daß die Pässe richtig befunden

ſeien, die Degen aber in Verwahrung blieben, Waffen wären unterſagt.

Die Hauptſtraße geleitete ſie durch die Stadt. Alte Herrenhäuſer mit dickvergitterten Mezzaninfenſtern und breitgedrückten Portalen, daneben Bürgerwohnungen leichteren Baues, aus deren offenen Kaufgewölben da und dort ein bunter Farbton durch das Grau brach. Die kahlen Balkone, die toten, froſtigen Fenſter der Herrenhäuſer verdüſterten und beherrſchten die Zeile, ließen das wehende Spiel der Vorhänge, auch heller Wäſcheſtücke, die aus den Bürgerfenſtern hingen, nicht aufkommen. Die Wagen fuhren im Schritt, die Reiter ritten im Schritt, etliche Rotten Soldaten marſchierten ohne Spiel, Langſpieße über der Achſel, zum Tore hinab. Die meiſten Bürger gingen geſenkten Blickes an den Häuſern hin. Wo ſie beiſammenſtanden, ſprachen ſie gehalten, man hörte kein Lachen, kaum eine hellere Stimme. Und das gleiche gedeckte Leben auf der Piazza: die dreigeteilte hohe Stirnſeite der Kathedrale mit ihren nüchternen Bogenreihen und den uralten, herben Meißelarbeiten; gegenüber die Reſidenz, der Palazzo del Cortile, leblos in ſtarrem Sonnenlicht; zu beiden Seiten des Schloſſes, in den Ecken des Palaſtes, zwei ſteinerne Wächter, der Arrigo- und der Rigobelloturm; die engen Fenſterluken hinter dem Eiſengeſtänge verrieten die Beſtimmung.

Flüſternd, als fürchteten ſie allzu laut zu werden, verſuchten die beiden Studenten den Weg zur Univerſität zu erfragen. Ein kleiner halbnackter Junge lief

mit, und durch etliche dumpfe Seitengaſſen kamen ſie zu dem unſcheinbaren Bau, deſſen Torgewölb ſie kühl umfing.

Sie erfuhren, daß die deutſche Burſe geſchloſſen ſei, da ſie, dem Einſturz nahe, niedergeriſſen werde. Alle Quartiere wären von Hilfsvölkern belegt, ein anderes Burſenhaus müßte erſt gefunden werden. Die deutſchen Schüler wohnten bei den Bürgern, und ſonſt verkehrten die meiſten in der Schenke »Zum ſingenden Schweinchen«. – Müde und verdroſſen zögerten ſie, wenig Hoffnung ſetzten ſie in das fröhliche Schild der Taberne.

Das »Singende Schweinchen« war auch nicht leicht zu finden, es lag in der ſchmutzigſten Sackgaſſe, die von einem der vielen Kanäle winkelig abbog, eine niedrige Stube, von Oeldampf gefüllt. Am offenen Feuer wurden Fiſche gebraten. Der Wirt, ein großer, hagerer Mann, ſchlurfte in Holzpantoffeln, drei Zinnbecher, deren Böden er mit einer Hand umſpannte, ſanft ſchwenkend, auf einen langen Tiſch zu. Drei junge Leute ſaßen an deſſen fernerem Ende und aßen. Er ſtellte die Becher ab, indem er jeden auf der Tiſchplatte handlich drehte, als wären es Henkelkannen, und kam dann den beiden langſam entgegen, die Hand am blauen Schurze wiſchend. Sein helles Haar und das deutſche Bauerngeſicht, die dienſtwilligen, prüfenden Augen gaben den Neulingen Vertrauen. Sie redeten gleichzeitig auf ihn ein, und er hörte gutmütig zu.

»Us Villach unde Augsburg . . . kein Logiment . . .«

er kratzte ſich hinter dem Ohr. »Die Burs hat die fallend Sucht, alls iſt voll von denen Franzen und aus Bologna, Mantua viel Volks . . . ſint vier Jahrn! Wir wöllend ſehn, Signori. Dort ſatzet euch ze denen, es ſeind auch Studioſen.«

Sie beſtellten ein Gericht und einen Schoppen, der Wirt nahm ihre Bündel ab.

Die drei waren Juriſten; ſie ſchenkten den beiden Ankömmlingen kein ſonderliches Gehör. Die Beſchwer der Reiſe und die Beſorgniſſe um eine Unterkunft beantworteten ſie mit einem überlegenen Lächeln und wechſelten läſſige Bemerkungen über eigene Unbill untereinander. Einer ließ etwas lauter gegen Thalhauſer hin fallen:

»Der Magiſter Fabianus Pangrieſerus hie«, er zeigte auf ſeinen Nachbar, »iſt vor fünf Monat oder ſieben ankummen und zween unter einer Steigen gelegen, ward alſo halbet gefreſſen von denen walliſchen Läuſen und Wanzen.«

Sie wußten noch Aehnliches mehr und als ſie merkten, daß die beiden genugſam gedrückt ſeien, meinte der eine, es käme bald der Magister Artium Urſinus, der wolle demnächſt in Medizin promovieren, er wiſſe vielleicht Rat.

Fabianus Pangrieſerus lachte und fragte blinzelnd:

»Etwan zur Agneſina?«

Der dritte verdrehte die Augen und legte die Hand aufs Herz.

»Agneſina!«

Und der dürre, rotköpfige Juriſt zur andern Seite

des Magiſters murrte: »Das gottsverflucht Hurenmenſch hat Schuld, daß der Andrä Paradeiſer iſt ſchier zum Krüppel geſchlagen. Gott und der Tüfel ſchänd ſie in der Luft!«

»Halt die Zung im Zaum, Lazare,« ließ der Magiſter zwiſchen Scherz und Ernſt fallen, »ſie möcht dir ſunſt genaglet werden!«

Der Wirt ſtand in der Nähe, er wandte ſich lächelnd zu.

»Ohnbeſorgt, Herr Magiſter, hie ſeid Ihr in deutſchen Wänden, die kunnten einfallen als die Burs, ſo ſie nit unterweilen einen Fluch hören.«

»Iſt gut, Baltiſar, deine Wänd ſeind dicht, ſollichs iſt uns wohl bekennt, allein wer ſich bi Zeiten nit verſieht, auch an ſicherm Ort . . . du ſollt dich nur uf den Johann Seydlitzen beſinnen, der wird heunt noch lallen. Pfui dich der Tüfel, es muß ein grauſam und peinlichs Ding ſin, die Zung aus dem Maule hangend an eim Holzſcheit angenaglet!«

Er ſpie über den Tiſch hin aus.

Theophraſt und Thalhauſer kauten an ihren Fiſchen, die ranzig ſchmeckten. Allein der Wein war friſch und mild. Er gab ihnen nach dem erſten Schlucke Troſt, ſie tranken einander zu.

»Woher kummt ihr beiden,« fragte Pangrieſerus.

»Us Tübingen.«

»Schwabiſch Blut!«

»Nit völlig. Theophraſt von Hohenheim Bombaſt.«

»So Ihr ein Junker ſeid, kunntet Ihr ufs Collegium Illustre, dort ſpreitzend ſich die vom Adel.«

er kratzte ſich hinter dem Ohr. »Die Burs hat die fallend Sucht, alls iſt voll von denen Franzen und aus Bologna, Mantua viel Volks ... ſint vier Jahrn! Wir wöllend ſehn, Signori. Dort ſatzet euch ze denen, es ſeind auch Studioſen.«

Sie beſtellten ein Gericht und einen Schoppen, der Wirt nahm ihre Bündel ab.

Die drei waren Juriſten; ſie ſchenkten den beiden Ankömmlingen kein ſonderliches Gehör. Die Beſchwer der Reiſe und die Beſorgniſſe um eine Unterkunft beantworteten ſie mit einem überlegenen Lächeln und wechſelten läſſige Bemerkungen über eigene Unbill untereinander. Einer ließ etwas lauter gegen Thalhauſer hin fallen:

»Der Magiſter Fabianus Pangrieſerus hie«, er zeigte auf ſeinen Nachbar, »iſt vor fünf Monat oder ſieben ankummen und zween unter einer Steigen gelegen, ward alſo halbet gefreſſen von denen walliſchen Läuſen und Wanzen.«

Sie wußten noch Aehnliches mehr und als ſie merkten, daß die beiden genugſam gedrückt ſeien, meinte der eine, es käme bald der Magister Artium Urſinus, der wolle demnächſt in Medizin promovieren, er wiſſe vielleicht Rat.

Fabianus Pangrieſerus lachte und fragte blinzelnd:

»Etwan zur Agneſina!«

Der dritte verdrehte die Augen und legte die Hand aufs Herz.

»Agneſina!«

Und der dürre, rotköpfige Juriſt zur andern Seite

des Magiſters murrte: »Das gottsverflucht Hurenmenſch hat Schuld, daß der Andrä Paradeiſer iſt ſchier zum Krüppel geſchlagen. Gott und der Tüfel ſchänd ſie in der Luft!«

»Halt die Jung im Zaum, Lazare,« ließ der Magiſter zwiſchen Scherz und Ernſt fallen, »ſie möcht dir ſunſt genaglet werden!«

Der Wirt ſtand in der Nähe, er wandte ſich lächelnd zu.

»Ohnbeſorgt, Herr Magiſter, hie ſeid Ihr in deutſchen Wänden, die kunnten einfallen als die Burs, ſo ſie nit unterweilen einen Fluch hören.«

»Iſt gut, Baltiſar, deine Wänd ſeind dicht, ſollichs iſt uns wohl bekennt, allein wer ſich bi Zeiten nit verſieht, auch an ſicherm Ort . . . du ſollt dich nur uf den Johann Seydlitzen beſinnen, der wird heunt noch lallen. Pfui dich der Tüfel, es muß ein grauſam und peinlichs Ding ſin, die Jung aus dem Maule hangend an eim Holzſcheit angenaglet!«

Er ſpie über den Tiſch hin aus.

Theophraſt und Thalhauſer kauten an ihren Fiſchen, die ranzig ſchmeckten. Allein der Wein war friſch und mild. Er gab ihnen nach dem erſten Schlucke Troſt, ſie tranken einander zu.

»Woher kummt ihr beiden,« fragte Pangrieſerus.

»Us Tübingen.«

»Schwabiſch Blut!«

»Nit völlig. Theophraſt von Hohenheim Bombaſt.«

»So Ihr ein Junker ſeid, kunntet Ihr ufs Collegium Illustre, dort ſpreitzend ſich die vom Adel.«

Theophraſt war allmählich des überheblichen Tones ſatt geworden.

»Ein fürtrefflicher Rat. Jedannocht ich will ehender mine Pferd und Diener abwarten, ſo mir von denen Venetianern vor Padova ſeind uſgehoben worden.«

»Potz Pferd und Diener! Hie ze Ferrar ſeind Juden gnug, die helfend Euch über die Zeit gegen zwölf vom Hundert pro mense.«

Die Stimme des Magiſters klang aber doch weit zutraulicher, und auch die andern beiden betrachteten den kleinen Mann mit größeren Augen. Nur der Wirt wandte ſich ſchmunzelnd ab, denn er hatte die ſorgfältig verſchnürten Bündeln gewogen und wußte, daß ſie keine zufällig geretteten Reſte enthielten.

Ehe Theophraſt antworten konnte, traten vier junge Leute ein. Der erſte winkte den drei Juriſten zu und rief noch unter der Tür:

»Er iſt entflohen. Morgenden Tags will er einziehn. Zur Stund reiten ſie durch die Stadt, trummelns und blaſens aus.«

Theophraſt und Thalhauſer erhorchten aus einem Gewirre von Mitteilungen und Meinungen, daß Herzog Alfonſo dem Papſte entflohen ſei. Er war nach Rom gegangen, um ſich vor Julius II. zu demütigen und Frieden zu erhalten. Mit knapper Not ſei er aus der Falle ausgebrochen. Kanonenſchüſſe und Glocken beſtätigen die Nachricht. Bald füllte ſich der Tiſch. Alle waren lebhaft bewegt. Etliche brachten neue Gerüchte. Man ſtand auf ſeiten Don Alfonſos gegen den Papſt.

Unterdes lernte der ſtille Thalhauſer den Magiſter Urſinus kennen; Theophraſt hatte zu tun, um ſeine Lüge von dem Ueberfall bei Padua zu entkräften. Er ſaß neben einem Schweizer, der mit Urſinus gekommen war. Und als der vernahm, daß Theophraſt dem Stift Einſiedeln angehöre, trank er Theophraſt im Aufbrechen den letzten Schluck zu.

»Wir ſeind nit als wit useinand geborn und möchtind uns bi der großen Engelwih und Kilby ze Einſiedlen haben geſtoßen; uf der hat der Hans Ochsner den Kläui Küng von Sant Gallen geworfen. Dann ich bin der Chriſtof Kluſer von Zürch.«

»Derſelb Hans Ochsner iſt miner Mutter Bruder unde min Ohm.«

»Samer Potz Schweiß, der hat ze Zürch den Wälti Kochenribly zu drien Malen gelegt. Ich bin darbi geweſt.«

»Derſelb iſt min Ohm und iſt denen Franzen um Sold gefolget – wo er ſiſe, das iſt mir ohnbekennt.«

»Nu ganget mit uns, ihr beiden, und ihr ſollt ein Dach finden, ſo wahr ich bin ein Eidgenoß unde der Chriſtof Kluſer!«

Die andern ſpitzten die Ohren und brachten den beiden eiligen Beſcheid zum Willkomm, denn Chriſtof Klauſer war ein handfeſter Kerl.

Noch läuteten die Glocken und donnerten die Mörſer. Singende, ſchreiende Soldaten, Frauen und Mädchen, die ſich raſch geſchmückt hatten, und die aufgeregten Bürger, alle zogen lebhaft, als ſeien ſie aus dumpfem Schlafe geweckt, vor den Palazzo del Cortile.

Hie und da ein Herr in Brokat, dem ein Diener vorausging und Platz ſchaffte, Sänften, deren rufende Träger mühſamer vorwärtsdrängten, je mehr ſie ſich der Piazza näherten. Unterweilen ein Wagen, in die Menge eingekeilt, deſſen unglücklicher Lenker gegen den Strom einzudringen ſuchte. Raum, daß die vier Studenten den Platz überqueren konnten. Vor dem Portale des Schloſſes ſtand eine doppelte Reihe der Trabanten-Garde; das Volk wollte in den Hof dringen, um aus dem Munde der Donna Lucrezia Nachricht zu erhalten.

»... er liebt die Deutſchen, unſer Hauswirt Fiorindo Sardorto,« erklärte der Magiſter Urſinus den beiden, »ſider dem Reichstag zu Worms liebt er ſie. Dahin iſt er im kaiſerlichen Hofſtaat gefolgt, ein Kramer mit Pomeranzen, Südwein unde Konfekt. Auf dem Reichstag hat er ſein Hausweſen und die Kramerei wieder zuſtand gebracht. Dann ehedem iſt er ein reicher Mann geweſt hie zu Ferrar. Allein er ward bei einer Hur ertappet. Da habend ihn die Dodici, ſo heißen hie die zwölf Stadtrichter, ſeins Reichtumbs entlediget und alſo auch ihme die linke Hand abhauen lan.«

Talhauſer fragte: »Weil er iſt . . .?«

»Hurerei, das heißt der Bürger Hurerei, dann die Eſte unde die Herren aus denen Geſchlechtern huren nit, ſundern ſie lieben – wird in Ferrar alſo geſtraft mit Abhauen der Linken und das Beſitztum fällt an den Dom, jeweils auch – ſunderlich unter dem Don Ercole, dem Vater des Alfonſo – iſt es an ander

Bauſchätz gefallen, dann der Herzog Ercole mehret die Stadt und ihrer Schönheit Ruf.«

Urſinus ſprach unbekümmert, obgleich ihn mancher verſtehen konnte. Langſam arbeiteten ſie ſich durch. Sie gingen gegen die Addizione Ercolea, einen neuen Stadtteil, den eben der große Liebhaber der Baukunſt eröffnet hatte. Und allmählich lichteten ſich die Gaſſen.

»Das Hüsli,« wies Klauſer dem Landsmann Theophraſt.

Ein ſchmales Gäßchen. Auch das Haus des verſtümmelten Pomeranzenkrämers war ſchmal und dürftig, doch es duftete nach Früchten und nach Wein. Sardorto hatte Zuzug. Man kaufte Feigen, Trauben, Orangen und trank im Stehen ein Glas. Er und ſein Weib warfen nur einen flüchtigen Blick auf die vier Studenten, die über die ſteile, finſtere Holzſtiege an der Seitenwand des Gewölbes zum Söller hinaufſtiegen.

Eine Kammertür klaffte da. Vor dem offenen Fenſter, an deſſen Seite ein Metallſpiegel hing, ſtand ein ſchlankes Mädchen, das ihre blaue Candale, einen Seidenſchleier, der an den Gürtel geneſtelt war, um das ſtrohblonde Haar ſchlang. Ihre dunklen Augen blickten neugierig aus dem Spiegel durch den Türſpalt, die Brauenbögen waren gefärbt.

Magiſter Urſinus rief etliche lachende Worte hinein, die Theophraſt nur halb verſtand. Sie antwortete, ohne ſich umzuwenden; eine flatternde, helle Stimme.

»Agneſina, die Schöne,« flüſterte dann Urſinus dem Theophraſt ins Ohr, und ſeine Lippen wurden ſchmal.

Hie und da ein Herr in Brokat, dem ein Diener vorausging und Platz ſchaffte, Sänften, deren rufende Träger mühſamer vorwärtsdrängten, je mehr ſie ſich der Piazza näherten. Unterweilen ein Wagen, in die Menge eingekeilt, deſſen unglücklicher Lenker gegen den Strom einzudringen ſuchte. Kaum, daß die vier Studenten den Platz überqueren konnten. Vor dem Portale des Schloſſes ſtand eine doppelte Reihe der Trabanten-Garde; das Volk wollte in den Hof dringen, um aus dem Munde der Donna Lucrezia Nachricht zu erhalten.

»... er liebt die Deutſchen, unſer Hauswirt Florindo Sardorto,« erklärte der Magiſter Urſinus den beiden, »ſider dem Reichstag zu Worms liebt er ſie. Dahin iſt er im kaiſerlichen Hofſtaat gefolgt, ein Kramer mit Pomeranzen, Südwein unde Konfekt. Auf dem Reichstag hat er ſein Hausweſen und die Kramerei wieder zuſtand gebracht. Dann ehedem iſt er ein reicher Mann geweſt hie zu Ferrar. Allein er ward bei einer Hur ertappet. Da habend ihn die Dodici, ſo heißen hie die zwölf Stadtrichter, ſeins Reichtumbs entlediget und alſo auch ihme die linke Hand abhauen lan.«

Talhauſer fragte: »Weil er iſt . . .?«

»Hurerei, das heißt der Bürger Hurerei, dann die Eſte unde die Herren aus denen Geſchlechtern huren nit, ſundern ſie lieben – wird in Ferrar alſo geſtraft mit Abhauen der Linken und das Beſitztum fällt an den Dom, jeweils auch – ſunderlich unter dem Don Ercole, dem Vater des Alfonſo – iſt es an ander

Bauſchätz gefallen, dann der Herzog Ercole mehret die Stadt und ihrer Schönheit Ruf.«

Urſinus ſprach unbekümmert, obgleich ihn mancher verſtehen konnte. Langſam arbeiteten ſie ſich durch. Sie gingen gegen die Addizione Ercolea, einen neuen Stadtteil, den eben der große Liebhaber der Baukunſt eröffnet hatte. Und allmählich lichteten ſich die Gaſſen.

»Das Hüsli,« wies Klauſer dem Landsmann Theophraſt.

Ein ſchmales Gäßchen. Auch das Haus des verſtümmelten Pomeranzenkrämers war ſchmal und dürftig, doch es duftete nach Früchten und nach Wein. Sardorto hatte Zuzug. Man kaufte Feigen, Trauben, Orangen und trank im Stehen ein Glas. Er und ſein Weib warfen nur einen flüchtigen Blick auf die vier Studenten, die über die ſteile, finſtere Holzſtiege an der Seitenwand des Gewölbes zum Söller hinaufſtiegen.

Eine Kammertür klaffte da. Vor dem offenen Fenſter, an deſſen Seite ein Metallſpiegel hing, ſtand ein ſchlankes Mädchen, das ihre blaue Candale, einen Seidenſchleier, der an den Gürtel geneſtelt war, um das ſtrohblonde Haar ſchlang. Ihre dunklen Augen blickten neugierig aus dem Spiegel durch den Türſpalt, die Brauenbögen waren gefärbt.

Magiſter Urſinus rief etliche lachende Worte hinein, die Theophraſt nur halb verſtand. Sie antwortete, ohne ſich umzuwenden; eine flatternde, helle Stimme.

»Agneſina, die Schöne,« flüſterte dann Urſinus dem Theophraſt ins Ohr, und ſeine Lippen wurden ſchmal.

Die Stiege vom Söller in den Stock, beinahe eine Leiter, ſo dürftig und enge, endete vor einer Tür. Und aus dieſem Raume, halb Speicher, halb Ehegemach, wie das breite Himmelbett verriet, gelangten ſie in eine ſchmale Kammer, die durch die ganze Tiefe des Hauſes zog, denn ſie hatte ein Fenſter auf die Straße und eine hochgelegene Luke in das Höfchen hinaus. Vor dem Straßenfenſter ſtand das Schreibpult, der Tiſch folgte, ein Wandregal mit Büchern hing darüber. Gegen den Hof zu füllte eine niedrige Holzbühne beinahe den ganzen Raum. Auf ihr lag die Matratze, geräumig für ſechs Schläfer. Sonſt begleiteten Bänke die rohe Lehmwand; auf ihnen und über ihnen an Holzhaken und Wandborden hingen und lagen die Habſeligkeiten der Studenten.

Der Magiſter Urſinus ſtieg mit Thalhauſer in das Gewölb hinunter und handelte mit Fiorindo Sardorto ab.

Die Nächte waren ſchwül und von einer matten Fieberluft durchhaucht. Hie und da ſcholl eine Lärmwelle aus dem Gewölbe des Sardorto in die Träume der vier deutſchen Schläfer herauf und wie Schaum auf der Welle das klirrende Pochen des Tamburins: Agneſina tanzte einen romagnoliſchen Tanz, durch den – zum erſten Mal in Ferrara – Donna Lucrezia ihre Hochzeitsgäſte begeiſtert hatte. Man nannte ihn dann den Tanz der Herzogin, zuweilen auch den der Papſttochter. Und die vier ſchlafenden Leiber der Deutſchen ſchauerten unter dem Schall. Der Magiſter Urſinus

ballte die Hände und ſchloß den Mund feſter, Thalhauſer lächelte, als ſei er von einem unkörperlichen, fernen Genuß ergötzt. Klauſer ſpreizte die Finger, ſtemmte ein Bein gegen die Matratze, als wolle er ſich im Schlafe erheben, ſtöhnte aus feuchten, offenen Lippen. Und in die Stirn des Theophraſt gruben ſich Falten eines trotzigen Unwillens. Aber in jedem lebte für den einen Schlag ihres Herzens das Bild der Südländerin Agneſina, deren ſchmiegſamſcheue Grazie ſich jedem zu geben ſchien, indem ſie ſich jedem verweigerte.

Fiorindo Sardorto hatte auch den beiden neuen Hausgenoſſen ſeine Lobrede auf Deutſchland vorgetragen, ein Salat aus elenden deutſchen Brocken und öligſtem Italieniſch. Die abgehauene Hand ſpielte darin irgendeine Rolle, und es klang, als fühle er ſich dadurch den Deutſchen ebenbürtig gemacht, daß er nach ſeiner Verſtümmelung und Verarmung in Ferrara zu einem Bürger geringen Standes geworden war. Agneſina und das dürre, abgearbeitete Weib des Sardorto hörten die Rede mit einem lauernden Lächeln für die beiden Deutſchen an, drei Bauern, die ſich einen Trunk Wein gönnten, ſtanden dabei und bewunderten das Maulwerk des Pomeranzenhändlers. Zum Schluſſe winkte Sardorto.

»Fülle die Becher, Agneſina, du Blüte! Deutſchland ſoll leben!«

Theophraſt, der ſeines adeligen Namens wegen von dem Hauswirt beſonders angeredet worden war, warf ein Geldſtück auf den Tiſch, Sardorto wehrte leidenſchaftlich ab, aber ſeine Frau ſtrich ein, worauf der

Pomeranzenhändler einen beſſeren Wein zu ſchenken befahl. Damals tanzte Agneſina zu Ehren der beiden Deutſchen den Tanz der Herzogin. Ihre Bewegungen waren unvergleichlich edel, nur ihr Lächeln verriet ihre Abkunft. Sardorto nannte ſie ſeine Nichte, allein ſowohl er als ſein Weib ſchienen älteren Blutes zu ſein.

Und ferner noch als in den huſchenden Träumen ſpielte die Italienerin an dem tagwachen Leben Theophraſts hin, einem Gefühle gleich, das die Bewußtſeinsſchranken nicht zu durchbrechen vermag. – Er war von ſeinem Kampfe um jenes letzte Wiſſen der Alten allzuheftig erfüllt. Und er riß die andern drei mit. Sie disputierten bis in die tiefe Nacht hinein; der Magiſter ſchien ſeines Termins zu vergeſſen, er ließ die Prüfungsfragen liegen, und Klauſer entbrannte zuweilen hell, ſelbſt Thalhauſer verlor die ſanfte Gemeſſenheit und ſtand erglühend Rede. Sie gewöhnten die fahrige Art des Hohenheim, ſein vulkaniſches Weſen, deſſen Ausbrüche kaum zu faſſen waren und ſie noch lange nachzittern ließen, wenn er wieder in ſeine Arbeit verſunken ſchien.

Sie waren die erſten, die ſeiner nicht lachten, wenngleich ſie ſich, ſobald er nur verſtummte, ſeiner zu erwehren ſuchten. Aber ſprunghaft wie aus der Wirrſal eines Urgemenges ſprudelten je und je andere unerwartete Ideen aus ihm, gegen die ſie nicht geſchützt waren. Sie wurden überſprüht und freuten ſich des hohen Spiels.

Er phantaſierte über die Heimlichkeiten der Natur, ließ den dreieinigen Bau der Welt in Gottheit und

Menſchenweſen zu Form und Ziel gelangen, dann wieder beſchrieb er klar und kühl den Kräftefluß im Körper, Nahrung und Atmung, eine andere Stunde ließ ihn von den Urſachen des Todes verlauten: Verſchlammung des Körpers, Selbſtvergiftung. Es waren unerhörte Theorien und ſie löſten ſich faſt unbewußt von ſeinem Munde. Wieder ein anderer Anlaß, der in ihm allein wirkſam wurde, enthüllte er vor den auflauſchenden dreien ſein weites Wiſſen von der Kunſt der Feuer. Die Elemente, die Urſubſtanzen, die geheimnisvolle Liebe und der Haß der Stoffe führten ihn auf unbetretene Gedankenwege, die lockend weiterwieſen.

Und er war ihnen dankbar, die ihn zum erſten Male hörten. Ihm war, als ſöge er aus ihrer freundlichen Willfahrt alle ſeine geſtaltenden Kräfte. So konnten ſie ſeinem Willen auch folgen, ohne ſich ſelbſt zu verlieren, aber ſie wurden unruhig, wenn er länger ſchwieg, als ſie erwarteten.

Bald waren ſie den andern Studenten auffällig, denn auch Urſinus, angeregt von der Kritik Theophraſts, beſuchte mit ihnen das Kolleg des Nicolo Leoniceno, obwohl er als Kandidat längſt zu den praktiſchen Fächern übergegangen war. Man munkelte von beſonderen Künſten des Hohenheim und nannte ihn den kleinen Magier, da er einmal im »Singenden Schweinchen« etliche harmloſe chemiſche Kunſtſtücklein ſpielen gelaſſen und damit eines fahrenden Adepten Prahlerei heimgewieſen hatte.

Der Altmeiſter Nicolo Leoniceno wurde noch immer der Stern der Medizin genannt. Er vermochte

trotz ſeiner vierundachtzig Jahre den größten Hörſaal der Univerſität mit Schülern zu füllen. Eine grau-getünchte Halle war das, von ihrem Tonnengewölbe wehten die Spinnweben in langen Bärten nieder, ihr Boden war gegen die Kälte der Steinflieſen dick mit zertretenem Stroh bedeckt. Bis zur Tür ließ ſich Leoniceno führen, dann ſtraffte er ſeinen hageren Greiſenkörper und erſtieg ungeleitet den engen Lehr-ſtuhl. Seine Stimme pfiff dünn durch die Halle. Er ſank, während er las, immer tiefer in den weiten Pelz-mantel ein, aber ſeine lebhaften Augen ſprühten noch, wenn er den unverſieglichen Spott über das barba-riſche Latein der Vorgänger ausgoß oder wenn er von ſeiner Enthaltſamkeit, die allen Lebensgenüſſen gegenüber jede ſtrengſte Ordensregel übertroffen habe, ſelbſtbegeiſtert ſprach, um der lachenden Jugend zu ſeinen Füßen ein Vorbild zu bieten, das ſie angeſichts ſeiner Verwittertheit ſtets zu neuem Spott verlockte. Seine Vorträge über die Kunſt und die Irrtümer der Alten klangen matt aus dem faltigen, eingeſunkenen Munde.

Auch Giovanni Manardo, der ſiebzigjährige Leh-rer, wich trotz aller kritiſchen Vorbehalte gegen die Erläuterer der Alten nicht von der Lehre des Galen. Dieſer beiden Greiſe berühmte Reform, die den Ruf ihrer Kühnheit und Geiſtesfreiheit durch die Welt getragen hatte, erſchöpfte ſich in einer Reinigung der Texte und in der Tilgung irrtümlicher Lehrmeinungen, die aus verderbten Texten der Alten erfloſſen waren. Und Theophraſt ſtand neuerdings dem Worte und

dem Glauben am Worte gegenüber. Aber er ſuchte nicht mehr die Offenbarung im Wort und Glauben. Nach wenigen Monaten wußte er, daß weder Manardus noch Leonicenus ihn von der eigenen Bahn abrufen konnten.

Der ganze Dank und die rührende Anhänglichkeit ſeines einſamen Herzens floß den drei Freunden zu. Die Geſpräche mit ihnen waren der Nährboden, auf dem ſeine jäh erſchloſſene Phantaſie wucherte, an ihnen wuchs er zur Perſönlichkeit. Seit er zu ihnen ſprechen durfte, ohne verhöhnt zu werden, ſchienen die innerſten Tore ſeiner Welt aufgetan. Was er auch las, und ſeine Begierde fand kaum Maß und Ziel, wurde ihm, der einem überfüllten Becher glich und nur berührt zu werden brauchte, um überzufließen, zum Anlaß. Und ſie gewöhnten ſich daran, die eigene Arbeit zu unterbrechen, um zu hören und zu antworten. Sie wußten bald, daß ſie nicht ſchneller und tiefer in die Lehre der Alten dringen konnten als unter dem Kampfe, den Hohenheim gegen die Ueberlieferung führte.

Da ſie von ſeiner Leidenſchaft des Erkennens hingeriſſen wurden, verarmten ihre ſtillen Feuer für die ſchöne Agneſina.

Es war Frühling geworden und mit der ſteigenden Wärme ſchwärmten die honigſuchenden Jünglinge und Männer dichter aus und ein. Das Gewölb des Sardorto verwandelte ſich in eine Gaſſenſchänke. Auch aus der Addizione Ercolea, deren Platz von den neuen Paläſten der Trotti, Caſtelli, Pii, Mazarelli und an-

derer Geſchlechter umſtanden war – ſie reihten ſich an den prächtigen Palazzo Diamanti, den der Bruder Ercoles, Sigismondo, erbaut hatte – kamen Kenner. Agneſina erblühte unter den Blicken der Männer, die es für Geſchenk und Gnade nahmen, ein Schmuckſtück oder einen Zecchino zitternder Hand in den Halsausſchnitt ihres Kleides gleiten zu laſſen. Man wußte, daß keiner ſich ihres Leibes rühmen durfte. Einer belauerte den andern. Und Agneſina verſtand zu verſchwinden, wenn der Wein die Augen erſtarren ließ, die an ihrer Bruſt und ihren Hüften hingen, und wenn erſchlaffte Zungen ihren Namen lallten. Dann warf ſie die Brünſtigen an den Wein fort und an die beiden Mägde, die den Wein zutrugen, und huſchte in ihre Kammer ober dem Gewölbe.

Seit langem beſchmeichelte ſie dieſes kleine Gemach faſt unbewußt, doch zärtlich wie einen Wunſch, an den man das innerſte Leben hängt, das jenſeits des Tages fließt. Für ihre hochzeitliche Stunde ſchien ſie die Kammer zu bereiten. Einen Teil des Goldes und Schmuckes, den man ihr zuſteckte, wandte ſie an koſtbare Stoffe und Tapezereien, Pfühle und zierliche Möbelſtücke. Ein breites, geſchnitztes Bett hatte Sardorto für ſie erworben. Eine ſilberne Ampel hing zu Füßen des Bettes. Auf ihrem Putztiſchchen ſtanden gedrängt die köſtlichen Schönheitsmittel einer Dame: ein Pulver aus weißen Pilzen, Zyperſtaub, Gummi, ſchwarzes Farbmehl, aus Antimon bereitet, zermalmte weiße und rote Korallen, fein zerſtampfter Talg und neben den Doſen und Büchschen venetianiſche Gläſer

mit Veilchen- und Birkenwaſſer, Kamilleneſſenz und Mandelöl. Viele Kämme, Bürſten, Pinſel und Nadeln lagen dabei.

Und über dem Tiſche hing geneigt ein großer Metallſpiegel, der ihr von dem jungen Nicolo Mazarelli für einen Kuß verehrt worden war. Im Kreiſe ſeiner Freunde und niemals allein hatte der Edelmann ſeine Lippen auf ihren zögernd entblößten Oberarm drücken dürfen.

Seither kam Mazarelli täglich zur ſelben Abendſtunde. Er ſaß abſeits, verſchüttete von Zeit zu Zeit ſeinen Wein oder ließ ihn von andern trinken und ſah unverwandt auf die ſchöne Agneſina. Seine blaſſe, ringende Leidenſchaft zwang die andern enger in den Bann des Mädchens. Agneſina fühlte es wie einen Zauber. Man lachte des jungen Mannes längſt nicht mehr. Seine Liebe gehörte zu den Erregungen, die man bei Sardorto ſuchte.

Sie entkleidete ſich vor dem Spiegel des Nicolo Mazarelli, als wäre die flachgewölbte Metallplatte eine vergrößerte Pupille ihres Anbeters. Jeden Abend, wenn ſie entronnen war, entkleidete ſie ſich vor dem Spiegel, als müſſe ſie in deſſen graukalten Strahlen ihren Körper von den geilen Blicken reinigen. Und dann ſchlief ſie, eingelullt von dem Lärm der Gäſte wie eine Fürſtin, vor deren Fenſtern ſich die huldigende Volksmenge drängt. Fiorindo Sardorto hütete die Stiege.

Der Pomeranzenkrämer durfte ihr die kleinen Koſtbarkeiten für die Kammer wählen, er allein durfte die

Kammer betreten, denn Agneſina wußte, daß er im tiefſten Grunde feige war, und daß der Schrecken jenes Augenblickes, da man ſeine linke Hand auf den Richtblock gezwungen hatte, unüberwindlich in ihm fror. Sie wußte, daß auch ſeine Sinne um ſie bebten, allein ſie brauchte ihm nur – was andere raſend gemacht hätte – einen lockenden Hurenblick aus halboffenen Augen zu geben, um ihn vor Angſt erbleichen zu laſſen.

Und ſie entſchädigte ſich an dieſem Spiele für die wachſenden Einnahmen, die ſie ihm ſchuf, ſo wie ſie ſich an dem Kampfe ſchadlos hielt, der das häßliche, eiferſüchtige Weib des Sardorto quälte. Die ſchabte und ſcharrte den Gewinn, wucherte und zählte, mißgönnte ihren eigenen Zähnen den Biſſen, um ihres Traumes willen: wieder eines Beſitzes mächtig zu werden, nicht mehr bedienen zu müſſen und andern befehlen zu können. Das Weib würgte entſchloſſen die Eiferſucht hinunter und fütterte Agneſina mit Leckereien, an denen ſie ſelbſt vor Geiz und Galle erſtickt wäre; ſie ſtreichelte und ſtrählte die junge Schönheit und floß vor Süße über, dafür biß ſie ihren Mann mit Vorwürfen und Hohn wie eine Tarantel.

An der Qual, die andere um ſie litten, fand Agneſina bald die gefährlichſte Luſt, die ein kaltes Blut empfindet. Stand ſie vor dem Spiegel des Mazarelli unter dem milden Ampellichte, ſo war ihr mehr und mehr, als ſei ſie von einer Wolke magiſcher Kräfte getragen, die ihrem Leibe entſtröme und durch Boden und Wände hindurchdränge. Sie fühlte ſich verſucht, geheimnisvoll zu winken, ſinnloſe Zeichen zu beſchrei-

ben, mit halber Stimme Befehle auszuſtoßen. Sie gewöhnte ſich an die ſchrankenloſe Unzucht dieſes Spieles, daran ſie anfänglich nur eine Erholung von der ſtets geſteigerten Achtſamkeit geſucht hatte, die ſie unter den Augen der Männer üben mußte. Bald wurde ihr das Spiel des triumphierenden Leibes im Spiegel des Mazarelli zu einem zauberiſchen Dienſte; ſie vermochte keinen Schlaf zu finden, ohne ſo dem Rauſche ihrer eigenen Schönheit geopfert zu haben.

Drei Tage nachdem Urſinus zum Doktor der Arzneikunſt gefördert worden war, ſaßen die vier Freunde vor dem offenen Fenſter in ſpätem Dämmerlichte. Sie waren traurig, denn Urſinus hatte ſeine Habſeligkeiten zuſammengetragen und jedem ein Buch geſchenkt, damit ſie ſeiner nicht vergäßen. Ihm ſtand ein weiter Weg in die ſchleſiſche Heimat bevor.

Sie hatten gezögert das Zinnlämpchen anzuzünden. Nun drang das nächtige Stimmengewirr aus dem Gewölbe herauf, und keiner mochte unter die zechenden Italiener treten, um von dem Herde Feuer für das Lämpchen zu holen, ſo ſanft bewegt blieb ihr Gemüt.

Sie hatten von der kargen Heimat des Urſinus gehört, dann war in Klauſer die Liebe zu den Ufern des Züricher Sees aufgeblüht, und auch der fromme Augsburger Thalhauſer war mit ihnen von der Sankt-Ulrichskirche hinab an dem Fuggerpalaſte vorbei zum Dom gegangen. Nur Theophraſt ſchwieg. Wo lag ſeine Heimat! Im Ochsnerhüsli an der Tüfelsbruck oder zu Villach bei dem Vater! Sankt-Andrä im La-

vanttale, Tübingen, ja ſelbſt Ferrara ſchienen ihm gleichermaßen nah und fremd. Er ſah, während die andern leiſe von der Heimat ſprachen, über das niedrige Dach des Gegenhäuschens hinweg in den perlenden Nachthimmel. Aus dem Rauchfange des Häuschens, der einem ſchmalen Trichter gleich auf dem Firſte ſaß, entſchwebte die Herdwärme und ließ die Sterne wie hinter einem flutenden Glaſe zittern. Und dieſer trennende Fluß, von dem der Himmel erſchüttert ſchien, wurde ihm zeichenhaft für alle ſeine heimlichen Zweifel an der beſtimmenden Macht der Sterne über das Menſchenleben. Es war ſeine Stunde. Da der Tag verſtummte, wurden die Zeichen vor ihm laut, die aus dem Schlummer der Gewohnheit in die Tiefe rufen.

Warum ſuchte der Menſch ſein Schickſal und Weſen dort in der ungemeſſenen Ferne! War er nicht ſelbſt im Innerſten ungemeſſen und grenzenlos, ſo daß ein jedes noch ſo gewaltige Schickſal in der eigenen Lebenstiefe ſein Bett finden konnte und nicht einer Sternwelt entſtrömen mußte! Theophraſt hatte kein Wort geſprochen und doch war es ganz ſelbſtverſtändlich, daß die andern, als fühlten ſie ſeine Gedanken, von ihrem künftigen Geſchicke anhoben und gleich ihm ihre Augen zu den Sternen wandten.

Theophraſt lauſchte hinter ihre Reden, und die kamen ſeinen Zweifeln entgegen. Ueber jedem der drei, mochten ihre Ziele auch weithin weiſen, ſtand die Heimat wie ein führendes Himmelsbild, dem ſie nachſtrebten. Und war ihre Heimat nicht zugleich ein Teil ihres Leibes, wie der Boden ein Teil des Baumes

iſt, den er nährt! Sie trugen ein jeder den eigenen Planeten und ein irdiſches Firmament in ſich, dem folgten ſie.

Aber Klauſer ſagte:

»Nun gahſt du, der erſt, diner Weg. Do uns die Stern zu einander geführet, ſcheidend ſie uns glichermaßen. Der ein fällt ab umb den andern, und wir warens ſtündlich gewohnt, des müſſend wir trü gedenken.«

Und Urſinus, deſſen Sinn ſchon in der Ferne weilte, tröſtete:

»Es ſtehet nit bei uns und iſt uns geben, jedem nach der Planeten Glück und Zufall in der Stund ſeiner Geburt. Wir wöllend nit hangen und fragen, dann unſer Geſchick iſt beſtellt von denen erlauchten Gewalten. Jedannocht möchtend ſie uns nimmer zu einander geführet han, ſo wir einer des andern ſolleten vergeſſen.«

»Du haſt es alſo geſagt,« beſtätigte Thalhauſer getragen, »und es iſt ein hohes Gut, dem Menſchen von Gott verliehen, daß er iſt wohl eingebettet in den Willen des Geſtirns. Dann wie ſollet er eine Raſt finden und ein Genügen, ſo er alleinig wäre auf ihme ſelbſten beſtellt, mangelnd des höheren Willens. Das gibt uns einen Frieden und ſicheren Verlaß. Darauf ſo beſtehen wir.«

Da brach Theophraſt in ihre Weichmütigkeit ein.

»Was iſt üer Mut ſo ring worden und flötend als ein Nachtigall im Hollerſtrauch! Sehet dort: wie zittern üre mächtigen Stern über dem Dach!«

Und ſie riefen:

»Ei, Hohenheim, willtu die Sterne ſchmähen! – Das iſt der Dunſt und Schmauch us dem Hüsli! – Du Meiſter von denen Feuern, erkennſt du dein Volatile nit und nimmer den ohnſichtbaren Dampf oder der Glut!«

»Bei Gott, ich kenns, allein wir hangend allzuſehr daran, was unſere Augen ſehen mit ihrem elementariſchen Geſicht. Ich erblick das Volatile oder den Dampf und ſchau nit weiter darüber hinaus, da mein ich, es hat den Himmel ein Zittern befallen, und ihr erblicket mit üeren Augen die Stern, da meinet ihr, ſie ſeien geſatzt üer Glück ze ſpinnen in ihrem Lauf und Konſtellaz. Laſſet mir min Glauben an die Macht dieſer Füereſſen und ihres Dampfs, alſo will ich laſſen den üren an die Stern.«

Da wich die Schwere vollends aus ihren Geſichtern, und ſie ſahen ihn lächelnd an.

»Er will den Himmel ſtürmen und die guten Stern,« meinte Urſinus, »nit anderſt als er mit den Alten tuet. O Theophraſte, Verleugner der Gewißheit und des Glaubens!«

»Ich will den Himmel nit ſtürmen, allein ich will ihn holen von ſiner weiten Sphär und ſatzen uf die Erden in den Menſchen.«

»Das iſt ein hoher Griff und gewaltigs Uslangen,« ſpottete Klauſer wißbegierig, und Thalhauſer lehnte ſich lächelnd zurück, indem er die Rechte im Buſen barg.

»Ihr legend es zu dem Geſtirn,« begann Theophraſt, »und ſaget, daß ihr ein Glück von ihnen habt. Des

will ich mich freilich entſchlan und es legen anders us: darnach ein jedlicher Menſch ſines eigenen Leibes Geiſt und Geſchicklichkeit hat, darnach hat er Glück. Jedannoch des Leibes Geſchicklichkeit brauchet des ůßeren Sterns nit und nit das Firmament, ſo ihr mit Augen ſehet. Dann Gott hat von Adam her in das Weſen des Weibes als auch geſatzt Geſtirn und Firmament für jedlichen uf ſin Geſtalt, darein er geboren iſt. Das Kind bedarf keins andern Geſtirns und Planetens. Sine Mutter iſt ſin Planet und Stern. Und iſt eim jedlichen geben die Konſtellaz in dem Samen. Die hat ihren Anfang, Lauf und End in ihr ſelbſten, und liegt im Samen des Menſchen Kraft und Zeit und alles Glück tief verborgen. Das wird offenbar, glichwohl wir ſin Urgrund nit ſehen, allein wir erfůllens, derweil wir leben. Als auch aller Menſchheit Form, Farben, Gſtalt und Sitten ſeind nur ein Spiel und Lauf des erſten Samens und Gebärens! – So der jůngſt Tag kombt, ſo werden die Farben und Sitten der Menſchen alle erfůllt ſin. Alsdann iſt die Stund us des Laufs der Menſchenwelt glichermaßen wie ehedem in dir und mir beim Tode die Stund us war des Laufs der din und miner Welt. Und dann iſt der Menſchen Samen, Glück und Spiel, ſo us der großen Matrix iſt fürgangen, dahin. Werdend desglichen ůer Stern dahin ſein und Firmament: Die haben ihr eigen Leben. So ſie auch Krankheit bringen und heilende Kraft mit ihrer Influenz – iſt nit anderſt dann Gift und Arzenei, ſo us der Erden wächſt – das Glück des Menſchen ruhet im Menſchen, nit

im Stern. Jſt mit ihm gezüget und erwachſen in ſiner Mutter Leib.«

Da befiel die drei andern Unruhe und Bangigkeit. Thalhauſer ſagte:

»Das iſt dein Glauben, der manglet des Beweiſes. Hundert Geſchlechter haben den Lauf der Stern ergründt und des Menſchen Geſchick daraus geleſen.«

Urſinus gab dazu:

»Willtu dem Atlas gleichen, Theophraſte, der den Himmel auf ſeine Schultern hat geladen?«

Und Klauſer rief:

»Wahrlich er iſt ein Schwyzer und ſtammt us dem Gebürg!«

Theophraſt aber blieb unberührt von ihrer Unruhe.

»Laſſet ab von der Abgöttery der ſternkündigen Schwätzer und Klapperer, die ihren Grund und Firmament uf ihren tollen Kopf gſatzt haben, darin es brauet mit Rechenkünſten und wirft ſubtile Blaſen, ſehend aber vor lauter Stern den Himmel nit. Sie hangen all am ůßeren Gſicht. Do ſie die Planeten erblicken in ihrem Lauf und Wandel, meinend ſie, es můſſet alſo darus ein ſunderliche Kunſt geſchaffen ſin. Jhr Heilmeiſter aber ſehet in ůres Leibs Tiefe hinein durch das Licht der Natur, do werdend die ohnſichtbaren Stern ſichtbar. Do ſchauet den Urmeiſter am Werk mit Kraft und Geſtaltung, ſubtiler dann alle Aſtronomei. Dort laſſet uns ſuchen den Grund des Glücks und Leides im Menſchen und Troſt und Heilung finden in ihm.«

»Wider dich iſt es ſchwer,« meinte Urſinus. »Dann wo der Menſch groß und weit gebauet, da ſagſt du: Was vor ein babyloniſch Gemäur! Tuet auf die Augen, Gott iſt allhie geweſt und hat vorlängſt viel herrlicher gebauet, als ihr nur ſehen könnt. – Aber etwan iſt dein Weg der recht, Theophraſt ab Hohenheim, dann die Zeit erwacht wider die babyloniſchen Türm.«

Klauſer war aufgeſtanden und durchmaß die Kammer.

»Er wird etwan noch den lebendigen Gott us deme Himmel ziehn und ſatzen in des Menſchen Bruſt!«

Die beiden andern lachten, aber Theophraſt ſenkte den Kopf und ſagte leiſe:

»Daß Gott mir darzu hülf in ſiner Gnad!«

Da verſtummten die beiden andern und auch Klauſer blieb ſtehen, als müſſe er ſich über ſeine eigenen Worte erſt beſinnen. Es wurde ſtill um ſie. Theophraſt hatte die Arme auf ſeine Knie geſtützt und beide Hände vors Geſicht geſchlagen. Die andern wußten nicht, ob er bete oder weine.

Dann aber war er es, der ſich zuerſt auffaffte. Er langte nach der Lampe.

»Ich will gahn und ufzünden.«

Als er wiederkam, ſah er an ihren Augen, daß ſie über ihn geſprochen hatten wie über einen Fremden. Aber er liebte ſie um des Glückes willen, daß ſie ihn hörten, und vergab ihnen ihre Untreue. Indem er die Lampe abſetzte, erzählte er, daß die Italiener, bewaff-

nete Offiziere darunter, im Gewölbe des Hauswirtes in Streit geraten ſeien und bedenklich rote Köpfe hätten. Es mochte um Agneſina gehen.

Die wunderlichſten Gerüchte über das Mädchen liefen durch die Stadt. Sooft die Freunde mit den anderen jungen Leuten zuſammentrafen, endete das Geſpräch mit Fragen über die Hausgenoſſin. Man wußte, daß es ihretwegen zu Schlägereien kam.

Die vier Deutſchen beſprachen das merkwürdige Hausweſen des Sardorto und ſie begannen ſich zu entkleiden, da gellten Schreie aus dem Lärm zu ihren Füßen und ein faſt tieriſches Brüllen. Klauſer ſprang zur Tür, riß ſie auf, um beſſer zu hören. Kaum war er in den Schatten des Nebengemaches getaucht, ſtürzte Agneſina in offenem Gewande an ihm vorüber in die Kammer der Freunde.

»Der Kapitän Mochino .. er iſt raſend geworden .. Sardorto iſt erſchlagen .. Mazarelli blutet!«

Sie ſah haſtenden Blicks von einem zum andern und warf ſich dann zu Füßen Theophraſts nieder, der noch am weiteſten abſeits ſtand; ſie umklammerte deſſen Hüften und drängte, auf den Knien näher kriechend, ihren Körper heftig an ihn.

Urſinus war in die Ecke geſprungen und hatte ſeinen Wanderknüttel ergriffen, Thalhauſer faßte einen Schemel beim Fuße, und Klauſer ſtand aufgereckt mit geſpreizten Beinen und griffgeſpannten Armen unter der Tür. Theophraſt konnte ſich nicht befreien. Agneſina zitterte. So legte er, mehr abwehrend als beſänftigend, ſeine Hände auf ihren Kopf und befahl ihr

ruhig zu ſein. Sie ſtieß immer wieder hervor: »Sardorto tot! Der Kapitän raſend! Mazarelli blutet!«

Aus dem Geſchrei hörten ſie deutlicher das Geſtampfe auf der Treppe, dann krachten die Söllertüren. Sie ſuchten Agneſina. Rufe, Flüche, da man ſie nicht fand. Sie ſtürmten höher.

Klauſer rief: »Thälhüſer lücht!« Er ſtand geduckt an der Tür, die aus der Ehekammer der Hausleute auf die Treppe führte, er hatte den Riegel vorgeworfen. Und ſie rannten von außen wie Sturmböcke an, daß das Haus zitterte. Urſinus wartete mit ſeinem Knüppel neben Klauſer. Der flüſterte ihm zu: »Hau alleinig uf Händ und Wehr!« Agneſina wimmerte laut und war nicht abzuſchütteln.

Die Tür brach. Vier Offiziere prallten in das Zimmer. Sie ſtutzten vor den drei bereiten Männern, und Klauſer wußte den Augenblick zu nutzen. Er packte kundigen Griffs den erſten am Nacken und Geſäß, ſchwang ihn kunſtgerecht über die Schulter, und ehe ſich die andern drei beſannen, ſauſte der raſend gewordene Kapitän Mochino die ſteile Stiege hinunter, daß er heulend zu Füßen der nachdringenden Zecher liegen blieb. Und mit gleicher Schnelligkeit folgte ein zweiter. Dem dritten war von Urſinus der Degen aus der Hand geſchlagen worden. Pfeifend vor Schmerz ſchüttelte er die blutenden Finger. Der vierte aber hatte ſich augenblicks beſonnen. Er verſorgte eilig den Dolch, und als Klauſer die Kilby an ihm beenden wollte, verbeugte er ſich vor dem behenden Schweizer

mit vollendeter Grazie, ſo daß dieſer ſtatt ſeiner guten Griffe nur ein ſchallendes Gelächter fand.

Und vor dem Gelächter des Klauſer verſtummte das ganze Haus, ſelbſt die beiden wimmernden Kavaliere am Grunde der Stiege. Auch der andere Offizier, wiewohl er blaß vor Schmerz die Lippen preßte und ſeine verletzte Hand auf dem Rücken barg, verſuchte ſeine höflichſte Haltung. Eine ernüchternd peinliche Lage für Gardiſten. Man fand ſich drei Leuten gegenüber, denen man Intelligenz anſehen mußte, ein vierter geſellte ſich hinzu; ſtrafende Blicke, ſtrenge Stirnen und vor dem einzigen Ausgange der blitzſchnelle Lacher, deſſen muskelharte Arme durchaus unermüdet ſchienen. Der lange Blonde warf ſeinen Knüppel weg und näherte ſich.

»Johannes Urſinus, Doktor der Arznei. Wie nennen ſich die Herren? Weshalb erbrechen die Herren fremde Türen?«

Hinter Klauſers Rücken tauchten Köpfe mit klotzendweiten Augen auf. Die beiden Offiziere nannten ihre Namen und verſuchten eine Entſchuldigung. Der Wein wäre ſtärker geweſen als ſie. Urſinus zog den Fuß von dem Degen zurück und deutete dem verletzten Offizier an, die Waffe zu nehmen. Der Kamerad mußte ihm helfen.

Da drängte ſich der tote Sardorto hinter Klauſer vor. Seine Wange war blutrünſtig und hoch gedunſen, das eine Auge dick verquollen, er ſchlotterte und verſuchte beſtürzte Redensarten, die vermitteln ſollten. Thalhauſer ſchob ihn zurück, und Urſinus wies den beiden Gardiſten die Tür.

»Wir laſſen dem Kapitän Mochino eine gute Nacht wünſchen.«

Was noch an Gäſten im Hauſe war – meiſt nur geringe Leute, die Herren hatten ſich ſchleunigſt entfernt – verzog. Der Kapitän mußte fort getragen werden, er hatte einen Fuß gebrochen. Klauſer verriegelte für dieſe Nacht ſelbſt das Haustor und befahl den Mägden, niemand zu öffnen, ohne ihn geholt zu haben. Er fand ſeine drei Freunde im Ehegemach des Sardorto um deſſen Schädel bemüht. Sardorto heulte, und als er erfuhr, daß ſeine Knochen immerhin kräftiger geweſen ſeien als der Hieb des Kapitäns, forderte er von Gott und dem Geſchick Rechenſchaft über den Ruin ſeines Geſchäftes.

»Mein Haus iſt vernichtet. Der Bucindoro meines Glücks zum zweiten Male geſcheitert. Alle Pläne und Unternehmungen nur mehr ein Wahn. Gott hat ſeine Hand von mir gezogen, das Lächeln der Madonna hat mich betrogen. Ich war auf dem Wege zu meinem Triumph und wäre ein Ehrenmann geworden.«

Sein Weib, das den Schrecken überwunden hatte und emſig Eſſig zutrug, Waſſer goß, Binden zurechtriß, kochte vor Wut und keifte in den Jammer.

»Du trompetender Mauleſel! . . . Du ſtinkender Hurenbeutel! . . . Du verſtümmelter Bettler! . . . Du geblähter Feigling!«

Aber Sardorto überhörte ihre Vorſtellungen.

Agneſina war verſchwunden, ſie mußte in ihrer Kammer ſein. Raum lagen die Binden bereit, huſchte das Weib des Sardorto hinunter, trommelte an die

Kammertür und entlud ihre überbürdete Menſchlichkeit unter einem Schwall der gemeinſten und giftigſten Beſchimpfungen, die ſich immer lauter und ſchriller wiederholten, weil keine Antwort aus der Kammer erfolgte.

Die Freunde hatten Sardorto verbunden. Da er taumelte, als er ſich erhob, trugen ſie ihn aufs Bett. Sie hörten die tobende, kreiſchende, allmählich brechende Stimme des Weibes vom Söller.

Theophraſt ſtand bei der offenen Tür. Er lauſchte aufmerkſam. Dann ging er in die Kammer, holte aus einem Arzneikäſtchen, das ihm vom Vater beim Abſchiede geſchenkt worden war, zwei kleine Gläſer, die ein weißes und ein braunes Pulver enthielten, und miſchte einen Trunk. Die Freunde beobachteten ihn neugierig. Er rührte in dem Zinnbecher, als das Weib des Sardorto unter der Tür auftauchte.

Sie war völlig entſtellt, ihre Augen ſtierten, der Mund hing ſchlaff, von Schaum bedeckt, Stirn und todbleiche Wangen perlten von Schweiß. Sie zerrte an ihrem Kleide, als wolle ſie den Hals befreien.

Theophraſt ging, den Becher in der Linken, auf ſie zu, faßte ihre Hand und ſah ihr in die ſtarren Pupillen.

»Trinkt, hier, ſofort!«

Sie wollte ſprechen und zurückzucken.

»Ihr werdet auf der Stelle trinken!«

Da ergriff ſie den Becher und trank ihn leer. Theophraſt nahm ſie unter den Achſeln, und ſie ſchleppte ſich, von ihm mehr getragen als geſtützt, auf das Lager. Dort legte er ihr die Hand über die Augen.

»Schlaft jetzt, Maddalena Sardorto.«

Er verlöſchte das Licht und ging mit den Freunden in die Kammer. Während er ſeine Fläſchchen einräumte, ſagte er faſt entſchuldigend:

»Sie iſt das ärmſt Viehe, als ich hab je geſehn.«

Sie waren müde und legten ſich nieder, ohne viel zu ſprechen. Bald ſchlieſen ſie, die vier deutſchen Barbaren.

Die Hexe Agneſina

Angſtvoll hatte das Herz der ſchönen Agneſina geſchlagen, als ſie ihren Leib an den jungen Hohenheim drängte. Er glaubte ihr Herz lange noch zu fühlen und noch lange den Druck ihrer Arme, die Schwellung des keuchenden Buſens und den warmen Stoß ihres Hauches, der von einem Würzwein nach Zimt gerochen hatte. Er atmete befreit wie eine matte Flur nach Gewittergüſſen. So mochte das Metall empfinden, wenn es unter der Feuerwelle ſott und geläutert durch die Schlacken blickte. In dem einen raſchen Erleben war ihm bewußt geworden, daß er nicht anders als die andern, nur gedeckter, ein Verlangen nach der Wunderſchönen trug, und war doch kalt, wie der Glanz des lauterblickenden Metalls ihrer entſtellenden Angſt und maßloſen Feigheit bewußt geblieben. Und das entfremdende Gefühl dieſer Selbſtbehauptung hatte alles andere übertönt. Keine Regung des Mitleids mehr, noch weniger die der Zärtlichkeit. Er wußte ſeit dieſem peinlichen Erwachen: ſo muß der Arzt fühlen, wenn er erkennen ſoll; alle Hilfe liegt im Erkennen.

Agneſina zog die Schultern zuſammen und krümmte den Nacken, wenn ſie ihm begegnete, und ihre Augen ſenkten ſich in ärgerlicher Scham. An ihm fühlte ſie, daß ſie machtlos werden konnte, und das erweckte auch ihren Blick dafür, daß ſie ſeit jener Nacht eingebüßt habe wie ein Geheimnis, das ſeinen Weg über die Zungen gemacht hat.

Sardortos Jammergeheul um das Geſchäft war grundlos geweſen. Für viele und gerade für jene heimlichen Genießer der Addizione, denen es auf Gold nicht ankam, hatte die Schenke durch den Skandal eine neue Anziehungskraft gewonnen. Der Kapitän Mochino hinkte vor aller Augen durch die Gaſſen und hatte geſchworen, Agneſina zu Fall zu bringen; ſeine Treppenfahrt an dem unheimlichen Schweizer zu rächen, hatte er nicht geſchworen. Allein die drei Freunde gingen fortan nicht mehr einzeln durch die Gaſſen. Die Ermordung des Dichters Ercole Strozzi, der von Donna Lucrezia mehrmals mit Brokaten und Seidenſtoffen ausgezeichnet worden war, lebte noch in aller Gedächtnis.

Und man ſah, daß der Schwur des Mochino dem jungen Mazarelli zu Ohren gekommen ſein mußte, denn er war fortan auch zu Zeiten, in denen ſich Agneſina nicht zu zeigen pflegte, in dem Gewölbe des Sardorto zu treffen. Seine Spione überwachten den Kapitän Mochino, und Agneſina durfte das Haus nicht mehr verlaſſen, ohne daß ihr ein höflicher, ſtiller Begleiter ſeinen Schutz bot und durch keinen Dank abgewieſen werden konnte. Er flüſterte nur: »Im Namen meines Herren, des edlen Mazarelli.«

Mazarelli überhäufte Agneſina mit Geſchenken. Seine Juden wurden beſorgt, ſie verſuchten das Wertvollſte zurückzukaufen, um durch ein glückliches Geſchäft einige Sicherheit zu gewinnen.

So ſah ſich die blühende Schönheit, von einer berechnenden Leidenſchaft und Gewinnſucht umlauert,

aller Freiheit beraubt. Sie trat nicht mehr wie früher ſieghaft und unbefangen unter die Gäſte des Sardorto. Das lockende Spiel mit der Begierde war ihr vergiftet, ſie beherrſchte es nicht mehr, ſie war Einſatz geworden.

Ihr zu helfen hatte Sardorto eine kleine Bühne im Hintergrunde des Gewölbes errichten laſſen und hielt Muſikanten. Sie tanzte an jedem Abend, funkelnd von Schmuck, in koſtbaren Gewändern. Verzog ſie zu lange in ihrer Kammer, ſo brüllten ſie nach ihr wie gezähmte Jagdleoparden, die das Futter zur gewohnten Stunde wollen. Und es kam vor, daß man nach einem Tanze, der beſonders gefiel, oder nach einem Kleide, das mehr gereizt hatte, den jungen Mazarelli beglückwünſchte. Er nahm das wie einen Schimpf, wurde bläſſer dabei und nagte die Lippen. Etliche taten, als ſeien ſie in dieſer Höhle bei ihm zu Gaſte; er rächte ſich, indem er ihnen ſeinen Becher ſchickte, den ſie dann lachend, faſt mitleidig, tranken. Der Kapitän Mochino ließ täglich einen ſeiner Freunde das Gewölb beſuchen.

Agneſina hatte die Luſt an ihren heimlichen Ausſchweifungen vor dem Spiegel des Mazarelli verloren. Sie war zu lange an ihren Putztiſch gezwungen, ſie begann ihre Kleider, die an einer langen Stange neben dem Bette hingen, zu haſſen; ſie verſtreute den Schmuck achtlos auf Tiſchen und Truhen. Fliehen hätte ſie wollen, aber ſie wußte ſich umſtellt und fürchtete den Kapitän. Wie eine ſchlummernde Hoffnung lebte ſeit jener Nacht das Gelächter des ſtarken Schweizers in

ihr. Wenn ſie ſeine Schritte auf der Treppe oder über der Decke hörte, konnte ſie im Kämmen, Schminken und Neſteln anhalten und lauſchen. Wäre Hohenheim nicht geweſen, ſie möchte bisweilen in die Kammer der Studenten geſchlichen ſein.

So hatte die herzhafte Tat Klauſers die drei Deutſchen in einer Weiſe aneinander gebunden, die ſie beunruhigte und immer wieder an Agneſina erinnerte. Theophraſt kämpfte dagegen, allein es ſchien, als hätten ſeine Gedanken die Macht über die beiden Freunde verloren, ſeit er ihre Herzen ablenken wollte. Um mitzugehen, mußte der blaßblütige Thalhauſer die Ergriffenheit des andern fühlen, und Klauſer war an jenem Abend der andern Kraft allzu bewußt geworden. Er glaubte den matten Schleier in Agneſinas Blick geſehen zu haben, den die Augen des Mannes ſuchen. Auch er ſuchte Befreiung. Und ihn bedrängte die ſommerheiße Sumpfluſt Ferraras mehr als die Freunde.

An einem Abend, als das Gewölbe des Sardorto zu ſummen begann, war Klauſer mit der Lampe hinuntergeſtiegen. Aus der Kammer der Tänzerin drang das Licht durch die Türfugen.

Klauſer fühlte, wie er erblaßte. Ein Froſt fiel ihn an, daß ſeine Bruſtmuskeln zitterten, und er die ſtarken Kiefer zuſammenpreſſen mußte. Das Zinn des Leuchterfußes bog ſich unter ſeinen Fingern.

Er taſtete über die Tür hin. In der Mitte faßte er den Knauf. Die Tür bebte unter ſeiner Hand. Ein

Schatten huſchte an die Schwelle. Die Halsadern droſſelten Klauſer, er ſtöhnte leiſe durch die Nüſtern. Da verſchob ſich der Riegel. Er drängte mühſam auf, als ſtemmten ſich ſtarke Leiber gegen ein haushohes Eichentor. Erſt die katzenhafte Bewegung, mit der Agneſina den Riegel wieder zuſchob, und die Gebärde zwiſchen Furcht und Lauern, unter der ſie an der Tür lehnte und den Riegel noch in den Fingern behielt, gab ihm einige Haltung. Er war keines Lautes mächtig, aber Agneſina erblaßte unter ſeinen Augen, und ihr Mund erſtarrte zu einem Lächeln, das alles preisgab.

Sie war noch nicht völlig gekleidet. Ihre Rechte hob ſich zur Bruſt und raffte das zarte Gewebe zu dichteren Falten. Ihre Augen liefen voll und gingen perlend über. Sie klammerte ſich an den Riegel, den ſie eben noch fluchtbereit wie in einem gewagten Spiele gehalten hatte.

Und ſie fühlte den Filigranſchmuck an ihrem Halſe: Golddraht und edle Rubine. Sie zuckte auf, riß die Kette los, reckte ſie ihm entgegen.

»Du haſt Kraft ... du haſt Mut ... ich will fort ... fort aus der Hölle ... ich will entfliehn ... ich ... ich ... du ſollſt ...«

Sie verſtummte, der Schmuck glitt aus den geſpreizten Fingern, ſie ſank vor ihm in die Knie. Eine dunkle Röte hatte ſein Geſicht überſchwemmt. Agneſina breitete ihre nackten Arme gegen den Boden, warf ihren Kopf zurück, ſchloß die Augen.

Er hob ſie auf, als ſei ſie leicht wie ein Daunen-

küſſen in ſeinen Armen. Und er ließ ſie in den Flammen ſeiner Begierde und ſeines Zorns vergehen.

Die Zinnlampe fand er verſchüttet neben dem zerriſſenen Halsſchmuck. Ein faſt verächtliches Lächeln verdünnte ſeinen noch geſchwellten Mund, da er ſah, daß der Fuß des Lämpchens verbogen war. Er drückte ihn vorſichtig zurecht. Unter dem Spiegel des Mazarelli brannten zwei Girandolen. Er überlegte, ob er ein Licht hinaufnehmen ſolle, und er ſah im Spiegel die Silberampel. Sie hing zu Füßen des Bettes, auf dem Agneſina leiſe weinte. Er hob den roten Glaskelch aus, verlöſchte den Docht und füllte das Zinnlämpchen behutſam, dann entzündete er es an einer Kerzenflamme.

Sein Blick ſtreifte noch einmal die Metallfläche; aus dem Spiegel glänzten die weiten, ſtaunenden Augen des Mädchens. Sie hatte ſich aufgerichtet und mußte ihn beobachtet haben. In ihrer Aufgelöſtheit war ſie unbeſchreiblich ſchön. Er wendete ſich zu ihr um und betrachtete ſie wie ein Bild. Langſam fuhr er durch ſeine zerrauften Haare, am Scheitel und an der rechten Schläfe ſchmerzte ihn noch die Kopfhaut.

»Es iſt gut, daß du nicht weißt, wie ſchön du biſt.«

Sie begann zu ſchluchzen.

»Nicht gut ... du weißt es.«

»Auch die andern, die dich mit Steinen und Gold behängen ...«

»Nichts wiſſen die andern,« fauchte ſie. »Willſt du mir helfen! Noch einmal!«

»Ich kann dich nicht häßlicher machen.«

Daran erwachte ſie. Mit einem Satze war ſie aus dem Bette, ſtand vor dem Spiegel, dehnte den ſchimmernden Oberleib. Er mußte wegſehen, das Lämpchen in ſeiner Hand begann zu zittern.

Sie legte, ohne ihren Blick von dem Spiegel zu wenden, ihre taſtende Hand auf ſeine Bruſt und gab ihm einen leichten Stoß. Ihre Augen funkelten unter halbgeſchloſſenen Lidern, und er gewann ſich wieder. Sie liſpelte in das Spiegelbild hinein:

»Geh! Vielleicht haſt du mir ſchon geholfen, du .. du deutſcher Tölpel!«

»Du hilfſt dir ſelbſt.«

Er fand ein leiſes Lachen, das ſie erwiderte, ohne ihn anzuſehen. Und dann drückte er behutſam den Riegel zurück und ging hinauf.

Als Sardorto an Agneſinas Tür pochte, um ſie zu mahnen, rief ſie hinaus, daß ſie nicht kommen werde, er möge die Frau ſchicken. Und die Frau fand Agneſina im Bette, den Kopf mit einem feuchten Tuche umwickelt. Das Mädchen hörte die Aufforderungen, Bitten, Drohungen an, ohne ſich zu rühren. Als die Alte handgreiflich werden und Agneſina abdecken wollte, zog das Mädchen einen Dolch unter dem Kopfpolſter hervor, und das Weib des Sardorto fuhr zurück.

»Sage den Tieren, ich ſei krank.«

Dabei löſte ſie das Tuch und warf es der Alten ins Geſicht, um ihr zu zeigen, daß ſie nur Sardorto und ſeinen Gäſten gegenüber an ihrer Behauptung feſthalten werde. Das Weib des Sardorto bückte ſich und hob das Tuch auf, denn es war aus Seide.

»Du biſt verändert, Kindchen. Vielleicht biſt du wirklich krank. Da liegt auch dein Halsſchmuck! Zerriſſen!«

Wie eine Elſter war die Alte auf den Schmuck losgefahren und betrachtete ihn.

»Ich habe es ſatt, Maddalena! Haſt du nicht auch bald ſatt!«

Die Frau legte die Kette mit den Rubinen behutſam auf ein Tiſchchen und hängte das Seidentuch zum Trocknen über eine Lehne.

»Wie ſchön, wie koſtbar du es haſt, Agneſina! Und wie du mit deinen Schätzen umgehſt! Ob ich ſatt habe, fragſt du, mein ſchönes Kind! Noch nicht. Bald. Vielleicht bald. Aber ich will ihnen ſagen, daß du fieberſt. Meſſer Mazarelli wird beſtürzt ſein, denn er liebt dich ja. Er liebt dich, ſolange du keinen andern liebſt und auch ihn nicht.«

Während ſie redete, huſchten ihre Blicke wie zwei Mäuſe, die einander jagen, durch alle Winkel, Ecken und Schatten, hinter alle Tapeten, Tücher und Kleider.

»Ich will dir eine Mandelmilch bereiten mit einem Schuß Malvaſier darinnen, da werden ſie alle ſehen, daß du krank biſt, mein Kindchen. Oder ſoll ich einen der drei Studioſen rufen? Der kleine deutſche Edelmann iſt ein guter Arzt und weiß einen Trunk zu miſchen.«

»Du haſt nun genug geredet.«

»Troſtlos werden ſie ſein, deine Tiere! Man wird ihnen den beſſeren Wein ſchenken müſſen, um ſie zu erheitern.«

»Morgen bin ich geſund. Geh!«

»Ich werde dir doch die Mandelmilch machen, auch wenn ich ſie auf der Stiege ſelber trinken muß. Schlafe gut, mein Täubchen.«

Agneſina ſpie ihr nach.

Theophraſt und Thalhauſer waren um Klauſer beſorgt geworden, aber es ſchien ihnen doch zu frühe am Abend, um fürchten zu müſſen; die Italiener waren noch nüchtern. Sie warteten und ſprachen kaum. Es begann heftig zu regnen. Sie hofften, daß ſich die dumpfe Luft abkühlen werde.

Klauſer ſetzte das Lämpchen hart auf den Tiſch und zog, auf- und niedergehend, ſein Gewand zurecht. Dann trat er an das Fenſter, reckte die Arme hinaus und ließ die Hände von dem Waſſer betriefen, das in dünnen Strahlen wie ein zartes Gitter von den Ziegeln niederrann. Mit den feuchten Händen rieb er Geſicht und Augen, glättete ſein Haar. Die Freunde wurden froh, daß Klauſer mächtig und regſam wie ein Rieſe vor ihrem Fenſter ſtand, denn ſie ſahen wohl, daß ihm etwas begegnet ſei.

»Seind etlich von der Trabantengard im Haus?« fragte der Augsburger.

Klauſer antwortete über die Achſel, ohne die Hände einzuziehen:

»Von des Mochino Lüten? – Das kunnt wohl ſin.«

»Uns iſt umb dich die Zeit lang worden, bis du mit dem Licht biſt gekommen.«

»Samer Gott und uf min Seel, willtu mich als ein Sumſeligen verrufen, Thälhüſerli? . . . Es iſt mir

uf dem Söller ein wilde Katz zwerch den Weg geloffen, do ſatzet ich mich uf die Steigen mit Bedacht, ob ich ſollet fürer gahn, dann die alt Huren ſprechen, ſollichs wär ein bös Zeichen, und hangte des Tüfels Segen an ihme.«

Mehr noch als die feuchte Kühle taten dem Schweizer ſeine Worte wohl. Für eine Rauferei wie damals hätte er viel gegeben, um den öligen Nachgeſchmack der wenigen wälliſchen Sätze aus der Seele zu ſtoßen, die er zu Agneſina hatte ſprechen müſſen. Aber den beiden da war über Galen und Avicenna alle Freudigkeit verdorben. Sie blieben gleich ſtumm. Der Augsburger hatte ihn wenigſtens angewittert, der Hohenheim ſchwieg wie ein Holzblock, und er hätte die Hand dafür gegeben, daß gerade der dicht hinter ihm her blieb. Thalhauſer ſtreckte die Beine von ſich, vergrub die Hände unter dem Gurt und ſah gekränkt und mürriſch vor ſich hin. Theophraſt langte ein Buch vom Bord, rückte das Lämpchen und begann zu leſen. Klauſer blieb nichts übrig, als ſeine Hände an den Hoſen zu trocknen und auf und nieder zu ſtampfen. Aber auch das, wiewohl das Lämpchen flackerte, ſooft er vorbeiwehte, ſchien Theophraſt nicht zu behelligen. So mußte, was ſelten geſchah, geſungen ſein.

„Ein edel Land, gut recht als der Kern,
Das lit beſchloſſen zwüſchen Berg,
Viel feſter dann mit Muren,
Do hub ſich der Bund zum erſten an,
Sie hand den Sachen wirklich getan
In einem Land, heißt Urn.

Nun merkend, lieben Herren gut,
Wie ſich der Bund zum eſten anhub,
Und land ûch nit verdrießen,
Wie einer mußt ſim eignen Suhn
Ein Aepfel ab der Scheitel ſchon
Mit ſinen Händen ſchießen.

Der Landvogt ſprach zu Wilhelm Tell:
‚Nun lug, daß dir die Kunſt nit fehl
Und vernimm min Red, gar eben:
Triffſt du ihn nit am erſten Schuß,
Fürwahr er bringt dir kleinen Nutz
Und koſtet dich din Leben . . .‘“

Theophraſt ſah heiter auf und ſchlug das Buch zu.

»Kluſer! – Kluſer! Merkſt du nit! Unſer Lämpli brennt uf dieſen Abend ſunderlich hell und gaht ein ſanftes Düften von ſiner Flamm als Balsamum Arabicum oder Ambren.«

Klauſer trat an den Tiſch und fächelte ſeinen Nüſtern den Dampf des Lämpchens zu.

»Bi Gott, es ſchmecket nach Ambren, kunnt aber auch Muſchus ſin, als auch Zibeten.«

»Es iſt Ambar, Kluſer. Dann Zibeten reucht kräftiger, Moſchus reiner. Dieſer Geſchmack iſt ſtumpf als ein Balsamum Ambrae.«

Klauſer ging in die Tiefe und meinte:

»Derſelb iſt dem Hirn wunderbarlich gut.«

»So der Ambar friſch iſt,« beſtätigte Theophraſt lächelnd. »Jedannoch ſo er iſt alt, ſchaffet er Unruh des Herzens und iſt ein Kützel in denen Nieren.«

Klauſer näherte ſich wieder. Er ſchielte unter den Brauen hinüber, ſeine Stimme klang unſicher.

»Sie ſagend, er ſeie eines großen Walfiſchen Schum und nennen denſelbigen Fiſch Ambar . . .«

»Optime, domine Clusere, optime,« beſtätigte Theophraſt auflachend. »Du mußt ein gut Wil haben im Söller uf der Steigen gſeſſen und flißig den Sprung diner Katz bedacht, dann es hat unſer ranzig Oel viel Ambren anzogen, darnach es uf dem Söller reucht.«

Auch Klauſer mußte lachen.

»Du haſt ein' Küſſel nit gar ſchlecht und ſchmeckeſt durch Tür und Wänd.«

Theophraſt meinte: »Das iſt eins guten Arzet nit das geringeſt Werkzüg.«

Klauſer entfernte ſich wieder und höhnte:

»Eins guten Arzet! Etwan kummt dir die Zit an und ſolltu dine Augen gewaltiglich uſton, ſuchend die verlornen Jahr diner Jugend und dins Fleiſches Blühn. Dann ſolltu gram werden der Kunſt und vermügeſt du die Toten uferwecken zum Leben!«

Theophraſt wurde ernſt. Thalhauſer war an den Tiſch getreten und betrachtete die beiden mit wiſſendem Blick. Er hatte ſeine gute Farbe wieder, während des Geſpräches über den duftenden Balſam war er erblaßt.

Theophraſt ſah in den tiefen Schatten unter der Tiſchplatte nieder, er hätte nun lieber geſchwiegen.

»Du haſt recht darin, Kluſer, dann du ſatzeſt es in den Willen des Menſchen. Es iſt dem Menſchen geben, daß er ſinen Verſtand verhänge vor dem Treiben des Fleiſches – oder nit. Verhängt er ſin Verſtand und decket zu das Licht der Natur, ſo wird das Treiben

mächtig in ihme, und er iſt luſtvoll und an Samen rich. Er iſt aber halbet worden. Er iſt geminderet im Weſen. Dann der Mann iſt nur ein halber Samen, die ander Hälft liegt in der Frau. Es iſt der Willen und Imagination, welich ſie in ein einig Weſen treibt, ſo ſie ihrer Halbheit ſeind unterworfen. Do aber die Halbheit triumphieret, iſt die Lauterkeit dahin.«

»So redt der Fiſch von Füer, bis daß er am Spieß ſtecket. Du mügeſt Einſidlen mehr Ehr anton, dann ſine Pfaffen, Theophraste Eremita! Ich will mine Täg wahrnehmen, mich nit ſparn, dann noch iſt die Kraft nit vertan und ich bin früdig.«

»Des ſolltu nit ſo ſtolz ſin, dann ich will glicher-maßen mine Täg wahrnehmen.« Und er ſetzte leiſer hinzu: »Der die lauteren Herzen liebt, will das Licht und nit den Tran, will ein Ruhigen und nit ein Beladenen, ein Freien und kein Gefangenen.«

Klauſer kam langſam näher und ſah faſt mitleidig auf ihn nieder.

»Du haſt mir vordem anderſt gefallen und baß, do du den Ambren geſchmecket und gelacht. Was ſenkeſt du, Eremita, dines Weſens Blei in jede loſe Stund!«

»Es iſt das Blei, Kluſer, das ein Erz fließend hält und luter. Wir ſtehnd im Füer zu jeder Stund, iſt keine zu gring.«

Klauſer ſagte hart: »Marter und Schweiß, ich brauch kein ſollichen Troſt nit!«

Theophraſt ſtand auf, er ſah Klauſer zornig an.

»Das iſt kein Troſt nit.«

»So gang des andern müßig, der hat ſin Art und du haſt ein ander Art.«

Thalhauſer ſagte ruhig:

»Wir hand deiner treu geharret und mit Bangen, dann wir ſeind fremd in dieſem Lande.«

Und Klauſer trat hinter beide, die ernſt in die Flamme ſahen, er legte ſeine ſtarken Arme um ihre Nacken.

»Lieben Brüder, laſſet üch mins Gemütes nit verdrießen. Ich will wohl uf der Hut ſin vor denen walſchen Katzen.«

Er ſchüttelte ſie gutmütig, da wurden ſie wieder froh.

In ſpäter Nacht, als die beiden Eheleute ſich längſt gelegt hatten, hämmerte ein Diener des Mazarelli das Haus auf. Er führte einen der berühmteſten Aerzte Ferraras in einer Sänfte herbei. Zwei Famuli, die geräumige Taſchen trugen, folgten. Man wollte ſie nicht einlaſſen, aber der Diener war beharrlich und für den Notfall mit einer Börſe verſehen. Agneſina ließ ſich den Aufzug gefallen. Einer der Gehilfen ſchlug ihr mit großer Kunſt eine Ader und ſie erſparte das Badgeld. Indeſſen diktierte der Arzt ſeinem andern Gehilfen ein Rezept, ein Meiſterwerk: drei Sirupe und zwei Robs, ein halbes Dutzend Dekokte und ebenſoviele Infuſa, zehn Simplizia, vier Extrakte, zwei Gummilöſungen, fünferlei Arome und die Emulſion dreier Oele, ein Eſſig und ſieben Deſtillate ſtanden darauf. Dem Aderlaß folgte ein gelindes Senfpflaſter an den Waden, um auch die letzte ſchädliche Inflammatio, Alteratio oder subita Impressio zu conſtringieren, removieren und zu

expellieren. Der Arzt hatte eine feurige Natur oder ignea natura des Leidens erkannt, weswegen er auch alle Vorsicht in morbis calidis anwandte. Strenge Ruhe. Und sollte am morgigen Tag nach dem dritten Trunke der Medizin nicht eine Besserung eintreten, so versprach er mit kräftiger Purgation und Vomitus einzusetzen. Die Senfpflaster begannen zu wirken, und Agnesina wurde ungeduldig. Der Arzt bemerkte die Unruhe der Patientin. Da er nicht nur ein subtiler Diagnostiker, sondern auch ein Kenner der Frauenseele war, hielt er seine Pflicht bis an die erwünschten Grenzen für erfüllt und entfernte sich samt dem Gefolge. Wäre er so geräuschlos entwichen wie Klauser, er hätte das Klatschen der Senfpflaster gehört.

Die Familie des jungen Mazarelli setzte vergeblich ihre Hoffnungen auf die berühmte Polizei Ferraras und auf den Schwur des Kapitän Mochino. Der Friede, eine Befreiung von kaum erträglicher Last, war nicht glänzend gewesen. Man litt es mit Bedacht, wenn Tanz und Musik aufflackerten, um die zu lässiger Düsterheit neigenden Ferraresen neu zu beleben. Der Handel stockte, der Staat war verschuldet. Die Schenke des Sardorto aber wurde strenger gehalten als jede andere. Sardorto sah sich bereits nach einem Hause in einem besseren Quartiere um. Und auch vor den Prahlereien des Kapitäns war Agnesina durch die kostspieligen Spione des jungen Edelmanns genügend geschützt. Die Familie wußte nicht heranzukommen, sie litt an Ansehen und Vermögen, und der junge Mazarelli litt

mehr. Seine Brüder hatten keine Gewalt über ihn, der Vater war tot, die Klagen und Tränen der Frauen verrannen ohne Wirkung. Das Schickſal der Mazarelli war öffentlich geworden. Viele beſuchten das Gewölbe des verſtümmelten Pomeranzenhändlers, um das Schickſal zu begutachten. Manche glaubten es zu verſtehen und warteten auf die Löſung.

Faſt alle Adels- und Patrizierhäuſer von Ferrara waren einmal irgendwie öffentlich geworden und hatten dem Volke für Vorrang und Hochmut gebüßt.

Ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges bauten ſie außen an der Ecke des biſchöflichen Palaſtes, nahe dem großen Domportale, eine Zelle an, ſieben Schuh tief, drei Schuh breit. Die Vorderwand wurde offen gelaſſen. In feierlicher Prozeſſion geleiteten ſie Madonna Laura aus dem Hauſe der Buzzacardini bis an die Zelle. Ihre Familie, geführt von dem betrogenen Ehegatten, der noch an dem Giftverſuche krankte, und das ganze Volk ſank vor der Zelle, in der die große Sünderin lag und betete, auf die Knie und alle flehten gemeinſam mit ihr und für ſie Gott und die Jungfrau an, die Buße der Einmauerung in Gnaden aufzunehmen. Sie beteten ſo lange, bis die ſchmale, niedrige Vorderwand zugemauert war. Ein kleines Luftloch, durch das man das Näpfchen für Speiſe und Trank aus- und einführen konnte, blieb offen. In dem Luftloche ſah man manchmal die vergilbten, abgezehrten Hände liegen, man ſah zuweilen die ſtarren Augen, auch das welke Gemurmel der Gebete und ihre Seufzer, die krank und röchelnd klangen, konnten verſtanden werden,

wenn einer zu nahe kam; doch vermied man die Nähe des Geſtankes wegen. Da es fünf Jahre her war, wartete man auf den Tag, an dem das Speiſenäpfchen unberührt in dem Luftloch ſtehen bleiben werde.

Zwei Jahre früher war Don Giulio d'Eſte von den Gehilfen ſeines Bruders, des Kardinals Ippolito, angefallen worden. Ihm ſollten die Augen ausgeriſſen werden. Die Gehilfen machten die Sache ſchlecht, ein Auge blieb durch die Kunſt des unvergleichlichen Leoniceno erhalten. Die ſchöne Angela Borſa, die zum Frauenzimmer der Donna Lucrezia gehörte, hatte Giulios Augen verführeriſch genannt. – Der Herzog verbannte wohl den meuchelnden Kardinal für eine Zeit, doch war die Strafe gelind bemeſſen, denn der Kardinal vermochte jährlich einundvierzigtauſend Dukaten zu verzehren, die ihm in die Verbannung nachrollten. Giulio d'Eſte hatte eine tödliche Unterredung mit Don Alfonſo. Er verband ſich mit dem leiblichen Bruder des Herzogs, dem Don Ferrante: Alfonſo ſollte auf einem Maskenballe niedergeſtochen und der Kardinal, noch im Exil, vergiftet werden. Ippolito hatte geſchicktere Lauſcher als Meuchler. Ferrante und Giulio wurden auf der Flucht überwältigt und eingebracht. – An der Grenze der Addizione Ercolea gegen die Stadt hob ſich das Kaſtell Vecchio aus dem dunklen Waſſertümpel ſeines Grabens. Die ſtumpfen Vierkanttürme und der ſchmuckloſe Mauerblock waren in die Stadt gepflanzt, ein Herrentrotz gegen jeden Willen, höhniſch in ſeiner düſteren Nüchternheit. Und in einem der Türme lagen ſeither Giulio d'Eſte und Don Ferrante,

der Bruder des Herzogs. Sie hörten, wenn Alfonso mit seinem Gefolge über den gepflasterten Hof ritt, auf dem der Graf Boschetti und die andern Mitverschworenen enthauptet worden waren. Sie hörten es, wenn die breite Marmortreppe von Gästen schwirrte, und in den Sälen des unteren Geschosses, der Residenz, Musik, Gesang und Becher klangen.

Im Jahre des Kriegsausbruches war dann der junge Ercole Strozzi auf offener Straße aus einundzwanzig Wunden verblutet, ein Liebling der Musen. Doch die meisten behaupteten, daß Donna Lucrezia tugendhaft sei und der Herzog Eifersucht nicht kenne, seine einzige Leidenschaft wäre die Erzgießerei und die Vervollkommnung der Geschütze.

So kam für jede Adels- und Patrizierfamilie ihre Zeit, in der sie öffentlich wurde. Auch die der Mazarelli schien gekommen. Man hörte, daß die Juden mit der Strafe „der Schande", das war eine Fahrt durch die Straßen auf dem Polizeikarren, und mit dem Schuldgefängnisse drohten.

Der Sommer blieb nach heftigen Frühlingsgüssen beinahe regenlos. Das Wasser Ferraras, der tote Poarm und die Kanäle, faulte unter einer trüben Haut. Auch die Nächte waren zum Ersticken. Veranlaßt von Leoniceno und Manardo, erließ die Fakultät eine Warnung vor hitzendem Fleisch und Wein und mahnte zu Aderlaß und Bad. Des Abends zog man gegen Occhiobello hinaus an den Strand des Po, wo noch die eroberte venezianische Admiralsgaleere mit dem prunkvollen

Schiffsbilde lag und man erquickte ſich ſehr zum Verdruſſe der Strandfiſcher in dem trägen Uferwaſſer. Aber danach ſchien die Stadt noch heißer und glühender.

Da zuckte an einem Abend auf der Straße zum Po das Gerücht auf, daß im Kirchſprengel von San-Paolo in der Nähe des Karmeliterkloſters ein Weib an der Peſt geſtorben ſei. Unfaßbar ſchnell huſchte das Gerücht die Straße weiter ſtadt- und flußwärts, durchſchauerte das Geſchrei der Badenden und erſtickte es. Die Geſichter wurden ſchlaff und fahl, die Augen weit, und die Zungen taſteten nach den Stoßgebeten des erſten Schreckens. Nur mehr die Kinder waren laut, aber auch ſie verſtummten bald unter dem Entſetzen der Großen. Ein jeder ſah ſeine Blöße. Man hörte die Namen der Kinder und dann wateten die Familien zu ihren Kleiderbündeln ans Ufer. Die Kinder heulten, da ihnen die leichte Hülle am feuchten Körper klebte, ſie wollten in das kühlere Waſſer zurück. Aber die Stadt, vor der man ein würgendes Grauen zu fühlen begann, zog die Erwachſenen an wie ein Todeszauber, der alle Flucht lähmt und alles in ſeinen Strudel reißt. Ihre Blicke ſtarrten auf die Stadt, als müßte eine Lohe aus ihr brechen und Gottes Hand durch das trübe Himmelsblau auf ſie herniederdeuten. Aber peinigender als die lauteſten Zeichen des Verderbens, lag die Stadt ſtumpf in dem Hitzedunſt, und der graue Klotz des Kaſtells überlaſtete ſie, ein betürmtes, brütendes Ungeheuer.

Sie wollten Gewißheit haben, denn ſchon wußten einige, daß nicht nur die Frau in der Nähe des Kar-

meliterkloſters geſtorben ſei; auch in der Vorſtadt San Luca lägen Leute im Fieber. Die Fiſcher ſtanden vor den Hütten und beobachteten den Zug der bekümmerten Menſchen, über deren Geſchrei und Getümmel ſie ſich noch vor einer Stunde geärgert hatten.

Es kam ihnen niemand entgegen, auch in der Stadt mußte das Gerücht erſt aufgeflattert ſein, ſodaß die Daheimgebliebenen ſich noch Gewißheit ſuchten. Die Torſoldaten zuckten die Achſel, ſie hatten einen um Nachricht geſchickt. Die Piazza war voll, der Palazzo del Cortile und das Tor des Kaſtells beſetzt. Man hörte die Namen aller Kirchſprengel und fragte man irgendeinen Bekannten aus dieſem und jenem verdächtigten Quartiere, ſo wußte der nichts oder nur Vermutungen, die er nicht glauben wollte. Um das Karmelitergäßchen verdichtete ſich das Gerücht.

Endlich ritt der Polizeimeiſter ſelbſt, ein Trommler begleitete ihn, von der verſchrienen Gegend auf den Platz, man ließ ihn kaum zur Mitte durchdringen. Vor allem Ruhe! Alles in die Häuſer! Das Karmelitergäßchen werde abgeſperrt. Zwei Knaben, eine Frau ſeien geſtorben. Die Aerzte wüßten nicht, ob durch Gift oder an der Peſt, etliche Leute lägen noch. Sollte ſich Peſt herausſtellen, ſo werde von allen Türmen geläutet werden und morgen ein Bittgottesdienſt durch den Biſchof in Anweſenheit des Hofes und des erlauchten Kardinals ſtattfinden. Auch eine Wallfahrt nach Loretto! Aber Ruhe vor allem und in die Häuſer!

Als das Wort Peſt von den Lippen des Polizeimeiſters fiel, heulte der Platz auf, und als ſie von dem

Gottesdienſt und der Wallfahrt hörten, wußten ſie, was die Aerzte gefunden hatten. Weinend und unter dumpfen Klagen gehorchten ſie, da ſie fühlten, daß man ſich um ſie und den ſtrafenden Willen Gottes kümmere. Und die Männer erörterten etliche Maßnahmen, die Don Alfonſo vor acht Jahren, als die Peſt dem Hunger gefolgt war, getroffen hatte.

Es dauerte kaum ſo lange, als ein gemächlicher Fußgänger von der Piazza bis an die entfernteſte Ringgaſſe unter den Mauern braucht, da begann die große Glocke und das Sterbeglöcklein am Dome zu läuten, und alle andern Kirchen ließen ihr Sterbeglöcklein ziehen zum Zeichen, daß eine neue Buße über Ferrara verhängt ſei.

Die Häuſer der Hauptſtraßen blieben dieſe Nacht erleuchtet. Am andern Morgen begann die Flucht: ein klägliches Gedränge von ſtattlichen Kutſchen, goldgeſchmückten Sänften, edlen Pferden, überladenen Mauleſeln, buntlivrierten Dienern, beneidet und beſchimpft.

Die Rohrbrunnen, in deren Lachen der Straßenunrat verweſte, das faulende Waſſer der Kanäle, darin man Keſſel und Schaff wuſch, die zahlloſen Ratten, die verwahrloſten Kirchhöfe, in denen die Kinder und die Schweine wühlten, die ſchütterbedeckten Begräbniſſe in den Kirchen, daraus die Leichen dunſteten, taten das ihre. Es bedeutete wenig, daß man eine verſeuchte Gaſſe um die andere abſperrte. In einer Woche war kein Kirchſpiel mehr rein.

Wer Haus und Geſchäft ſchließen konnte, hatte die Stadt verlaſſen. Don Alfonſo ritt mit geringem Ge-

folge täglich durch die Gaſſen, auch durch ſolche, die für gefährdet galten, und Donna Lucrezia beſuchte täglich eine andere Kirche. Man grüßte den Herzog und die Herzogin ehrfürchtiger als ſonſt und man behielt ſie im Auge; ſie mußten die Gefahr mit dem Geringſten teilen. Die Tore der Paläſte blieben von ſtarken Wachen beſetzt, die Zugbrücke des Kaſtells war hochgezogen.

Auch die Univerſität war zwei Tagreiſen weit in die Lagune von Commacchio geflohen, und bald danach konnte kaum ein Arzt mehr in Ferrara gefunden werden. Die Stadt verpflichtete den Barbier Sincini gegen einen hohen Lohn. Er und ſeine Gehilfen ſollten die Kranken zur Ader laſſen und ihnen mit erweichenden Umſchlägen behilflich ſein. Der Barbier vermochte die Arbeit nicht zu bewältigen und er fand wenig Helfer. Da richtete der Rat ein Manifeſt nach Commacchio: Jene älteren Studenten, die ſich freiwillig in den Peſtdienſt ſtellen würden, ſollten nach Erlöſchen der Seuche aus Staatsmitteln feierlich zu Doktoren promoviert werden, auch wenn die erforderliche Zahl der Studienjahre nicht erreicht ſei, daneben ein reichliches Gelage, ſowie einen Talar aus gutem florentiner Tuch und Barett und Handſchuhe nebſt fünfzehn Zecchinen erhalten. Die Fakultät verweigerte die Verlautbarung des Manifeſtes lange. Erſt als durch Dekret verbürgt war, daß die begünſtigten Studenten in vollem Umfange geprüft werden ſollten und zu disputieren hätten, daß ferner prüfende und promovierende Profeſſoren üblich entlohnt, dem verheißenen Gelage wie ſonſt zugezogen

würden, vom Tiſche drei Schüſſeln ins Haus erhielten und darüber hinaus ein Maß Malvaſier und ein Pfund Zuckerwerk, gab die Fakultät nach und erteilte den Scholaren die Freiheit der Entſchließung. Es meldeten ſich wenige, darunter Theophraſt und Klauſer. Thalhauſer fand die Verſprechen des Rates zu gering, er war wohlhabender Eltern Sohn.

Theophraſt hatte ſich abfällig über die lange Weigerung der Fakultät ausgeſprochen.

»Der Arzet muß der Krankheit nachfolgen und nit denen Libellen gleichwohl: ſeind ſie in Leder einbunden oder von ledernen Zungen geſprochen.«

Man lachte darüber und nannte ihn einen deutſchen Phantaſten. Aber da man lachte, wurde Theophraſt der Richtigkeit ſeiner Meinung erſt bewußt.

Und Klauſer hatte erfahren, daß Agneſina noch in der Stadt ſei, wiewohl Mazarelli ſie beſtändig zur Flucht nötige. Die Juden ließen ihn fliehen. Solange ſie wußten, daß Agneſina in Ferrara blieb, waren ſie ſeiner ſicher. Auch vermieden ſie, ſo laut ſie bereits gepocht hatten, irgendein Aufſehen. Sie konnten das Hungerjahr nicht vergeſſen und fürchteten ſich vor dem Krachen und Splittern ihrer Türen, vor den verzerrten, brüllenden Geſichtern der Goſim, den zerwühlten Trümmern ihrer Wohnungen, dem grauenvollen Anblicke der Verſtümmelten und der Leichen und vor dem Geſchrei ihrer Frauen und Töchter. Die Peſt war wie der Hunger, ſie ſpannte die Seelen.

Ehe ſich die beiden Studenten im Hoſpitale der hl. Anna meldeten, wohin ſie von dem Offizier der Tor-

wache gewieſen waren, wollten ſie den Hauswirt beſuchen, denn ſie wußten nicht, ob ſie, einmal im Dienſte, ihre Kammer würden beziehen können. In dem Gäßchen wurden ſie von einem Weibe, das ein anderes unter der Tür kämmte, erkannt.

»... die beiden, die haben auch in ihrem Hauſe gewohnt.«

»Eh! Ihr wollt zum Sardorto,« ſchrie die andere herüber.

Theophraſt und Klauſer wurden aufmerkſam, ſahen ſich um, blieben ſtehen.

»Ja, die wollen in das verfluchte Haus,« rief das Weib mit dem Kamm.

»Zu Sardorto, dem Pomeranzenhändler,« antwortete Klauſer.

»Geht nur! Saubere Pomeranzen!«

Sie lachten boshaft. Andere Weiber und auch ein Mann ſahen aufmerkſam herüber.

»Die haben im Hauſe der Agneſina gewohnt,« rief das Weib und wies mit dem Kamm auf ſie. Da verſtanden die andern und deuteten.

Klauſer ging auf den Mann zu.

»Liegt einer an der Peſt beim Sardorto!«

»Was Peſt! Dort wird keiner an der Peſt ſterben. Aber vielleicht liegt dort die ganze Peſt ſelber, der Grund, der Anfang, die Urſache der Peſt.«

Weiber, Kinder und einige Männer kamen näher. Theophraſt und Klauſer hörten:

»So iſt es! – Sie hat die Schuld! – Das Ungeheuer! Die Teufelin! – Die haben in ihrem

würden, vom Tiſche drei Schüſſeln ins Haus erhielten und darüber hinaus ein Maß Malvaſier und ein Pfund Zuckerwerk, gab die Fakultät nach und erteilte den Scholaren die Freiheit der Entſchließung. Es meldeten ſich wenige, darunter Theophraſt und Klauſer. Thalhauſer fand die Verſprechen des Rates zu gering, er war wohlhabender Eltern Sohn.

Theophraſt hatte ſich abfällig über die lange Weigerung der Fakultät ausgeſprochen.

»Der Arzet muß der Krankheit nachfolgen und nit denen Libellen gleichwohl: ſeind ſie in Leder einbunden oder von ledernen Zungen geſprochen.«

Man lachte darüber und nannte ihn einen deutſchen Phantaſten. Aber da man lachte, wurde Theophraſt der Richtigkeit ſeiner Meinung erſt bewußt.

Und Klauſer hatte erfahren, daß Agneſina noch in der Stadt ſei, wiewohl Mazarelli ſie beſtändig zur Flucht nötige. Die Juden ließen ihn fliehen. Solange ſie wußten, daß Agneſina in Ferrara blieb, waren ſie ſeiner ſicher. Auch vermieden ſie, ſo laut ſie bereits gepocht hatten, irgendein Aufſehen. Sie konnten das Hungerjahr nicht vergeſſen und fürchteten ſich vor dem Krachen und Splittern ihrer Türen, vor den verzerrten, brüllenden Geſichtern der Goſim, den zerwühlten Trümmern ihrer Wohnungen, dem grauenvollen Anblicke der Verſtümmelten und der Leichen und vor dem Geſchrei ihrer Frauen und Töchter. Die Peſt war wie der Hunger, ſie ſpannte die Seelen.

Ehe ſich die beiden Studenten im Hoſpitale der hl. Anna meldeten, wohin ſie von dem Offizier der Tor-

wache gewieſen waren, wollten ſie den Hauswirt beſuchen, denn ſie wußten nicht, ob ſie, einmal im Dienſte, ihre Kammer würden beziehen können. In dem Gäßchen wurden ſie von einem Weibe, das ein anderes unter der Tür kämmte, erkannt.

»... die beiden, die haben auch in ihrem Hauſe gewohnt.«

»Eh! Ihr wollt zum Sardorto,« ſchrie die andere herüber.

Theophraſt und Klauſer wurden aufmerkſam, ſahen ſich um, blieben ſtehen.

»Ja, die wollen in das verfluchte Haus,« rief das Weib mit dem Kamm.

»Zu Sardorto, dem Pomeranzenhändler,« antwortete Klauſer.

»Geht nur! Saubere Pomeranzen!«

Sie lachten boshaft. Andere Weiber und auch ein Mann ſahen aufmerkſam herüber.

»Die haben im Hauſe der Agneſina gewohnt,« rief das Weib und wies mit dem Kamm auf ſie. Da verſtanden die andern und deuteten.

Klauſer ging auf den Mann zu.

»Liegt einer an der Peſt beim Sardorto!«

»Was Peſt! Dort wird keiner an der Peſt ſterben. Aber vielleicht liegt dort die ganze Peſt ſelber, der Grund, der Anfang, die Urſache der Peſt.«

Weiber, Kinder und einige Männer kamen näher. Theophraſt und Klauſer hörten:

»So iſt es! – Sie hat die Schuld! – Das Ungeheuer! Die Teufelin! – Die haben in ihrem

Hauſe gewohnt. – Ihr müßt es wiſſen! Beſſer als wir.«

Ein alter Mann ſagte: »Nichts müſſen ſie wiſſen. Denk, was du redeſt! Es iſt ein Verdacht!«

»Doch, doch! Sie haben unter einem Dache mit ihr gewohnt. Mit der Verfluchten! Ein Baſilisk!«

Ein Weib ſchob ſich vor.

»Laßt die beiden. Der Kleine hat meinem Peppino in der Bräune geholfen. Er hat ihn mit dem Safte der Hauswurz geſund gemacht. Es ſind tüchtige Leute, Deutſche!«

»Und der andere,« ſagte ein junger Mann, »der hat den Gardekapitän, den Prahler, über die Stiege heruntergeworfen, daß er heute noch hinkt. Ich war dabei. Es ſind tüchtige Leute.«

Klauſer faßte den Helfer am Arm und zog ihn fort.

»Was hat es gegeben!«

»Ihr wollt zum Sardorto!«

»Ja.«

»Dann werdet ihr ſelbſt ſehen . . .«

»Sag doch!«

»Sie haben das Haus zerſchlagen. Die Agneſina liegt im Rigobello. Vor drei Tagen. Zauberei hat man gefunden. Ein Diener des Mazarelli, Ihr wißt ja, der ſoll es entdeckt haben. Ein Wachsbild, in bezauberte Kräuter gewickelt. Eine Zeichnung, in der Herzgegend zerſtochen. Noch anderes, ich weiß nicht. Ich weiß auch nicht, wie der Auflauf vor dem Hauſe des Sardorto entſtanden iſt. – Sie ſoll auch ſchuld an der Peſt ſein; Hexen können das. Ich wills wohl nicht

glauben, aber laut darf man derlei nicht leugnen, mein Herr. Das mit dem Meſſer Mazarelli glaube ich, der war behext. Wenn ſie auch verteufelt ſchön geweſen iſt. Nun ſieht ſie gewiß anders aus. Sie hat ſchon geſtern geſtanden. Man hat ſie kaum dreimal aufgezogen, heißt es. Die leichtere Folter nur.«

Ein Schwarm Leute folgte ihnen. Klauſer und Theophraſt wußten, was auf dem Spiele ſtand, wenn ſie ſich irgendwie hinreißen ließen. Auch der geringſte Verdacht gegen ſie war tödlich, ſie waren Fremde und man hatte auf ſie gewieſen. Klauſer hätte ſchreien mögen vor Schmerz und Wut und doch mußte er auf das Geziſchel hinter ſich achten.

Sie ſahen das Häuschen. Die Tür fehlte. Trümmer der Fenſterläden hingen an den Angeln. Die Wand war von Steinſpuren bedeckt. Vor dem Hauſe lag ein Plunderhaufen beſudelten, vernichteten Gerätes. Die Gaſſe roch nach Wein.

Klauſer drehte ſich um. Das Rudel blieb ſtehen, die nächſten wichen zurück.

»Was wollt ihr von uns! Wir haben uns in das Spital gemeldet und kommen von Commacchio.«

»Ich habe es geſagt,« rief das Weib wieder, »es ſind anſtändige Leute, die Deutſchen.«

»Wir haben noch Bücher und anderes beim Sardorto,« log Klauſer.

Die Leute begannen ihre Aufmerkſamkeit zu verlieren.

»Seht ihr, es ſind ordentliche Leute. Sie verſtehen ihre Kunſt. – – Der kleine Deutſche verſteht ſich auf die Bräune, der andere auf das Beinbrechen!«

Etliche lachten. Klauſer und Theophraſt atmeten auf.

»Alſo laßt uns.«

»Ja, laßt ſie! – Wenn euch etwas von eueren Sachen fehlt, ſo ſagt es uns! Laßt ſie nun! – Sie haben aber doch unter einem Dache . . . Es iſt überhaupt verboten, auf der Gaſſe zu ſtehen, ſei ſtill endlich. Gleich wird die Polizei da ſein.«

Klauſer und Theophraſt kehrten ſich an die letzten Zögernden nicht mehr, ſie gingen in das Haus.

Der Weinduft in dem Gewölbe verſchlug den Atem. Trümmer der Bänke und Tiſchſchragen, des Trink- und Eßgeſchirres; Flaſchenkörbe, aus denen die Scherben ſtachen; halbverſchüttete Laden; ein ausgeronnener großer Oelkrug . . . Das ſchwarze Loch des Kellerhalſes ſtand offen, die umgeſtürzte Kredenz lag davor in der duftenden Lache, ſchräg in das Gewölbe gezerrt.

Die beiden Freunde blieben ſtehen. Sie vermochten das wüſte Halbdunkel kaum zu durchdringen. Klauſer taſtete unſicher über Stirne, Wange und Mund. Seine Stimme bebte.

»Die lügen! Die haben ihr ein Unrecht ton!«

Theophraſt wies in den Mauerwinkel unter dem Fenſter. Dort regte es ſich und röchelte leiſe.

Sie fanden das Weib des Sardorto. Von dem Dunſte benommen, mußte ſie niedergeglitten ſein, ſie kauerte und lag über etlichem Gerät, das ſie noch heil aus den Trümmern gegraben hatte. Die beiden vermochten ſie nicht wachzuſchütteln, Klauſer raffte ſie

auf. Er mußte ſeine Kräfte ſammeln. Der kümmerliche Körper fiel ihm ſchwer, als müſſe er zugleich das ganze Elend ſchleppen, das auf dem betäubten Weiblein lag.

Von der Tür zu Agneſinas Kammer hing nur mehr ein langer Holzſplitter am Eiſenband. Sie traten unwillkürlich näher. Sardorto ſaß auf einem Schemel, der dicht hinter den Fenſterpfoſten gezogen war. Er regte ſich nicht, blieb hinter dem Pfoſten, gegen die Straße gedeckt, an die Wand geſchmiegt. Sein Hals ſtand von der Mauer ab, ängſtlich zur Tür verdreht. Ein qualvolles Lauſchen verzerrte ſein Geſicht, das blutleer war wie das eines Toten.

Als er Klauſer und Hohenheim erkannte, löſte ſich ſeine Spannung. Die fetten Wangen, die Wulſtlippen zerfloſſen wie zitternde Gallerte, der Kiefer ſchlotterte, die Augen rannen über, er ſank zuſammen, die Ellbogen gegen die Knie geſtemmt. Seine ſchlaffe Hand wedelte bei dem Schluchzen, das den feiſten Nacken zucken ließ.

An Agneſinas Kammer mußte die Wut ſatt geworden ſein. Ueber dem Wirrſal von Splittern, Scherben, Fetzen lagen dicht die Daunenflocken aus den zerſchlitzten Kiſſen. Angeſichts des Gefühlstümpels, in dem Sardorto unterging, fanden die beiden jungen Männer Faſſung. In der Bettlade lag noch Stroh. Klauſer legte das bewußtloſe Weib hinein. Und Theophraſt rüttelte Sardorto.

»Wir haben Euer Weib gefunden. Laßt ſie nicht da unten wühlen. Sie iſt vom Weindunſt betäubt.«

Sardorto nickte nur heftig.

»Laßt ſie nicht allein, was tut Ihr da oben!«

Sardorto blickte aus triefenden Augen vorwurfsvoll auf.

»Nichts ... nichts ... gar nichts, Herr.«

Er preßte ſeine geballte Fauſt gegen den Mund. Klauſer trat hinzu.

»Sie ſoll jetzt ſchlafen.«

Sardorto nickte und warf einen ſtumpfen Blick auf das Bett.

»So lange ſie kann ... meinetwegen. Aber es wird ſie nicht lange ſchlafen laſſen.«

»Und Ihr müßt Euch rühren.«

»Wozu! Ich bin ein Bettler ...«

Er hatte längſt ein kleines Vermögen bei einem Kaufherren ſtehen.

»Ich bin ein Bettler. Jede Stunde können ſie wiederkommen. Mein Haus iſt offen, jedem, Tag und Nacht. Sie können mich umbringen, jeder kann das tun, zu jeder Stunde, bei Tag, bei Nacht. Ich erwarte es. Ich ſitze hier, gedeckt, und warte. Ich will ſie kommen ſehen. Ich habe ſie auch vorhin kommen ſehen, nur erkannt habe ich euch beide nicht. Ich glaube, wenn ich ſie kommen ſehe und nicht überraſcht werde wie damals, dann wird es weniger ſchrecklich ſein.«

»Niemand wird kommen.«

»Wißt Ihr das, lieber Herr! Wißt Ihr das beſtimmt!«

»Was ſollten ſie noch von Euch wollen! Sie hätten Euch längſt in den Rigobello geſperrt wie ... wie ſie.«

»So! Meint Ihr! Aber Ihr habt die andern nicht

geſehen! Schneller als ein Wirbelſturm! In einer Stunde war alles vorbei, mein Haus zertrümmert, ich ein Bettler und ... ſie ... ah, dieſe Teufelin! Dieſer Vampir! Eine Hexe unter dem Dach!«

»Ihr glaubt ...«

»Ich glaube, ich glaube es, bei der hochheiligen Madonna von Loretto und allen Teufeln, ich ſoll auf der Stelle tot ſein, wenn ich es nicht glaube! Das beſchwöre ich. Sie war ein Dämon, ſie iſt eine Hexe! – Sie hat es ſelbſt bekannt: Ein altes Weib, ich weiß nicht welches – Gott bewahre mich vor einem falſchen Verdacht! – ein altes Weib alſo hat ſie den Zauber gelehrt, hat ihr die Kräuter gegeben, das Wachs für ein Zauberbild und noch ein anderes Bild auf Papier. Ein Diener des edlen Herrn Mazarelli – der edle Herr iſt toll geworden, die Familie hält ihn hinter Schloß und Riegel – der Diener hat es entdeckt. Er hat ſie heimlich aus der Stadt bringen ſollen, daß ſie nicht peſtkrank wird! Peſtkrank, die Teufelin!«

Klauſer ſtand blaß und bebend vor dem Wirte. Theophraſt nahm ihn beim Arm und zog ihn zurück.

»Hüt dich, Kluſer!«

Sardorto blickte lauernd auf.

»Und Ihr, Signori, Ihr glaubt nicht, daß ſie ...!«

»Die Richter werden wiſſen, was ſie zu tun haben,« deckte Theophraſt.

»Seid Ihr von der Polizei gerufen? Ihr ſollt wohl zeugen! Weshalb kommt Ihr in mein Haus!«

»Ihr wißt, Sardorto, der Rat braucht Peſtärzte.

Wir kommen von Commacchio und wollten Euch ſehen.«

»Ihr habt Euch alſo gemeldet! Gottes Lohn, Gottes und aller Heiligen Lohn! – Wie war es in Commacchio! Gewiß kühl, am Meer. Die Lagune iſt kühl und angenehm. Wir haben viel gelitten unter der Hitze und unter der Angſt vor dem Uebel. Aber man iſt in Gottes Hand, überall, zu jeder Stunde, bei Tag und Nacht . . .«

Klauſer konnte ſich nicht mehr bezwingen.

»Woher wißt Ihr, daß ſie geſtanden hat!«

»Das weiß man, das erfährt man ſofort. Wir waren auch beim Podeſta, ich und ſie,« er wies auf das Bett, »wir konnten aber beim beſten Willen nichts ſagen. Sie hat ja niemand hier hereingelaſſen. Heimlichkeiten, das wißt Ihr, hat ſie immer gehabt, Heimlichkeiten.«

»Wann ſeid Ihr beim Podeſta geweſen!«

»Gleich am andern Tag. Sie haben uns geholt; wir haben auch für uns das Letzte befürchtet, aber Gott und die Jungfrau waren uns gnädig.«

»Und dann nicht mehr.«

»Nein. Weshalb fragt Ihr, Herr! Iſt es nicht genug mit dem einen Schrecken! Iſt es nicht genug, daß ich ein Bettler bin! Daß mein Haus offen ſteht, daß ich auf der Gaſſe ſitze, auch wenn ich mich in meinem eigenen Hauſe verſtecke!«

»Wer hat Euch geſagt, daß ſie geſtanden hat!«

»Das weiß die ganze Stadt. Geſtern hat ſie geſtanden, geſtern ſchon am frühen Morgen. Lukas Zigotta

hat es mir geſagt. Er iſt der einzige, der Mitleid mit uns hat, mit mir und meinem Weibe, die wir unſchuldig ſind. Und er wäre vielleicht ſelbſt nicht ſo mitleidig; er wird wahrſcheinlich von der Familie geſchickt, die hat Mitleid, denn auch ſie iſt von dem Elend getroffen. Bedenkt nur: der junge Herr wutkrank vor Schmerz! Sie müſſen ihn eingeſperrt halten!«

»Was hat Euer Zigotta dabei zu tun,« fuhr es Klauſer über die Lippen.

»Der iſt der Diener des Meſſer Mazarelli, der ſeinen Herrn von dem Zauber errettet hat. Auch für uns will er etliches tun, er hat es verſprochen. Und er hatte ſie ſchon ſo weit, ſie wollte ſchon folgen, denn Meſſer Mazarelli war ſehr beſorgt um ſie. Viermal oder öfter in der letzten Woche, bevor es geſchehen iſt faſt alle Tage, war er da, Zigotta, denn die Ungeduld ſeines Herren muß brennend geweſen ſein ... ein fürchterlicher Zauber. Und es war nicht der junge Mazarelli allein, auch Euer hirnverbrannter Kapitän und ich und Ihr und wir alle, alle ...«

Klauſer hatte den Kopf geſenkt, ſeine Stirnadern waren geſchwollen, er nagte an ſeinem Barte. Theophraſt faßte ihn am Arm.

»Nu iſt gnug, wir müſſend in Sant-Annenhoſpital!«

»Gnug! Und ſollen uns die Peſt holen an denen walliſchen ...«

»Kluſer, ich mahn dich!«

Klauſer hob den Kopf. Theophraſt zog ihn zum Bette der Agneſina, auf dem ſich das alte Weib wälzte.

»Da ſolltu dich ſatt ſehen mit offnen Augen und ertöten din Jmagination, dann du mußt heil ſin.«

Klauſer preßte den Arm ſeines Freundes.

»Du bitterer Arzet!«

Er zog Theophraſt fort. Sie hörten Sardorto noch:

»Jch und Jhr ... alle ... alle ... die Teufelin ...«

Auf der Stiege, Theophraſts Schulter ſchmerzte unter dem klammernden Griffe, flüſterte Klauſer:

»Das iſt wohl des Tüfels: den Mazarelli hand ſie vor toll ingeſperrt und der livriert Laur, der beſtochen Hund ... daß üch Bocks Blut ſchänd, walliſch Lugengſchmeiß!«

»Kluſer, es iſt an dir, da ſolltu dich wohl beſinnen, ein Wort ze viel unde du biſt verlorn!«

»Du, Hohenheim, du glaubſt denen wallſchen Jungen! Alls ein Lug und Verrat, davor will ich min Hopt ſatzen und ſollet bi Gott mir die fallend Sucht zuſtoßen, daß ich uf der Stell verkumm. Alls ein Lug!«

»Kluſer, min Geſell, laß ihm gahn, du kunnteſt es nimmer wenden. Und laß dir ſagen, es iſt von der Dämonen Art ihr gehangen an und ein heimlichs Weſen. Das hat üer aller Jnbildung vergift.«

Klauſer blieb ſtehen, ſeine Augen wurden kalt.

»Du ſollt ſprechen: unſer Jnbildung iſt vergift. Sie muß nun üer Gift gebüßet han. Sie iſt keine Hex nit und ihr wiſſet nützit von ihr. Jch aber weiß. Dann, min Geſell, ich hab ſie gehalten in dieſen minen Armen und hab den Win trunken, darnach üer vergift Jnbildung hat gelechzet. – Und nu komm, ſo gahnd wir — zu dem Hoſpital. Und ich hätte es gern, es liefe mir

etwan der Zigott übern Weg, der ſollt ſo bald ſines Lebens nimmer frůdig ſin! Gott můget es alſo fůgen.«

Und Theophraſt ſenkte den Blick, denn er wußte, daß Klauſer unabänderlich war.

Theophraſt wollte die Piazza vermeiden, aber Klauſet ließ ſich nicht führen.

Sie gingen am Rigobelloturm vorüber. Etliche Gaffer ſtanden davor, als könnten die begierigen Augen klafterdicke Mauern durchdringen. Klauſer durchquerte den Platz, ohne den Schritt zu beſchleunigen oder zu verlangſamen. Er ſah mit keinem Blick auf den Turm, er war nur blaß.

Im Turm lag Agneſina auf dem dumpfigen Staube der Steinflieſen, lang hingeſtreckt und kaum verhüllt. Sie regte ſich nicht, den Schmerz nicht zu vergrößern. Ihr Körper ſchauderte leiſe im Angſtfieber. Sie hatte unter der erſten Qual alles zugegeben, was ſie ſie fragten, und als ſie zur Beſinnung kam, alles widerrufen. Sie war zum zweitenmal geſtreckt worden, und der große Stein hing an ihren Füßen. Die Sehnen, Bänder und Gelenke riſſen beinahe. Sie wußte kaum mehr, was ſie da einbekannt hatte, aber es waren die fürchterlichſten Sünden, die nur ein Menſch auszudenken vermag. Als ſie dann erwachte, ſtand der Pfaffe bei ihr und mahnte zu beten. Sie leugnete, leugnete immer heftiger und ſchreiender, bis der eine Richter kam und hörte, daß ſie alles leugne. Nun lag ſie auf den Steinflieſen und wartete auf die Knechte. Man wollte ihr die Achſel- und Knieſehnen verbrennen, während ſie am Seile, das ihr Handgelenk zerſchnürte, von der Ge-

wölbdecke niederhing, den Stein an den Füßen. Um ihr den Vorgeſchmack des Feuers zu geben, hatte der Richter geſagt. Sie betete zur Jungfrau, daß die Schmerzen für die erlöſende Ohnmacht heftig und raſch genug ſein möchten.

Klauſer und Theophraſt gingen miteinander zu den Kranken, da ſie auch den Dienſt der Barbiere, das Beulenſchneiden und Aderlaſſen ſelbſt verrichteten, wozu einer allein nicht genügt hätte, wenn alle Vorſicht für Arzt und Kranken angewendet werden ſollte. Die Bezirke San-Paolo und San-Domenico waren abgeſperrt. Das Lazarett auf Il Bischetto, der Peſtinſel, war überfüllt.

Sie zeichneten die Haustore mit Kötel, denn der Peſtkarren fuhr ihnen nach. Er wurde von den Krankenträgern geſchoben, deren Kittel durch ein gelbes Kreuz gezeichnet war. Ueber den Kranken im Karren – etliche raſten und brüllten wie Tiere, und man mußte ſie binden – hing eine ſchwarze Fahne mit eingewebten Totenköpfen. Voraus lief der Führer, er läutete. Und die Menſchen rannten in die Häuſer, ſchloſſen Türen und Fenſterläden, wenn ſie die Glocke von ferne hörten.

Theophraſt und Klauſer trugen lange Leinenkittel und Hauben, die bis auf die Bruſt niederfielen, nur für die Augen waren zwei Löcher geſchnitten. Vor Mund und Naſe war die Haube mit Roſeneſſig getränkt. Sie hielten zwiſchen ſich und den Kranken eine brennende Kerze in der Linken.

Und immer wieder dasſelbe verzweifelte Spiel. Rei-

ner wollte die Peſt ſpüren, bis die Verwandten ſahen, daß ihn ein Schauder um den andern befiel und er vor Schwindel und Schwäche hinſank, oder der Kopfſchmerz ihn zur Tollwut trieb. Und dann noch konnten auch ſie, die den Befallenen liebten, zögern, hoffen und hundert Mittel verſuchen. Erſt wenn der Schweiß des Gequälten das Zimmer mit unleidlichem Geſtank füllte, und mit dem ſchwarzgrünen, pechigen Erbrechen der übelſte Peſthauch ausſtrömte, liefen ſie nach dem Arzte. Dann waren die Kranken ſchon tagelang befallen und es erſchienen an Ohren, Achſeln und Leiſten die harten, ſchmerzenden Beulen.

Und Klauſer ging neben Theophraſt einher, als hätte er ſeine Seele verloren, als trieben ihn nur mehr die fühlloſen Lebensgeiſter. Manchmal wohl vermochte ihn der kleine Mann zu feſſeln, der ohne Grauen, mit unermüdlicher Begierde bei jedem Kranken tiefer in das Weſen des Uebels zu dringen ſuchte und vorſichtig taſtend dem beſſeren Heilwege nachſtrebte. Theophraſt wog die Natur der Kranken nach den Lehren der Alten und probte deren Mittel, er wollte ſein Gewiſſen vor aller Anfechtung bewahren. Aber dem fürchterlichen Gifte, das in den Körpern wütete, war nicht von der Lehre einer ungünſtigen Säftemiſchung aus beizukommen. Er ſah: das Gift war ein Leben für ſich, ein fremdes, eigenmächtiges Daſein in den Körpern, ein Weſen, das irgendwie eingedrungen war – und keine mißliche Zuſammenſetzung der Humore. Dem Giftweſen mußte begegnet werden durch Gegengift oder durch Giftfreſſer. Es mußte nicht nur ausgetrieben, es

wölbdecke niederhing, den Stein an den Füßen. Um ihr den Vorgeſchmack des Feuers zu geben, hatte der Richter geſagt. Sie betete zur Jungfrau, daß die Schmerzen für die erlöſende Ohnmacht heftig und raſch genug ſein möchten.

Klauſer und Theophraſt gingen miteinander zu den Kranken, da ſie auch den Dienſt der Barbiere, das Beulenſchneiden und Aderlaſſen ſelbſt verrichteten, wozu einer allein nicht genügt hätte, wenn alle Vorſicht für Arzt und Kranken angewendet werden ſollte. Die Bezirke San-Paolo und San-Domenico waren abgeſperrt. Das Lazarett auf Il Bischetto, der Peſtinſel, war überfüllt.

Sie zeichneten die Haustore mit Rötel, denn der Peſtkarren fuhr ihnen nach. Er wurde von den Krankenträgern geſchoben, deren Kittel durch ein gelbes Kreuz gezeichnet war. Ueber den Kranken im Karren – etliche raſten und brüllten wie Tiere, und man mußte ſie binden – hing eine ſchwarze Fahne mit eingewebten Totenköpfen. Voraus lief der Führer, er läutete. Und die Menſchen rannten in die Häuſer, ſchloſſen Türen und Fenſterläden, wenn ſie die Glocke von ferne hörten.

Theophraſt und Klauſer trugen lange Leinenkittel und Hauben, die bis auf die Bruſt niederfielen, nur für die Augen waren zwei Löcher geſchnitten. Vor Mund und Naſe war die Haube mit Roſeneſſig getränkt. Sie hielten zwiſchen ſich und den Kranken eine brennende Kerze in der Linken.

Und immer wieder dasſelbe verzweifelte Spiel. Rei-

ner wollte die Peſt ſpüren, bis die Verwandten ſahen, daß ihn ein Schauder um den andern befiel und er vor Schwindel und Schwäche hinſank, oder der Kopfſchmerz ihn zur Tollwut trieb. Und dann noch konnten auch ſie, die den Befallenen liebten, zögern, hoffen und hundert Mittel verſuchen. Erſt wenn der Schweiß des Gequälten das Zimmer mit unleidlichem Geſtank füllte, und mit dem ſchwarzgrünen, pechigen Erbrechen der übelſte Peſthauch ausſtrömte, liefen ſie nach dem Arzte. Dann waren die Kranken ſchon tagelang befallen und es erſchienen an Ohren, Achſeln und Leiſten die harten, ſchmerzenden Beulen.

Und Klauſer ging neben Theophraſt einher, als hätte er ſeine Seele verloren, als trieben ihn nur mehr die fühlloſen Lebensgeiſter. Manchmal wohl vermochte ihn der kleine Mann zu feſſeln, der ohne Grauen, mit unermüdlicher Begierde bei jedem Kranken tiefer in das Weſen des Uebels zu dringen ſuchte und vorſichtig taſtend dem beſſeren Heilwege nachſtrebte. Theophraſt wog die Natur der Kranken nach den Lehren der Alten und probte deren Mittel, er wollte ſein Gewiſſen vor aller Anfechtung bewahren. Aber dem fürchterlichen Gifte, das in den Körpern wütete, war nicht von der Lehre einer ungünſtigen Säftemiſchung aus beizukommen. Er ſah: das Gift war ein Leben für ſich, ein fremdes, eigenmächtiges Daſein in den Körpern, ein Weſen, das irgendwie eingedrungen war – und keine mißliche Zuſammenſetzung der Humore. Dem Giftweſen mußte begegnet werden durch Gegengift oder durch Giftfreſſer. Es mußte nicht nur ausgetrieben, es

mußte überwunden ſein. Körper und Krankheit ſtanden einander gegenüber, zwei todfeindliche Willen.

Ein wunderliches Erlebnis war es für Theophraſt, daß er gerade in jenen Volksſchichten, die fern von Gelehrſamkeit eine Heilung verſuchten, ihnen faſt unbewußt, dieſelbe Anſchauung fand, bei alten Weibern, bei Barbieren. Die wollten ein fremdes Giftweſen aus den Körpern ziehen und nicht nur, wie ihnen geheißen war, durch Aderlaß oder Klyſtier die mißgemengten Säfte ableiten und durch Umſchläge Beulen erweichen. Sie wendeten ziehende Mittel an und ſuchten mit ihrer unbeholfenen Magie den Anfall des Giftes von außen her abzuwehren. Und ſie wählten in ihrem Glauben an Gottes Fingerzeig Pflanzen und Tier, an denen ſie Zeichen der Peſt ſahen: das Warzenkraut Gamandrea, die grüne Gallenbeule der Eiche, die Muskatnuß und Spinne, Froſch, Viper, Skorpion – Weſen, die vom Gifte leben oder Gift in ſich tragen, ohne daran zugrunde zu gehen.

Er band Muränen, Aale, Fröſche und Kröten auf die Beulen, dann Spatzen, die den Miſt verdauen, Krähen und Raben, die vom Aaſe leben, lebendig, gerupft. Die warmen Vogelleiber förderten das Reifen der Beulen. Seine Mittel wurden einfacher, ſein Rauchwerk wohlfeiler, weniger läſtig und wirkſamer. Er ſparte das Blut der Kranken. Die Leute gewannen Vertrauen zu den beiden deutſchen Aerzten. So gelang es, die Kranken abzuſondern, ehe das Haus verſeuchte.

Sie fuhren auf dem Peſtkahne von der Inſel auf

das Ufer, wo ein Räucherhäuschen ſtand. Dort wollten ſie ihre Kittel entgiften laſſen und ſelber ein Schweißbad nehmen. Sie waren müde und ſaßen vorgebeugt auf dem engen Brette dicht nebeneinander. Da fühlte Theophraſt, daß der Körper des Freundes bebte. Er faßte Klauſers Handgelenk.

»Iſt dir etwan ein Froſt . . . din Puls geht hart.«

Klauſer ſchüttelte den Kopf.

»Laß gahn, min getrüer Geſell.«

Sie folgten beide bekümmerten Blickes den ruhigen Bewegungen des Fährknechtes, der ein Lied ſummte.

»Kluſer, ein früdiger Mann widerſteht dem Gift.«

Klauſer antwortete halblaut: »Morgenden Tags wird es ſin, uf der Piazza.«

Theophraſt nickte nur.

»Sie hat wohl an die zehen Mal widerrufen,« fuhr Klauſer leiſer fort. »Sie hand von der Marter uf Täg hin müſſen abſtahn, dann ſie hat zum andern Grad ehender müſſen erkräften. Iſt nützit an ihrem Lib, dann Schorf und Brandmal, und ſie kunnt ſich nimmer alleinig uf ihren Beinen halten. So werden ſie nur ein geringes Leben erſticken.«

»Kluſer, wir wöllend bi Hahenkraht uf dieſe Inſul, dann wir haben uf dieſen Tag nit alls getan an denen Kranken, und die Sunn iſt geſunken.«

»Gang, du Getrüer. Doch meineſt du, ich kunnt den Rauch uffſteigen ſehn von ihrer Brandſtatt in einen Morgen, und ich ſollet nit ſchauen mit Augen, daß ihrer Pein ein End iſt bereitet! Ich muß ſie ſterbend

han vor dieſen minen Augen, dann es ſtaht der Ruh und des Willens min Letzi daruf.«

»Du ſollt dich wohl hüten vor ſollichem Anblick.«

»Wohin iſt din Theorik, Theophraſte, und din Philoſophei! Sollet ich nimmer ertöten die Imagination! Weißt du dann ein tiefern Tod der Inbildung, ſo mich beſchweret gewaltiglich, dann morgenden Tags den ihren! – Ich will ſie ſterben ſehn, die ich geſchauet hab eines Lenzes Flur glich, darin ich mich hab geworfen mit hoher Luſt. Ich will den Lib ſehen alſo verwüſt, geſchändt von Menſchenhand und beraubet der Herrlichkeit, ſo ihme hat Gott verliehen in ſiner beſten Stund.« Und er ſetzte heiſer hinzu: »Dann du ſollt es wiſſen, min Geſell, ich hab den walliſchen Hund ufgeſpüret, den Zigott.«

»Wir ſeind in frembtem Land.«

»Gang du der Peſt nach, Bombaſt, und des Abends koch du dine Arzenei vor die Kranken. Ich geh als auch nach miner Peſt und ſeud des Abends min Arzenei. Und laß dir ſagen: der tot Laur, der Zigott, hat das Hüsli gekauft des Sardorto. – Gott und der Tüfel ſchänd den unde das Wib, dann die habend ſie beid, ohnberührt und von keinem Manne erkannt, zu einer Hur gemacht!«

Am andern Morgen ſtand Theophraſt bei Klauſer, nahe dem Portale des Palazzo del Cortile, deſſen Fenſter, wie alle andern des Platzes, dicht beſetzt waren. Als die beiden Knechte, von denen Agneſina unter der Achſel gehalten und geſchleppt wurde, aus dem Tore

des Rigobelloturmes traten, erſcholl der Platz vom Wutgebrüll, das die Glocken des Doms überbellte. Die Menge ſchob ſich gegen den Turm hin zuſammen. Die Leute ſtreckten ſich weit aus den Fenſtern vor, auch die Herren und Damen im Palazzo del Cortile. Das Gellen niedergetretener Weiber ſtieß durch das Brüllen. Aus dem Gedränge löſte ſich ein wirbelnder Menſchenhaufen und rollte gegen den Holzſtoß. Die Pfaffen und Knechte wurden beiſeite geworfen. Ein Bündel geſtreckter Arme hielt den nackten, blutrünſtigen Leib der Hexe eine Zeitlang hoch über den Köpfen, und dann ſchleuderten ſie ihn an den Pfahl, um den die erſten, fettigſchwarzen Rauchwolken aufſtiegen. Die Luft zitterte von dem einen ſatten Schrei aus aller Mund. Dann ſank der Sturm ſo ſchnell, wie er entſtanden war. Die Glocken bemächtigten ſich wieder der Luft, und das dürre ölbeſprengte Reiſig und die harzigen Scheite ſchlugen kniſternd in Flammen auf. Die blechernen Pfaffenſtimmen waren vernehmlich. Aber niemand wollte in die Gebete einfallen. Die Augen ſtarrten aus den wutblaſſen, zuckenden Geſichtern in die Qualmſäule, die ſich gegen den tönenden Turm des Doms neigte und in den Schallwellen auflöſte. – Und der ſummende Unterton der Glocken verwitterte allmählich das ſteinſtarre Menſchengeröll, der leiernde Silbenfall der Kleriker ſickerte tiefer ein. Es waren etliche Frauen, die hektiſch aufſchluchzten und in die Knie ſanken, dann beugten ſich alle Knie, falteten ſich alle Hände. Die Stimmen der Pfaffen wurden kräftig und laut.

Theophraſt vermochte ſeine Bewegung kaum zu

bezwingen, auch er wollte niederknien, da hielt ihn Klauſers Hand.

»Dies iſt beſchechn. – Kumm zu denen Kranken!«

Klauſer ſah über die betende Menge hinweg und zog Theophraſt mit ſich fort.

In den Tagen, die dem Tode der Hexe Agneſina folgten, faßte Theophraſt einen Entſchluß, der ſeinem Leben entſcheidende Richtung gab. Wahrer und eigentlicher: Theophraſt ſah nach einem Zuſtande peinigender Unruhe und heftiger Bedenken die Klarheit ſeines Heilweges. Er hatte die feurige Natur des Peſtgiftes erkannt, das wie ein Brandpfeil in den Körper fiel und ihn verzehrte. Und wie das feurige Weſen in den Metallen – er nannte es ſulfuriſch oder ſchwefelig, weil der Schwefel das Brennende in der reinſten Form birgt – durch den Kraftzuſchuß des Kohlenfeuers brennend wird, das Metall fließend macht und läutert, ſo mußte der Körper der Kranken mit feuermehrenden Stoffen verſehen werden, um gegen den Giftbrand zu beſtehen. Dann erſt hielt das Leben dem Tode die Wage. Dazu aber genügten die bitteren, ſaueren, räßen und brennenden Pflanzen nicht. Theophraſt entſchloß ſich zu Schwefel und Vitriol. Die Bereitung der erſten beiden Rezepte, in denen er einen Vitriolſpiritus und Sublimatſchwefel verordnete, überwachte er peinlich. Die Kompoſition war einfach. In dem einen Rezepte waren nur acht Mittel und in dem andern kaum fünf vorgeſchrieben. Um den Apotheker günſtig zu ſtimmen, fügte er von den teueren Einhornſpänen etliche Unzen

hinzu. Er dosierte vorsichtig, aber mit einer Entschlossenheit, die ihn fast befremdete wie eine Eingebung von außen her. Auch Klauser, der unter den Ketten seines Geschickes lag und dem Genossen mit einer abgewandten, äußerlichen Ruhe folgte, wurde immer wieder von dem gesteigerten Erleben seines Freundes erfaßt. – Es gelang Theophrast vier Kranke zu retten, deren Zustand allen hoffnungslos erschien, da sich bei ihnen gleich anfänglich kalter Schweiß, Schlafsucht, Rückgang der Beulen, die nicht am vierten, sondern am zweiten Morgen erschienen waren, und jene unseligen blauschwarzen Flecken gezeigt hatten.

Theophrast war fünf Nächte auf der Pestinsel geblieben, von jenem Tage an, da er die Kur mit seinen Mitteln begonnen hatte. Er schlief diese Nächte kaum, er ruhte, um nicht allzulange im Giftdunste der Kranken zu verweilen, in einen Mantel gehüllt am Ufer oder strich umher, bis es ihn wieder vor die Strohmatte trieb, auf der die vier lagen. In diesen Nächten glaubte er den Atem Gottes zu fühlen. Er betete nicht um Hilfe, seine Ueberzeugung war zu stark, aber es war ihm als müßte er hinsinken und verderben, wenn er den Hauch nicht an sich fühlte. Seine Glieder wurden schwer und schwerer, doch sein Geist blieb klar und schien ihm freier zu werden, als hielten ihn die Sterne mit wunderſamen Kräften aufrecht, als wirke der schrille Gesang der Zikaden einen Schleier, auf dem sein Geist, losgelöst von dem Blei der Glieder, wach verweile. Am Morgen des sechsten Tages wußte er, daß seine Kranken gerettet seien. Der Schlaf ihrer Benommen-

heit war gewichen, die Todesflecken waren verſchwunden, an ihrer Stelle wölbten ſich wäſſerige Blaſen, die Kranken ſtöhnten unter den Schmerzen ihrer Beulen, die an Ohr, Achſel und Leiſte ſchwollen, und das Schluchzen des einen, des Kränkſten, hatte ſich verloren. Ihre Pulſe ſchlugen ſtark und ſchnell. Sie lagen in Schweiß, ſie glühten im Feuer der Läuterung und ſchrien nach Trank.

Theophraſt lehnte an dem Türpfoſten, den er faſt taumelnd erreicht hatte. Eine unſägliche Müdigkeit, die ihn des Glückes nicht mehr bewußt werden ließ, hatte ihn ergriffen. Das Geſindel der Peſtwärter wich ihm aus, denn es glaubte, daß er befallen ſei. Klauſer fand ihn da. Er meinte, die vier Kranken ſeien geſtorben, und wollte nicht fragen. Theophraſt zog ihn ſchleppenden Schrittes vor die Matte zu den Kranken. Er vermochte nicht zu ſprechen, hob den Arm und deutete nieder.

Auch Klauſer erkannte. Er beugte ſich immer wieder über die vier, prüfte den Puls, beſah die Beulen. Dann wandte er ſich zu Theophraſt und legte ſeine Hand auf die des kleinen Meiſters, in der das Licht flackerte.

»Du beſtundeſt wider ihren Tod.«

»... ich bin uf den Tod müde von dieſen Tägen und Nächten ...«

Klauſer faßte ihn unter dem Arm und zog ihn ins Freie. Am oberen Inſeluſer ſtand auf Pfoſten eine kleine Schilfhütte für die Fiſcher, die im Frühjahre Aalreußen legten und im Herbſte Waſſervögel fingen.

Seit der Peſt war die Hütte leer. Dorthin trug Klauſer ſeinen müden Freund wie ein Kind.

Sie wohnten im Anbau des Sankt-Annenhoſpitals in einer kleinen Kammer, die durch ein Seitenpförtchen erreicht werden konnte. Sie hatten einen Nachſchlüſſel. Und das war ein Glück für den ſtarken Schweizer.

An einem Morgen, das kleine Gitterfenſter war vom erſten, ſickernden Lichte erfüllt, ſchreckte Theophraſt an der Stimme des Klauſer auf.

»... du ... ſollt ... mir helfen ...«

Theophraſt ſtarrte den Todblaſſen an.

»... du ... hilf mir ... us dem ... Gewand!«

Klauſer vermochte ſich kaum auf der Bank ſitzend zu erhalten. Theophraſt flößte ihm etliche Schlucke Branntwein ein, ehe er die Halsſchnur löſte, und dann zog er vorſichtig den Wams vom Rücken.

Das Hemd hing in blutnaſſen Lappen aus den Schlitzen, auch das Tuch war vollgeſogen. Unter dem linken Schulterblatte klaffte ein tiefer Schnitt, der noch blutete. Theophraſt hatte mit raſchen Griffen Eſſig, Schwamm, Balſam und Binden. In wenigen Augenblicken war die Wunde gereinigt, mit dem zähen Balſam gefüllt und verbunden.

»Din Tüfelsdreck ... er tuet nit gar ſänftiglich ... und mild.«

»Der Spund iſt beſchloſſen, Kluſer. Ein fürtrefflicher Bader, bi dem du biſt geweſt!«

»Der hat ſin Lohn ...«

Und dann warfen ſie einen verſtohlenen Blick auf

das blutige Zeug nieder, auch die Hose war sattgesogen, sie konnte nur mit Mühe abgestreift werden.

Theophrast meinte: »Wir müssend es wäschen uf dem Hofe, dann du hast . . .«

»Daß dir die fallend Sucht! Keiner darf sehen!«

Klauser wankte zum Bette und sank darauf.

»Mach, was du willt . . .«

Ehe Theophrast Rat und Antwort fand, hörte er die tiefen, kräftigen Atemzüge.

Klauser war vom klebrigen Blute bis an die Ferſen gesprenkelt. Er schlief in traumlosem Behagen, der Verband drohte zu reißen an der mächtigen, stetig arbeitenden Brust. Theophrast bedeckte den Freund mit einem Linnen und zog sich eilig an.

Inmitten der Kammer lag das triefende Bündel, beredter als der, nach dessen Blut es roch. Das am Tage fortzuschaffen, schien unmöglich. Auch besaß Klauser nur noch ein Hemd. Theophrast holte in einem Schaffe Wasser und wusch und wand aus Leibeskräften. Das purpurne Spülicht entleerte er über dem Misthaufen des Nachbarhauses, ehe die Gasse erwacht war.

Als sie die Prim läuteten und die Schwester das Mus brachte, war Wams und Hemd in ein Bündel geschnürt und Klausers Hosen dunsteten auf dem Schlummernden unter der Leinwand.

Dann mußte er geweckt sein. Er setzte sich auf, befühlte den Verband, bewegte die Schulter, verzog das Gesicht und dann wurde seine Stirn heiter und die Augen strahlten zum ersten Male wieder nach Wochen

dumpfen Brütens und ſchwermütiger Verſchloſſenheit ihren klaren, unbekümmerten Frieden. Er ſtreckte den rechten Arm, ſprang auf beide Beine von dem kniſternden Stroh und beſah ſich, leckte an dem Handballen und rieb am Blutgerinnſel ſeines Schenkels.

Theophraſt aß und ſah ihm heimlich zu. Klauſer mußte den linken Arm ruhig halten und mit der Rechten allein die feuchte Hoſe anſtreifen, nur ſeine Flüche halfen ihm. Theophraſt hütete ſich ihm beizuſtehen. Das Bündel des Freundes ſchnürte er wohl auf, als hätte Klauſer verſchlafen und der Eile wegen darum gebeten und er warf ihm das andere Hemd zu.

»Wo iſt min Wammes und das Hembt?«

»Dort. Wir wöllends mit uns tragen uf die Inſul. Du ſollt es in den Fluß hängen und gen Abend trücknen.«

Klauſer nickte, er bog die Knie, ſpannte die Beine, die feuchte Hoſe beengte ihn, er vermochte ſie am Gurtband kaum zu ſchließen.

»Samer Potz und fünf Wunden, ich muß alſo gewachſen ſin in dieſer Nacht. Min Hoſen iſt mir zu gering!«

Dann ging er feſten Schrittes zum Tiſch und warf ſich über das Mus, Theophraſt hatte, freundlich bedacht, nur etliche Löffel für ſich entnommen.

»Du haſt mir ein brannten Win geben, du Peſtmeiſter, du Bombäſteli, heunt in der Frühe. Der wöllet mich baß letzen zu dieſer Stund.«

Theophraſt lachte und holte den letzten Reſt des Branntweins aus der Arzneitaſche.

Dann gingen ſie. Klauſer hielt den linken Arm ein

wenig ſteif, und ſeine Augendeckel ſchienen etwas ſchlaff, aber er zeigte nicht geringe Würde in Haltung und Schritt, trotzdem er ledig in Hemd und Hoſe unter dem Peſtkittel einherging. Geredet wurde nicht über den nächtlichen Zufall, denn es mochte Klauſer unwert erſcheinen, ſo gründlich angezapft worden zu ſein, daß er auf dem Heimwege beinahe verſiegt wäre. Theophraſt wollte die Schwäche nicht weiter bemerkt haben.

Nach einigen Tagen wurde Lucas Zigotto aus dem Waſſergraben des Caſtells gezogen. Sie erkannten ihn an dem Gewande, das auf die Farben des Hauſes Mazarelli geteilt war, es wurde von dem prallgedunſenen Körper faſt geſprengt. Aus dem Munde der Leiche quoll ein Knebel, ihr zuſammengeballter Hut. Der Knebel aus dem dicken Stoffe mußte mit übermenſchlicher Gewalt eingezwungen worden ſein. Gleich anfangs zweifelte man an natürlichen Kräften. Die Familie Mazarelli ſetzte eine Summe für den aus, der den Täter ermitteln werde. Wohl war die Dolchſcheide leer im Wamſe der Leiche gefunden worden, allein die Klinge konnte ſich auch, ohne gebraucht worden zu ſein, im Waſſer losgelöſt haben. Aber der Kopf der Leiche war verdreht geweſen und am Halſe gehangen, als ſei ihm das Genick gebrochen, und jeder wußte, daß Lucas Zigotto die Hexe Agneſina entlarvt hatte, jeder wußte auch, daß der Teufel ſeinen Getreuen Wort hält. Die Wiſſenden behielten Recht. Niemand konnte gefunden werden. Der Teufel hatte dem Zigotto den Hals umgedreht, und die Hexe Agneſina war auch daran ſchuld.

Kühle Regengüſſe ſchwellten im Spätherbſte den Po und brachten die Kanäle Ferraras in Bewegung. Die Seuche ließ raſch nach. Wer geneſen war, ſchrieb den ſchlichten Mitteln des kleinen Deutſchen alles zu. Die Kranken verloren die Furcht unter den Augen der beiden Deutſchen. Man drängte ſich bei den geringſten Anzeichen um ihren Rat, und ſo gelang es, das Uebel günſtig zu faſſen. Vorbeugende Maßnahmen, die von den beiden verordnet wurden, fanden getreue Erfüllung. Auch der Rat und die Fakultät, die noch in Commacchio weilte, waren aufmerkſam geworden.

Und als man hörte, daß die Peſt im Erlöſchen ſei, zeigten ſich Aerzte wieder. Etliche wollten lernen, die meiſten aber das Anſehen der alten Rezepturen an der ſchwindenden Krankheit retten, denn die Apotheker fanden ſich um einen beträchtlichen Verdienſt geprellt. Sie hatten, als die Wirkſamkeit der einfachen Rezepte bekannt wurde, den kleinen Heilmeiſter einzuſchüchtern verſucht und mit der Fakultät gedroht. Aber die Antwort war ſtets dieſelbe: Er werde beweiſen, daß ſeine Gegner die Herbarien ihrer gerühmten Skribenten nicht geleſen hätten, ſonſt wüßten ſie, daß alle einander widerſprächen, deren jeder auf der eigenen Gugelfuhre führe.

»Was iſt es dem Kranken nütz,« blies er ſie auf gut Deutſch an, »daß ihr ſchreiet, ihr hättet ein gewiß Rezept und der ander ein ſicher Methodum, ſo doch üer Rezept und Methodus mehr und böſer geflicket iſt dann kein Bettlersrock. Ich will ein ſchlicht Gewand vor den Kranken, darin er geſund wird. Die Experienz

und die Wahrheit tuets und nit das Summieren, Addieren und üer Multiplizieren, vierzig und funfzig Simplicia, daß die Augen übergahn. Füllet üch aber den Beutel wohl.«

Nach ſolchen Reden verſuchten ſie es ſanfter. Sie ſtatteten die beiden Aerzte mit beſtem Werkzeug aus, verehrten ihnen ein Gewand aus feinem Tuch und prächtiges Schuhwerk, aber die Rezepte blieben die gleichen. Alſo riefen ſie, um noch ein Letztes zu erraffen, ihre bewährten Freunde. Die trugen das Doktorbarett über der Peſthaube und retteten nach langem zärtlichem Bemühen und kräftiger Verleumdung die wohlhabenden Kreiſe der Stadt für eine kunſtvolle Rezeptur. Und ſie wußten das Geſchick der Seuche klug zu wenden, als habe die Peſt eben nur ſo lange gewartet, bis ſie gekommen wären, die keine Vergünſtigung vom Rate beanſpruchten, um ihr erlauchtes, hundertjähriges Wiſſen und eine ſubtile Kunſt zu üben. Sie verſpotteten mit jener wohlwollenden Ueberlegenheit, die einen Mann von Geiſt und Geſchmack allen Zweifeln überhebt, die ſimplen Mittel des kleinen Deutſchen und entrollten jedem, der es hören wollte, ein Bild von der ungemeinen Vielfältigkeit der Grade und Guſtus wirkſamer Heilkräuter, von deren Kälte, Wärme, Trückne und Feuchte, von ihrem Verhältniſſe zu den vier Kardinalſäften des Menſchen, je nach dem Zuſtande ihrer Zubereitung, Zuſammenſetzung und Gabe, daß ſelbſt ein Laie, wenn ihn nur die Ahnung eines Verſtändniſſes befing, die Lächerlichkeit jener ſchlichten Mittel gegenüber einer Seuche von ſo verheerender Gewalt

durchſchauen konnte. Je weniger Menſchen erkrankten, deſto weniger Aufhebens machte man von der Hilfe des kleinen Deutſchen.

Die Stadt war befreit. Die Univerſität kehrte zurück. Die Fakultät drängte nicht, und der Rat erwog, daß die Verſprechungen des Werbemaniſeſtes reichlich ſeien, denn die Seuche war kurzlebig geweſen, obwohl ihr Anſturm zu den größten Befürchtungen genötigt hatte.

Thalhauſer war für ein Semeſter nach Bologna abgewandert. Er wollte wiederkehren, denn er verehrte den Profeſſor Manardo. Das hatte er den Freunden nebſt freundlichen Wünſchen zu ihren Erfolgen, die auf der Fakultät von ſich reden gemacht hätten, geſchrieben.

Theophraſt und Klauſer blieben im Sankt-Annen-hoſpitale, wohin noch immer alle Kranken gebracht wurden, die irgendwie verdächtig ſchienen, denn man wußte von Peſtzeiten, in denen das Uebel wie eine todwunde Beſtie noch einmal zu tödlichem Hiebe ausgeholt hatte, da man es ſchon überwunden hielt.

Mit den beiden Freunden waren noch vier Studenten, zwei Deutſche, ein Franzoſe und ein Florentiner aus Commacchio nach Ferrara gekommen. Die hatten ſich, als die Mittel Hohenheims Aufſehen erregten, mehr und mehr zurückgezogen und nun machten ſie die beiden für die Verzögerung des verbrieften und wohlverdienten Lohnes verantwortlich. Sie meinten ſchneller ans Ziel zu gelangen, wenn ſie wie früher auf Seite der Apotheker, ſo jetzt der Doktoren traten, die den kleinen Deutſchen vor der Fakultät verläſterten. Selbſt Klauſer,

deſſen Zorn über die offenbare Untreue des Rates wuchs, konnte dem Freunde mit ärgerlichen Reden begegnen. Er hatte das Wälliſche, Land und Menſchen, ſatt und ſehnte ſich nach den heimatlichen Ufern zurück. Und ſo empfand er den verheißenen Lohn und ſeine eigene Klugheit, ihn nicht in den Wind zu ſchlagen, als ſchmähliche Laſt. Je ungeduldiger er wurde, deſto weniger Anerkennung fühlte auch er für die ärztliche Tat ſeines Freundes.

Die Errettung vieler durch ſeine Hand hatte Theophraſt mit frommem Dank erfüllt, als ſei er das Gefäß eines Himmelsgeſchenkes geweſen, nun lernte er jene bittere Einſamkeit kennen, die nicht aus Unverſtand und Spottſucht der andern erfließt, die auch kein großes Herz vergeſſen kann. Was er als Gnade innerſten Erkennens empfand, Gnade, der er dienen ſollte, warfen ſie auf ſeinen Menſchen zurück und erniedrigten es zu einer kecken Willkür, die von dem glücklichen Zufall begünſtigt war, daß dieſe Seuche ſo wenig heftig geweſen ſei. Der Gebrauch von Sublimatſchwefel und Vitriol wäre von den Arabern her bekannt, ihre Anwendung auf die Peſt gefährlich. Nicht die kunſtloſen und bedenklichen Mittel hätten die Seuche überwunden; dieſe habe eben auch Menſchen befallen, die ſchon kräftig genug geweſen waren, der Peſt vor acht Jahren zu widerſtehen. Man würde Theophraſt gezwungen haben, eine Theſe aufzuſtellen und ſich vor der Fakultät zu verteidigen, wenn es ſich nicht nur um einen Heilerfolg, ſondern um eine Meinung des Galen, Avicenna oder Rhaſis gehandelt hätte.

Der einzige Kunſterfahrene, der ſchließlich Theophraſt mit einigem Gefallen betrachtete, war der große Leoniceno ſelbſt. Wohl war auch er von der Lächerlichkeit der beiden Mittel überzeugt, aber den Bedürfnisloſen beluſtigte der Neid und die Scheelſucht der Aerzte, die keine noch ſo unbedeutende Gelegenheit vorübergehen ließen, um für ſich und ihren Beutel Lärm zu ſchlagen; er empfand ein gewiſſes Wohlwollen für den kleinen deutſchen Studenten, der überlieferte Kunſtfertigkeit von ſich warf und den eigenen Weg verſuchte, denn Leoniceno wußte, daß Theophraſt nicht in Unkenntnis anderer Methoden gehandelt hatte.

So kam es auch, daß Leonicenus die Meldung Theophraſts zum Examen privatum und publikum, gegen die Bedenken, die ſich trotz erfüllter Dienſtpflicht wider den Bombaſt von Hohenheim erhoben, billigte und ihre Annahme durchſetzte. Um nun die verheißenen Gelder und ſonſtigen Benefizien nicht zu verlieren, erinnerte die Fakultät den Rat ſelbſt an ſein Wort, der ſeinerſeits etliche Einwände erhob, ſchon um die Univerſität, die bei jeder Gelegenheit auf Brief und Siegel pochte, zu reizen. Aber endlich bekannte man ſich doch zu den Verſprechungen.

Die Wohnung des berühmten Leonicenus war außerordentlich ſchmucklos. Er ſchien alle Farbe zu verachten. Seine Lehmwände ſtanden nackt, ſein Bett unverhangen, die Pulte roh gezimmert. Das Eſtrich ſtäubte grau und dürr, und Staub bedeckte die Bücherhaufen. Er ſelbſt war in eine dicke Kutte gewickelt, die

wie ſein Geſicht in zahlloſe knitterige Falten fiel. Er ſaß in einem engen, hochlehnigen Stuhle wie ein Schnitzwerk der verachteten alten Kunſt. Seine dürren Hände ruhten übereinander im Schoße, ſelten hob ſich die eine ein wenig über dem Handballen und ſpreizte den Zeige- und Mittelfinger, um einen Ausſpruch zu bedeuten. Auch das Geſicht blieb faſt regungslos und unnahbar. Aber die dunklen, kleinen Augen funkelten vor Weltüberlegenheit, die allen Irrtümern des Herzens und des Geiſtes ſo ſehr gewachſen iſt, daß ſie das Gift der Verachtung zur Arznei wandelt. Seine Mundwinkel, die auch geſchloſſen blieben, wenn er dünn und kaum vernehmlich ſprach, ließen zuweilen den ungemeſſenen Abſtand ahnen, den der Ruhmbedeckte von allem Lebendigen nahm.

Sie ſaßen zu ſechſt auf einer Bank ſeitlich von ihm, als ſollten ſie nur ſeinem linken Ohre vernehmlich bleiben. Ein Lizentiat, von dem man erzählte, daß er für Leoniceno die Schreibarbeit verrichten durfte, hatte ihnen Texte gegeben, er ſtand mit einer Tafel gegenüber und notierte das Urteil, das der Meiſter nach jeder Antwort gab.

Die andern vier erſtarben beinahe vor dem Großen. Klauſer ſelbſt vermochte ſeine Befangenheit kaum unter dem tiefen, faſt grollenden Baß zu verhüllen, in dem er Rede und Antwort ſtand. Theophraſt blieb frei, ſeine ſonſt ungelenke, ein wenig fiſtelnde Stimme erhielt einen wärmeren Klang, und zweimal hob Leoniceno auflauſchend ſeinen Kopf und ſah ihn ermuntert aus den verengten Augenwinkeln an.

Als der greiſe Meiſter von den ſechs jungen Leuten genug gehört zu haben ſchien, gab er dem Lizentiaten ein Zeichen, die letzte Frage zu tun. Ein jeder ſollte einen Weisheitsſpruch der Medizin bekennen. Und alle beeilten ſich erleichterten Herzens dem berühmten Lehrer zu opfern, indem ſie eine ſeiner Mäßigkeitsregeln vortrugen, auch Klauſer, der entſchloſſen war, auf jede Weiſe von den Wälliſchen loszukommen. Theophraſt zitierte zuletzt, aber aus den Schriften der Hippokratiker:

»Wir dürfen keinen Nutzen von Dingen erwarten, die lediglich aus der Ueberlegung ſtammen. Spitzfindigkeit iſt unzuläſſig und gefährlich. Nur Tatſachen ſind beweiſend. Halte dich an die Tatſachen.«

»Iſt dies jener deutſche Adelige,« fragte Leoniceno den Lizentiaten, und als der nickte, flüſterte er: »Die andern können gehen.«

Theophraſt hatte nicht erwartet, daß Leoniceno ſich mit ihm beſchäftigen werde. Er ſah nieder. Das Bild des ſterbenden Biſchofs Erhard erwachte in ihm und ein Gefühl der Dankbarkeit für den Toten, das ihm in jener dunklen Morgenſtunde ferngeblieben war, deshalb ein leichtes Schuldgefühl zugleich.

Leoniceno flüſterte mit dem Lizentiaten, der ſich ehrfürchtig entfernte, und Theophraſt ſtand allein vor dem Altmeiſter, der wie keiner ſeiner Zeit das Wiſſen aller Arzneikunſt beherrſchte, und er ließ ſich ohne Verwirrung von den funkelnden Augen meſſen.

»Dein Vater war mein Schüler, es iſt mehr als zwanzig Jahre her. Ich erinnere mich jedes meiner Schüler. Hat er dich nach Ferrara geſchickt?«

»Ich wollte die Alten aus gereinigter Quelle kennen lernen.«

»Löblich. Du zitierſt ſie, wenn auch etwas zurechtgeſtutzt – du biſt ja ein Deutſcher – doch du zitierſt ſehr bezeichnend.«

Theophraſt verbeugte ſich. Leoniceno winkte leiſe ab.

»Du haſt Aufſehen erregt, denn du biſt von den Methoden abgewichen und hatteſt Glück dabei. Ich erinnere an dein Zitat: Nur die Tatſachen beweiſen. An welche Tatſachen haſt du dich gehalten?«

Theophraſt entwickelte ſeine Anſchauung ohne Zögern. Seine Stimme hatte die Wärme verloren. Er ſprach hingeriſſen, in gepreßten Kehllauten und einem Latein, das dem Ohre Leonicenos Schmerz zu bereiten ſchien. Aber was er ſagte, ließ alle erwartete Unſicherheit vermiſſen. Als er zu Ende kam, hoben ſich Leonicenos Brauen, ſeine Faltenlippen wurden ſpitz und die Augen verrieten ein beluſtigtes Erſtaunen. Endlich einmal etwas anderes als die ſchleimige Demut! Er hatte von den drei Urſubſtanzen aller Dinge gehört. Die Lehre von den Kardinalſäften nannte der junge Deutſche ein Phantaſieſpiel und ſchilderte die Krankheit als ein Fremdleben im Menſchenkörper mit eigenem Wachstum und eigenen Kräften, den Heilungsprozeß als einen Kampf, den der Arzt nicht entſcheiden, ſondern nur auf ſeiten des ringenden Menſchen unterſtützen müſſe. Die Beſchreibung der Peſtkrankheit und die Art der neuen Mittel war in kurzen, heftigen Sätzen geſchehen.

Eine leichte Röte hatte Leonicenos Wangen ge-

färbt, die Greiſenlider waren geſchloſſen. Spott zuckte um Mund und Nüſtern des Meiſters. Er hüſtelte.

»Ein Neuerer, nicht ohne Talent und Phantaſie, die er natürlich verachtet. Kennſt du die Schriften der „Treuen Brüder“ aus der Schule des großen Geberus?«

»Ich kenne ſie nicht.«

»Das dachte ich mir. Aber die Gedanken haben ihr eigenes Leben, ſie ſuchen ſich die Menſchen auf und nicht die Menſchen ſie. Man muß nicht alles geleſen haben, es iſt immer dasſelbe. Aber den berühmten Raimundus Lullus kennſt du wohl und ſeine Prinzipien?«

»Ich habe nur von ihm gehört; er ſchien mir äußerlich.«

»Alſo alles Eigentum und nichts erleſen. Und du vertrauſt deiner Phantaſie natürlich. Du biſt ja jung. Wachſe, was wachſen kann.«

»Ich vertraue der Erfahrenheit. Ich habe meine Aermel verbrannt, und das Feuer der Kunſt hat die Feuchte meiner Augäpfel getrocknet.«

»Gut, mein Kind, auch die andern haben erfahren. Es gibt keinen beſtrickenderen Betrug als die eigene Erfahrung. Und doch iſt alles nur Form, nichts Gewißheit. Jede Form lügt aus einem Funken Wahrheit heraus, von dem ſie zehrt. Was iſt ein einzelner, mein Kind? Nichts. Sein Beſtes iſt ein Strahl jenes Funkens, der ihm nicht gehört. Aber die Phantaſten müſſen ihr Leben verkämpfen um dieſes Abglanzes willen, ſie müſſen glauben, einen Stern aus ihrem Schimmer hervorbringen zu können. Die andere Welt ſoll an dies

ſem Stern zerſplittern. Das iſt die Erfahrung des einzelnen. Meiſter iſt, wer alle Erfahrungen meiſtert, vor deſſen Augen die Sterne der andern zerrinnen, ein Spiel der Anſchauungen, der Formen. Meiſter iſt allein, dem das Eigene zu gering wird, der über das Gran ſeiner Erfahrenheit hinwegkommt und das Skrupel ſeiner Phantaſie nicht überſchätzt. Uebrigens gebe ich zu, daß dein „Salz“ ein anderes iſt als das des großen Geberus und das des Gauklers Lullus. – Und nun vergiß nicht, daß du Glück gehabt haſt und eine günſtige Miſchung deiner Humore; du wäreſt vielleicht an der Peſt geſtorben und deine geheilten Kranken wären es auch.

Lebt wohl, Doktor Pompoſto ab Hohenheim, und ſehet nicht düſter, Dottore! Er iſt nur ein alter Mann, der berühmte Leonicenus, und er hat ſeine Aermel nie verbrannt!«

Theophraſt verneigte ſich tief vor dem Alter. Er hätte faſt geweint.

Der Dom war dicht gefüllt. Man betrachtete die Promotion der ſechs Peſtärzte als eine öffentliche Kundgebung dafür, daß die Zeit der Heimſuchung überwunden ſei. Polizeimeiſter und Rat waren zugegen, ſogar ein Abgeſandter des Hofes. Die Doktoranden determinierten von dem kleinen Pulte unter der Kanzel. Der Doktor Promotor verlieh auctoritate doctorea die Würde, nachdem alle ſechs geſchworen hatten. Der Präſes hielt eine beachtenswerte Rede und verteilte die Inſignien: Mantel, Barett, Ring, das offene und das geſchloſſene Buch. Er umarmte und

küßte die neuen Doktoren. Beifallsklatſchen, Orgel, Kanterei und Glocken.

Dann zogen ſie trotz des winterlichen Kotes durch die Straßen zur Univerſität und zurück über den Platz zum Palazzo della Ragione, in deſſen Theaterſaal das Gelage zugerichtet war.

Theophraſt und Klauſer hatten verabredet zu gehen, ſobald ſie geſättigt ſeien. Klauſer ſchien ſich davor zu ſcheuen, unter den Wälliſchen trunken zu werden, und Theophraſt mochte mit ihnen nicht zechen, die ihn verleumdet hatten.

Sie wußten ein kleines Sümmchen ihr eigen, das ſie ſich während der Peſt erworben hatten. Für ſie ſtanden ſeit zwei Wochen kräftige Maultiere an der Krippe eines Landgutes, das dem Sankt-Annenhoſpitale gehörte. Klauſer wollte nicht einen Tag verziehen und die kühne Reiſe durch den Winter des Brennerpaſſes wagen. Sie beſtellten einander für dieſen Abend zum „Singenden Schweinchen“. Klauſer brachte ſein Bündel auf den Gutshof, wo er zu nächtigen gedachte, und Theophraſt hatte ihn gebeten, einen Brief für ſeinen Vater an ſich zu nehmen, den er in die Taberne bringen wolle..

In der kleinen Kammer des Hoſpitals ſchrieb er dann:

»Lieben, getreuen Herrn Vater, meinem günſtigen Herrn und Lehrer von Kind auf, Uech ziemet der Dank und erſt Gruß mit dem Barettli, ſo ſie mir haben uf den heuntigen Tag uf das Haupt geſatzt mit keim ge-

ringen Umbtun, dann ich bin zum Doktoren der beiden Arzneien promovieret in dem Dom zu Ferrar. Waren ihrer noch ander fünf, ſo als auch mit deme Barettli ſeind gezieret, und ein großer Zulauf des Volks, weilen ein hoher Rat zu Ferrar hat alle Koſten tragen publice, indem wir uns vor dieſe nunmehr verwichen grauſame Peſtzeit haben zu Hilf der Kranken brauchen lan us freien Stucken. Ich hab mennigein von Tod bewahret und ihn errettet vermittels Spiritus Vitrioli, Sulfuris Albi Sublimati, Sulfuris Vini, wellich Simplicia hand ein nit gerings Uffſehen fürgerufen unter denen Apothekeren und Arzten, es war aber des Neids und des Mißgunſts viel, darumb daß ich hab dieſelbig Arzenei erfunden, und hat männiglich gut tan, ſo er ſie gebrauchet. Ich hab ein Zehrpfennig gnug und langet vor mich uf Lorett, daſelbſt will ich an dieſer Wallfarerſtätten glich als Ihr ze Einſiedlen die Kranken beſehen und den Grund ihrer Heilung und des Wunders zu Lorett. Allein nit feſtſatzen, ſundern vor dem Lenzen gen Rom ziehen, dann dieweil die Peſt iſt hier erſticket, war ein gewiſſer Galleottus de Rocabruna Eques von der päpſtiſchen Heiligkeit ankummen zu Ferrar und hat derſelb etlich Stuck von der Arkellerei kauft, Lüt geworben und mich vor ein Feldſcher. Tuet nit not, Uech lieben Herrn Vater zu melden, daß ich mich unter deme Barettli nit erlücht befinden mag und aller Experienz überhoben. So will ich fürfahrn, dann ich wohl wiſſend, es iſt kaum ein Schritt beſchechn und der Weg iſt weit. Doch ich bin eins guten Muts und iſt ein groß Verlangen in mir.

Wollet Euch, lieber, geſtrenger und gütiger Herr Vater, meines Danks erfreuen und in Gottes Gnad und Fürſorg befohlen ſein. Indem will ich die Welt und Arzenei erfahren.

Euer Sohn
Theophraſtus Bombaſtus ab Hohenheim,
beider Arzeneien Doktor.

Klauſer hatte einen bekannten Offizier beim Tedaldotore, ſo konnten ſie unbeſorgt im „Singenden Schweinchen“ ſitzen. Sie erlabten ſich noch einmal an der berühmten ferrareſer Salami und dem Kaviar aus Störrogen, ſie tranken den dunklen Wein von Albenelli dazu. Klauſer hatte den Brief wohl verwahrt, er wollte ihn von Bripen mit einem deutſchen Boten nach Villach ſchicken. Sie hatten einander nichts mehr zu ſagen und ſchlemmten die leiſe Bangigkeit, die einer um des andern willen fühlte, mit guten Biſſen und Schlucken hinunter.

»Was hat der alt Leonicen ſelbigsmal von dir alleinig wiſſen wölln?«

»Er hat mich als gewarnet, daß ich nit ſollet ſo hochmütig werden als er.«

Da die Blume des Weines in ihren Herzen aufblühte, ſangen ſie einander halblaut deutſche Lieder zu und fühlten ſich allen Wechſelfällen des Lebens vertraut und überhoben, denn ſie kannten es nicht.

Das andere Buch

Dänenkrieg

Die Lautloſigkeit der Nacht wurde von dem Gange des Zeigerwerkes, das irgendwo beim Kamine lag, gleichmäßig durchſtoßen.

König Chriſtiern, des Namens der Zweite, lag mit brennenden Augen, unter leiſe tobendem Schmerze des überwachten Gehirns auf ſeinem Lager im Kopenhagener Schloſſe. Der weiche Haarflaum der Zobelfelle brannte ſeinen Körper wie unzählige zarte Flämmchen. Er lag bäuchlings, Stirn und Augen an die über dem Kiſſen verſchränkten Arme gepreßt, trockenen Leibes trotz der peinlichen Glut ſeiner Haut.

Seit drei Monaten verſuchten die Aerzte ihre Schlafmittel. Ein ſelbſtverzehrender Widerwille ſeines Körpers überwand ſie alle. Selten ging er in einer kurzen Betäubung unter.

Die Bilder der beiden letzten Tage hetzten König Chriſtiern, wenn er die Augen ſchloß:

Der breite, kurze Doppelſarg, die kahlen, geſchminkten Zwillingsköpfe. Iſabells ſtrömender Schmerz, der eines willenloſen Kindes – es jammert um die beiden Wachspüppchen auf dem Katafalk. Lichter, Orgel und Stimmen. Kirchenfenſter, die im Morgen ergrauen. Da packt ihn der Schmerz um ſein Liebchen, um ſein totes Liebchen, heftig wie ehedem.

Eine Hetzjagd nach Helſingör durch den dürftigen Wintertag, über den körnigen, ſtäubenden Schnee. Glotzende Söldner, die Stadt, Dorf und jedes Gehöft

mit ihrem Geſudel füllen. Seeland iſt ein Heerlager. Sie erkennen ihn nicht.

Im Kloſter zu Helſingör. Halb ohnmächtig wird er von dem zitternden Tiere gehoben. Sie leuchten ihm mit qualmenden Teerfackeln in die Kirche. Er liegt über der Grabplatte Düwekens, ſeines Täubchens. Fühlt die Eiskälte an den Knien ſteigen und durch die Handſchuhe der aufgeſtemmten Fäuſte dringen. Er heult wie ein fernes Tier, heult nach Tränen. Die Augen fließen, endlich fließen die Augen! Ihn jammert die ſtumpfe Trunkenheit des eigenen Schmerzes. Der naſſe Fleck auf dem Mittelſchilde des Steins verbreitet ſich. Allmählich wird er ſatter, er hört ſich zum Stein hinunterreden:

»Iſabell hat zum andern Male geboren. Seit du tot biſt, iſt das Schaf Gottes ebenſo fruchtbar, als du unfruchtbar warſt. Zwillinge, du ſollſt es wiſſen. Wir nannten ſie nach der deutſchen und niederländiſchen Sippſchaft, Maximilian und Philipp. Beide ſind geſtorben. Du freuſt dich nicht, ich weiß. Du haſt der Königin Gutes gewünſcht in deinem ſanften Herzen. Sie dir auch. Sie betrauert dich noch, deine Schönheit und die Sanftmut ohne Stachel an dir. Wer liebte ſie nicht! – Ich habe die mildeſten Frauen der Welt beſeſſen. Das iſt ein Wunder: gerade ich. Düweke hat meine Seele getrunken, die andere all mein Erbarmen. Darum war Düweke unfruchtbar, denn meine Seele hat keine Sehnſucht nach Unſterblichkeit, und Iſabell iſt fruchtbar, weil das Erbarmen unſterblich iſt. – Düweke, ich wollte tot ſein mit dir, ganz ohne Leben!«

Er betet. Es übermannt ihn, er greift aus, fühlt ſich von dem ſtarken Pier – er verdankt auch dieſen unerſchöpflichen Holländer der Mutter ſeines Täubchens – fühlt ſich erfaßt. Seine Zähne ſchlottern. Pier hüllt ihn in ſeinen körperwarmen Pelz. Das Schiff der Kirche iſt hell, alle Kerzen brennen. Der gefrorene Moder glitzert an Fenſtern und Pfeilern. Pier bettet ihn auf die Bank, die neben dem Grabſteine ſteht, und deckt ihn dicht und weich. Er ſinkt unter, tief, tief zu ihr, zum Täubchen ... dann hört er das Klirren der Sporen, der ſtarke Pier geht auf und nieder. Draußen jauchzen Schlittenſchellen auf.

Er liegt im Schlittenkorbe, dick und warm umwickelt. Vor ihm galoppieren die ſchnellſten Pferde des Kloſters. Zurück durch den neuen Morgen, durch den dürftigen Wintertag. Er öffnet zuweilen die Lippen. Der ſtarke Pier ſchiebt ihm fettes Fleiſch zwiſchen die Zähne. Beim Hofe Brönshoj warten Pferde. Noch iſt heller Tag. Er will nicht im Kloſterſchlitten durch den hellen Tag ſeiner Stadt, denn ſie wimmelt von Kriegsvolk, das ihn kennt.

Der Amaker-Markt, das Steinhaus der Mutter Sigbritt – er hat es für die Mutter ſeines Täubchens dem Adel zu Trotz und Schimpf herrlicher als alles Bauwerk ringsum zwiſchen die Adelshäuſer geſtellt.

Und dort wird ihm von dem deutſchen Landsknechte vor allem Volke Schmach angetan!

König Chriſtiern wälzte ſich auf die Seite. Er zog

den Kopf unter den Zobel und ließ die Hitze unerträglich werden. Dann befreite er ſein Geſicht. Wie lächerlich! Wie geringfügig! Und doch, er kam nicht los davon.

Vielleicht ſchleppten ſie gerade in dieſem Augenblicke den deutſchen Knecht auf die Stelle und ſchlugen ihm den Kopf vom Rumpf. Dann war alles gebüßt, der Makel mit rotem, dampfendem Blute abgewaſchen. Sigbritts Lakai mußte im Augenblicke kommen ... er fühlte, daß es jetzt geſchah ... im Augenblicke mußte der Bote kommen und die Sühne melden ... nur eine Weile noch ... ſchlafen, ſchlafen!

Er ſchloß die Augen, die ins Dunkel geſtarrt haben.

Der Amaker-Markt. Die balgenden Soldaten. Er ſieht, ſtößt dem Pferde die Sporen ein, ſchnellt über das Pflaſter hin. Das Volk ſchreit ſeinen Namen und rennt. Er pariert, daß der Gaul auf die Sprunggelenke ſinkt. Der blutrünſtige Schotte faßt den Königsmantel. Der Landsknecht, ſchäumend vor Wut, reißt ſich los, ſie wollten ihn halten. Und er durchrennt mit der breiten Schwertzunge dem knienden Schotten, der ſeinen, des Königs, Mantel gefaßt hat, die Kehle. Der Landsknecht wird von ſeinen Geſellen gepackt, gegen die Leute geſchleudert, dort verſchwindet er. Das Pferd kann durch das ſchreiende, wirbelnde, drängende Volk nicht nach, es ſteigt, ſchlägt aus, er wird im Sattel vor und rückwärts geworfen. Die Wut überläuft die Augen und blendet ihn. Dann ſieht er den Platz leer. Das Volk iſt von Haus, Gaſſe und Durchlaß verſchluckt. Sein

Pferd dreht ſich in kurzen Sprüngen unter ihm und dann wird es ruhiger. Weiter von ihm liegt der Schotte, und der Schnee iſt vom hellen Blute rot.

Er hört die Fiſtelſtimme der Mutter Sigbritt keuchen; ſie muß gelaufen ſein.

»... alles wird geſchehen ... einer von des Sinzendorf Regiment ... dort laufen ſchon zwei, Wachtmeiſter und Viertelmeiſter holen ſie zu mir ... morgen lebt er nicht mehr ... Eurer Majeſtät Hoheit wird genug getan ...«

Er wendet ſich nicht zu ihr, ſieht nur den leeren Platz und die toten Häuſer, ſie liegen wie unter einem Schrekken – aber vielleicht iſt es kein Schrecken mehr, nur ſtummer, froſtiger Spott über ſeine Schmach.

»Gut, Sigbritt, auf dieſen Tag noch und an dieſer Stelle!«

Das Pferd trägt ihn davon. Er hat ſie nicht angeſehen. Er weiß, das grämt Sigbritt, aber das beſchleunigt ſie auch.

König Chriſtiern ſetzte ſich in ſeinem Bette auf. Die Kälte überrieſelte den nackten Oberleib und hauchte die Viſionen aus ſeinen Augen. Er betete unter leiſem Froſte nicht um Schlaf, das ſchien Gott und den Menſchen an ihm unmöglich, um einen ſchmeichelnden, beruhigenden Gedanken betete er. Leiſe ſank ihm das Kinn auf die Bruſt und ſein Bart wärmte die Herzgrube. Er zog die Decke hoch und fiel zurück.

Krumpen ſteht vor ihm, Otto Krumpen der General-

obriſt. Das breite Bauerngeſicht undurchdringlich ernſt, die ganze Perſon ſtrotzend vor Gewichtigkeit und Biederſinn, aufreizend in ihrem geſättigten Gehaben. Und doch – die Augen Krumpens ſcheinen unſicher. Vielleicht fürchtet er wegen des Frevels am Amaker-Markt. Das tut gut. Aber Krumpen hört kein Wort des Vorwurfes. Nur nach den Schuten, den breitgebauten Huckern, den Karavellen und den ſtarken Eisbrecherkähnen wird er gefragt. Das beunruhigt den gefaßten Mann. Er antwortet, daß die Fahrzeuge bereitlägen, er antwortet mehr, als er gefragt wird: Die gottorper Knechte und die Reiterei des Schwagers Joachim ſeien noch im Anzuge.

»Der Sund wird Euch zuliebe nicht frieren, Generalobriſt. Hinüber! Auf Dreikönigstag ſollen Euere Hauſen aus den ſchwediſchen Bodern dämmen. Seeland wird unbeläſtigt ſchlucken, was ihm noch an Bier, Rauchfleiſch und Speckſeiten geblieben iſt. – Das gottorper Schärlein, die brandenburgiſche Reiterei wird uns nicht kränken. Volks genug! Der Wenern und Wettern liegt längſt unter dem dickſten Eiſe. Der Weg nach Stockholm iſt frei!«

Es zittert aus der Bruſt des Generaloberſten auf: »Der Weg ſoll mit Gottes, des Allmächtigen, Hilfe frei werden.«

König Chriſtiern wand ſich unter der Decke. Er fühlte dieſen unleidlichen Ton noch immer im Ohre, und deutlich, als ſei es das Erlebnis des Augenblickes, hörte und ſah ſeine brennende Einbildungskraft.

Gottes Hilfe! Das iſt der Rutenſchlag, den die trotzige Unterwürfigkeit gegen ihn, den König, führen darf! – Sein Blick fällt auf den weingefüllten, vergoldeten Becher. Eine obſzöne Treibarbeit, die nichts zu vermuten übrigläßt, ſchmückt den Becher.

»Ich trinke mit Euch, Generalobriſt, auf Euer gutes Wort aus dieſem Becher!«

Er trinkt, reicht die Schale. Krumpen leert ſie feierlich wie ein Sakrament.

»Seht Euch den Becher an, Krumpen!«

Der Generaloberſt ſieht und erzwingt ein Lippenlächeln. Chriſtiern weiß, daß ſich die Kehle dieſes Mannes unter dem Lächeln zuſammenſchnürt.

»Der Becher gefällt Euch, Generalobriſt? Er gehört Euch.«

Es iſt ein fürſtliches Geſchenk. Krumpen muß ſich tief verbeugen.

»Der Obriſt Graf Sinzendorf hat ein unerſchrockenes Volk, und das wird bluten müſſen, Krumpen. Hinter dem Urmoder des Tiweden liegt der härteſte Bauerntrotz angeſammelt. Was Bauern vermögen, wiſſen wir. Ihr ſollt mir den Danebrog auf einem ziemlichen Umwege über Stockholm holen. – Haltet dem Becher, aus dem wir beide getrunken haben, ſeine Menſchlichkeiten zu gute, frömmſter Krumpen. Setzt die Landsknechte dort ein, wo ſie ihren Mut beſſer beweiſen können als auf dem Amaker-Markte.«

Krumpen geht, den Becher in der linken Hand, er iſt entlaſſen, ohne Antwort geben zu dürfen.

König Chriſtierns Herz ſchlug, er keuchte in das Kiſſen. Von dem Schimpf auf dem Amaker-Markte hätte er gänzlich ſchweigen ſollen. Aber er hatte ſeine unbändige Seele vor Krumpen entblößen müſſen, er fühlte den erkaltenden Blick des Generaloberſten noch. Und er wußte, was Krumpen gedacht hatte, als er ging: Der Danebrog, der heilige, er hängt über den gottesfürchtig geneigten Scheiteln der Dithmarſchbauern in der Kirche zu Wöhrden ehrwürdiger, als er zur Stunde unter deinem Winke wehte...

Schlaf, Schlaf und Nacht! Hätte er nur eine kurze ſättigende Weile ſchlafen können, wertvoller wäre er geweſen. – Er mußte warten, warten, als warte er, Chriſtiern der König, auf die Meldung Sigbritts, daß der armſelige Deutſche, der vom Zorn übermannt worden war, hingerichtet ſei – weil er die Königshoheit verletzt hatte!

Er ſtieß die Flügel der Bettüren, daß ſie auseinanderſchlugen, taſtete nach der Silberſchelle und ſchleuderte ſie gegen das Aſtrakpflaſter, daß es gellte. Ein Diener haſtete durch die Tapetentür, aus deren Spalte das gelbrote Licht wie eine Harfe einbrach.

»Licht!«

Und es folgten noch zwei Lakaien ſchlaftrunken. Sie zündeten die Kerzen auf dem Tiſche, dem Kamin und den Wandborden mit unſicher zutappenden Händen an. Chriſtiern konnte ſie beneiden.

Sie halfen ihm in die Kleider. Einer ſtreute etliche Hände gedörrten Salbei und Lavendel auf die Eichenglut, um den Kamin mit Flammen zu beleben. Sie

waren voll von nutzloſem Eifer, um ſich munter und wachſam zu zeigen.

Chriſtiern warf einen Blick auf die Zeiger, dann befahl er Filzſtiefel und Pelz.

Vier trugen Stangenlaternen voraus, dem König folgten zwei Paare Hellebardenträger. Auf halbem Wege kam ihnen der Lakai Sigbritts entgegen. Er meldete, daß der Befehl ausgeführt ſei, und ſchloß ſein ſchlenkerndes Hornlaternchen den Königshellebardieren an.

Auf dem Platze ſchritt Chriſtiern zur Stelle. Der Schotte war fortgeräumt, an ſeiner Statt lag der Rumpf des Landsknechtes, das Haupt zwiſchen den Füßen. Der Wams war an der Bruſt voll Blut, er mußte im Kampfe gefallen ſein. Man hatte den Kopf von der Leiche getrennt; dem Hals entſickerte noch Blutwaſſer. Chriſtiern winkte unbefriedigt, er wies auf den Kopf. Man hatte gewagt, einem Majeſtätsverbrecher den Kopf zwiſchen die Füße zu legen, ein Zeichen, daß er beſtattet werden könne! Die Leute verſtanden ſofort und gruben mit den Wehrſchuhen einen Stein aus, pflanzten eine Hellebarde auf und ſpießten den Kopf.

Unter dem hellerleuchteten Torbogen des Steinhauſes wartete ein kurzer, breiter Schattenriß, Mutter Sigbritt.

Er forderte raſch zu eſſen und zu trinken. Und die Stimme der Herrin jagte das Haus zur Unzeit aus tiefer Ruhe. Atemlos und hochgerötet folgte Sigbritt dem Lakaien, der die erſte dampfende Schüſſel auf-

trug. Sie entſchuldigte ſich, daß der Diener, der die ungewohnte Kunſt verzweifelt genug mit zitternden Händen übte, vorlegen mußte, ſie wies ihre berußten Finger. Chriſtiern ſah, da ſie im Lichte ſtand, daß auch die Stumpfnaſe, die breiten Wangen und die höckerige Stirn geſchwärzt waren. Sie bat um Urlaub ſich reinigen zu dürfen, und er verſuchte müde lächelnd einen Scherz über die ſonderbaren Schminken.

»Ich habe einen kundigen Mann im Keller bei den Oefen.«

»Willſt du heute noch den Stein finden? Es geht auf Mitternacht. Aber wir brauchten Gold, du haſt recht – die papierene Mitgift des erlauchten Schwagers, des künftigen Kaiſers und Herren der Welt . . .«

»Gold! Nein. Den ich bei mir habe, der leugnet die Tinktur zu kennen. Aber ich traue ihm alles mögliche zu. Sein Ruf iſt nicht gering. Er konnte kaum dazu gebracht werden, auch nur unſer Rezeptbuch nachzuprüfen, und läßt ſich bitten. Aber er läßt auch an jedem Griffe, den er tut, den Meiſter ſehen. Ein Rezept lieſt er wie der Organiſt die Tabulatur und kennt den Fehler auf den erſten Blick. Wenig muß er ans Feuer bringen, um ſich zu überzeugen. Dann redet er mit ſich ſelber in einer oberdeutſchen Mundart, die ich nicht verſtehe.«

Chriſtiern begann zuzuhören.

»Ich habe ihm meinen Wundtrank verraten müſſen, er hätte ſich ſonſt zu nichts herbeigelaſſen.«

»Wer iſt der Menſch!«

»Ein Doktor der Arzneien, Deutſcher von Adel . . .

ein anderes Stück von der Backe, du Maulaffe,« fuhr ſie den Lakaien an, und der beeilte ſich von dem Kalbskopfe ein Stück Wangenfleiſch abzulöſen. Dann ergänzte ſie: »Er hat ſich im geldriſchen Handel für einen Regimentsmedikus brauchen laſſen, war in England, Paris, Granaden und ſonſtwo . . .«

»Gotts Droß! Ein Landſtreicher, ein freier Mann!«

»Ein Regimentsarzt. Er ſteht in des Sinzendorf Regiment.«

Sie hielt für einen Atemzug ein, und ihre Aeuglein huſchten lauernd über das Geſicht des Königs, deſſen Stirn ſich leicht umwölkte. Doch er kaute gierig weiter und ſah nur kurz und fragend auf.

»Er geht der Wundarznei nach, ſchon im dritten Feldzuge. Sie heißen ihn den Paracelſus.«

»Meinſt du, daß er einem, dem keine Schlaftrünke mehr nutzen, Schlaf bereiten kann?«

»Er ſoll auch an Höfen geweſen ſein und ſcheint des Vertrauens nicht unwert.«

»Erzählt er das alles ſelber?«

»Er hat einen Diener, der ſchwätzt, ſein Dolmetſch, wo es mit dem Latein nicht geht wie bei mir.«

Mutter Sigbritt lachte offenherzig. Sie wußte ſich mächtig genug, daß es ihr auf Latein nicht ankam. Im Gehen muſterte ſie die zweite Schüſſel, beſchimpfte den Haushofmeiſter, der zugleich mit dem Vorſchneider erſchien, ſeiner Verſchlafenheit wegen und ſtapfte ab.

Chriſtiern aß haſtig große Mengen. Die Platten mußten einander raſch folgen. Zwei Lautenſpieler und

Dudelſackpfeifer fanden ſich ein. Der König wies ſie fort.

Als das Konfekt gebracht wurde, ſtand und hantierte eine ſtattliche Anzahl von Aufwärtern und Zuträgern unter dem Winke des Haushofmeiſters um Tiſch und Kredenz.

Der König ſchluchzte vor Ueberladenheit, ſein Kopf ſank müde an das Wandkiſſen zurück, er ſchloß die Lider, und augenblicks erſtarb jeder Laut im Zimmer. Der Haushofmeiſter hatte ſeine Leute im Zaum, als ſeien ſie Tänzer. Allein Chriſtiern brachte die Leute durch einen matten, verzichtenden Wink wieder in Bewegung.

»Wo bleibt die Frau?«

Sigbritt ließ zweimal um ſich ſenden, ehe ſie in ſteifen, dunkelblauen Seidenfalten, mit Schmuck beladen und hoch gefärbt durch die Mitteltür herbeirauſchte und eine außerordentlich gravitätiſche Verbeugung vor Chriſtiern vollführte, der ſeine Ungeduld hinter einem halben Gähnen verbarg.

Der Tiſch war fortgetragen, und Sigbritt wies auch den Mundſchenk und Kellner von der Kredenz. Sie pflegte dem Könige, wenn er zu ſolch ungewohnter Zeit kam, ſelbſt aufzuwarten.

»Du weißt natürlich ſchon alles.«

»Ich weiß, daß die Brecher auf dem Sund bei Pechpfannen arbeiten und daß man das Ufereis mit Pfoſten belegt.«

»Hätte ich eine Stunde Schlaf, ich gäbe Stockholm darum.«

»Das fiele Euch nicht beſchwerlich, denn wir haben es noch nicht. Und wenn Ihr ausgeſchlafen hättet, ſo würdet Ihr es dreimal zurücknehmen. Der Heilmeiſter wird bald zur Stelle ſein. Er hat ſein Logiment bag Slottet beim Holger Gjöe.«

Chriſtiern fand ſich durch die unbekümmerte Art Sigbritts ermuntert und fragte, welchen Heilmeiſter ſie meine.

»Ihr habt von ihm gehört, als Ihr den letzten Kalbskopf aßet, gnädiger Herr.«

Dann begann ſie von einer neuen Eitelkeit des Biſchofs Trolle, des Führers der Dänenpartei in Schweden, zu erzählen; gegen Sten Svanteſon Sture, den Statthalter Schwedens, das ſtarke Haupt der Widerſacher, hatte ſie etliche Biſſigkeiten; ſie wußte ein Dutzend andere Leute, die dem Könige anhingen, lächerlich zu machen; zwiſchendrein fielen einige Bemerkungen über die Zölle, die unter ihrem kundigen Blicke ſtanden; ſie kam auf ihre Erweiterungspläne des Hafens zurück, denn ſie hatte es vermocht den Sundzoll von Helſingör nach Kopenhagen zu verlegen; ſie zeigte ſich unzufrieden über die Pflaſterarbeiten in der Hauptſtadt, auch die hatte ſie durchgeſetzt; ſie entwarf etliche Vorſchriften für die Entmiſtung der Straßen – die Holländerin ſchlug bei ihr immer wieder durch, die den Schmutz haßte, den man in Kopenhagen großzügig überſah. Sie zeigte keine Müdigkeit, war lebhaft und unaufhaltſam. Chriſtiern ließ ſich die Ohren füllen, dämmerte vor ſich hin, gelullt von dem Maulwerke und beruhigt von dieſer robuſten Wachſamkeit. Er

hörte die meiſten Dinge zu wiederholtem Male, gerade das beruhigte ihn.

Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus war von den Niederlanden her beträchtlich verſehen; nicht unempfänglich für ein ſtattliches Gehaben, wenn es die Gunſt der Zeit zugab, kam er mit einer dunkelroten Schaube angetan, deren Fuchspelzfutter in breitem Aufſchlage über den Nacken fiel und hinter ſeiner Ueppigkeit den kurzen Hals verſchwinden ließ. Auf der geſchlitzten Wamsbruſt trug er eine Goldkette, über dem Samtbarette ſchwankte eine breite Straußenfeder, und ſeine Schuhe waren mit Marder verbrämt. Er trug ein langes Schwert mit vergoldetem Knauf. Ihm folgte der Dolmetſch und ein Diener, der den Arzneikaſten und die Inſtrumententaſche trug. Paracelſus ſchien breiter als lang, kaum daß er die Höhe der kurzſtämmigen Hausfrau erreichte.

Der König ſah den Aufzug trotz aller Ermattung nicht ohne Laune, und nur der Ernſt, der aus Stirne und Augen des Arztes ſprach, und der faſt abweiſende Zug des hartgeſchloſſenen Mundes vermochten es, ein biſſiges Wort abzuſchwächen und den König zu erinnern, daß Sigbritt auch etwas von oberdeutſchem Adel geſagt hatte. Chriſtiern verſtand die römiſchen Autoren mit Genuß zu leſen, er ſprach den Arzt in fließendem Latein an:

»Ihr kommt, Doktor, mit einem Schwerte, als wolltet Ihr mich köpfen.«

»Mein Schwert, königliche Majeſtät, hat zwei

Enden. Was das geſchliffene nicht vermag, möchte das ſtumpfe vollbringen.«

»Ich höre, Ihr liebt Dunkelheit, lieber Heilmeiſter. Vielleicht iſt ſie ein Teil Euerer Kunſt. Man ſagt, daß Ihr in mancherlei Dingen erfahren ſeid. – Schlafen kann ich nicht! Sie erſäufen mich in Arzneien, und ich kann nicht ſchlafen. Helft mir, Ihr ſollt wohl entlohnt werden.«

Hohenheim war nähergetreten. Unter ſeinem ſteten Blicke war das Hohngefackel in des Königs Stimme erſtorben, und er hörte nur mehr den müden Mann, deſſen ſchlaffe, leicht gedunſene Züge ihn über Völlerei, Trunkſucht und die verwüſtenden Leidenſchaften der Seele aufklärten. Er ahnte den vergeblichen Kampf der Aerzte um das Behagen dieſes Körpers mit all ihren untauglichen Mitteln. Langſam ſtreifte er die Handſchuhe ab und warf ſie dem Diener zu. Sigbritt betrachtete ihn nicht ohne naive Bewunderung.

Er bat den König berühren zu dürfen. Chriſtiern wechſelte einige Worte mit Sigbritt und dann meinte er:

»Macht, was Ihr wollt, Doktor, allein ich will ſchlafen.«

Theophraſt ſchob die Lider des Königs mit den Spitzen der Zeige- und Mittelfinger auseinander und betrachtete die Augäpfel, dann öffnete er des Königs Wams und Hemd, drückte die Bruſtwarzen, befühlte Leber und Magen, belauſchte das Herz, ſtrich mit dem Kiele einer langen Feder leicht über den Puls der rechten und der linken Hand des Patienten und beobachtete

das Zittern der Federfahne, dann befahl er dem Diener, die Kleidung des Königs wieder in Ordnung zu bringen. Der andere hatte inzwiſchen das Arzneikäſtchen zurechtgeſtellt. Paracelſus deutete auf ein geräumiges Kupferbecken, in dem zwei Kannen auf Eis lagen, ließ es in einen Kübel entleeren und vor den König ſtellen.

Sigbritt wurde unruhig und gab durch den Dolmetſch zu verſteben, daß der König erſt vor zwei Tagen zur Ader gelaſſen worden ſei.

»Du ſollt der Frau ſagen, Jörg: auch dies ſeie vor den küniglichen Herrn zeviel geweſt. Ich ſeie wohl wiſſend, daß er will ſchlafen und nit gebaderet ſein. Jedannocht ſein Magen iſt ärger geſtopft dann ein ſchweinin Schwartenmagen und kunnt ihme ſchier das Herz abdrucken.«

Der Knecht Jörg fletſchte die langen Zähne und ſagte, wie ihm geheißen war.

»Ein Bauernflegel und führt demnach ſaumörderiſche Redensarten,« meinte Chriſtiern zu Sigbritt. Aber da von ſeinem Herzen geſprochen wurde und er ſich nicht wenig beklemmt fühlte, deckte ſeine Furcht den Aerger zu.

Paracelſus hatte inzwiſchen drei Kölbchen aus dem Arzneikaſten geholt und wollte eine Gabe Pulver auf einen Trunk Weines ſtäuben. Er vernahm den Unmut und ſah erſtaunt, faſt kindlich auf.

»Ihr wünſchtet zu ſchlafen, gnädiger Herr.«

»Das wünſche ich, Doktor. Das will ich endlich!«

Und Paracelſus miſchte ſeine Arznei, ohne anderer Bedenken weiter zu achten. Er gab den Trunk. Die

Wirkung war beinahe augenblicklich und ſo gründlich, daß der Patient aus tiefſter Bruſt nach Atem rang.

»Vorzüglich ... vorzüglich ... und leichter denn je ... allerdings ſind die Schüſſeln dieſes Hauſes fett und locker! Wenn Euer Schlafmittel auch ſo iſt, will ich Gott und meinen Generalobriſten gute Herren ſein laſſen und Schweden ſchlafender Weile erobern.«

»Eure Majeſtät wolle eine kurze Zeit auf und nieder gehen und dann ein Bett aufſuchen.«

Der König folgte ohne Zögern, während man den nächtlichen Aufwand des Hauſes, die eifrigſte Sorgfalt Sigbritts, in dem Kupferbecken forttrug. Die Hausfrau war ängſtlich geworden, nun fand ſie an der belebten Haltung des Königs Genugtuung. Sie beeilte ſich Düwekens verwaiſte Bettſtatt zu bereiten.

Hohenheim wies ſeine beiden Diener in die Geſindeſtube hinab. Jörg verſuchte hinzuziehen, er wollte weiterſehen und er hatte die Zuſammenſetzung des Vomitivs verſäumt, da er das Kleid des Königs ſchloß. Der andere Knecht verriet ihm nichts mehr.

»Zeuch Augen und Ohren ein, Jörgeli! Heb dich eilend, ſunſt möcht ich dir Bein machen!«

Knurrend verzog der lange, knochige Kerl.

Des Königs Schritte wurden ſchleppender. Ungeduldig blickte er auf die Tür, durch die Sigbritt enteilt war. Er blieb ſtehen, lehnte ſich gegen die Kredenztafel.

»Warum kann ich ſeit Monaten nicht ſchlafen!«

»Eure Königliche Majeſtät iſt ſulfuriſcher Natur. Saturn und Venus gewaltigen Euch.«

Chriſtiern ſtutzte. Das ſtimmte nicht mit ſeinem Horoſkop überein. Seine Blicke flackerten vor Argwohn. Hatte er ſich einem Schwindler überantwortet? Dutzende zogen in der Welt herum und zeigten ein Auftreten, das allen Zweifeln zu überheben ſchien. Der Mann mochte ſein treffliches Brechmittel irgendwo erlauſcht haben und im übrigen ein Beutelſchneider oder ein Phantaſt ſein.

»Ihr irrt, Doktor. Die Venus, das ſoll Euch zugegeben ſein, iſt bei meiner Geburt im erſten Hauſe geſtanden, allein der Merkur im zehnten und der Merkur überwiegt die Venus; er iſt der Herr meiner Geburt. Die Venus verheißt mir wohl ein langes Leben und ſie hat den Merkur mit einem Quadrat erblickt, auch das iſt nicht übel. Doch ſie ſteht nach und gewaltigt mein Leben nicht, wie Ihr meint. Und was wollt Ihr vollends mit dem Saturn? Hättet Ihr vom Mars geſprochen, der mein Feind iſt! Er iſt mit der Sonne, meinem Hyleg, denn ich bin am Tage geboren, in übler Konjunktion geſtanden. Wider ihn getröſte ich mich nur der Nähe Jupiters, der dem Hyleg in meiner Geburtsſtunde geholfen hat. Saturnus aber hat keine Macht über mich – vor dem fünfzigſten Jahre. Ich fürchte mein fünfzigſtes Jahr: Da wird der Herr meiner Geburt durch den vierundfünfzigſten Grad dirigiert ſein und mit meinem Feinde in Konjunktion ſtehen, desgleichen die Venus mit Eurem unſeligen Saturn. Ich werde gefangen werden, aber ich werde lange leben.«

Des Königs Stimme zitterte leicht, er ſah den Pa-

racelſus ſtechend an. Allein deſſen Augen ruhten unangefochten auf dem müden, nervöſen Geſichte. Er ſchien die Worte kaum zu beachten, aber geſpannt zu verfolgen, wie geſprochen wurde. Das faſt unerträgliche Gefühl entkleideter Gegenſtändlichkeit bemächtigte ſich Chriſtierns. Er herrſchte den Arzt an:

»Redet, Menſch, wenn Ihr etwas dagegen wißt!«

»Meine Aſtra, gnädigſter Herr, ſind anderer Art und haben nichts gemein mit der ſideriſchen Geſtalt der Stunde, in der Ihr geboren ſeid. Wollet dem Bildhaften meiner Rede gnädig gewähren laſſen. Die Region der Milz und der Renes in Euch habe ich gemeint, da ich vom Saturnus und der Venus geſprochen habe. Ihr ſollt Euch hüten vor hitzender Speiſe und dem Wein. Legt ein Tuch, das aus lauem Roſeneſſig gewunden iſt, nachts um die Leibesmitte, Euere gehärtete Milz zu erweichen. Man hat Euch zu häufig und zu ſtark mit Lattich, Binzenfrucht, mit Bilſenkraut und Magſamen zugeſetzt und wagt es nicht, Euerem Gaumen zu ſteuern. Dies iſt meine Rede, die Ihr mir befohlen habt, und ſie iſt die eines Arztes und nicht eines Aſtrologen. Wenn Ihr vom fünfzigſten Jahre an die Ueppigkeit des Tiſches und Bettes miſſen werdet, ſo ſoll der Planet, der zur Stunde Euerer Geburt im erſten Hauſe geſtanden iſt, recht behalten, und Ihr könnt lange leben.«

Sigbritt war eingetreten. König Chriſtiern ſah düſter zu Boden. Dieſer merkwürdige Menſch, der in ſeinem Pelze ſtak wie ein buckliges Rind, hatte ihn zu vielen Worten veranlaßt, darum die Kühnheit

ſeines Rates. Er wußte, welches Bett von Sigbritt bereitet war: Düwekens Mutter pflegte Erinnerungen. Das letzte Wort des Arztes quälte, ein ungewollter, peinigender Spott. Aber er war begierig zu ſehen, was das Kerlchen vermochte, und wehe dem, wenn ſeine Kunſt verſagte!

Der König wurde vor dem breiten Himmelbette entkleidet. Theophraſt ſtand, auf das Schwert geſtützt, bei dem Glutkorbe. Er wußte, daß er mißfallen habe. Allein er war ſeines Blickes nie ſo gewiß als Kranken gegenüber, die wider ihn ankämpften. Er ſtand auf ſeiten der befallenen, ringenden Natur, und die Seele des Kranken war von dem Hochmute des Leidens erfüllt. Sie glaubte ſein beſtes Wiſſen von ihm fordern zu können wie einen Tribut, indes der mißbrauchte Körper ſtumm und getreu kämpfte. Es gab Kranke, die ihren Körper haſſen konnten, von dieſen wollte Theophraſt auch gehaßt ſein. Sie zu heilen war ihm mehr als Rechtfertigung.

Er trat an das Bett. Sigbritts Augen brannten vor Neugier, der König ſchien ſeiner kaum zu achten.

Er ſchraubte den vergoldeten Knauf des Schwertes los und entnahm der Kugel zwei kleine, braune Pillen, ſtieg auf die Bettſtufe und reichte, ohne ein Wort zu ſagen, die Arznei. Und als der König nachgetrunken hatte, wandte ſich Hohenheim gelaſſen ab, ſetzte ſich auf die Bettſtufe nieder und wartete.

Die beiden Lakaien glotzten ihn an wie ein Wundertier. Auch die Herrin ſchien verblüfft, erſchrocken faſt, und doch wagte ſie nicht den Arzt aufzuweiſen. Und

da Hohenheim ſein Schwert quer über die Schenkel legte, die Ellbogen auf die Knie ſtützte, ſeine Hände faltete und verſonnen zu Boden blickte, ohne Sigbritt oder ſonſt etwas weiter zu beachten, hatte ſich die kluge Frau bald in die Unbefangenheit des Arztes gefunden.

König Chriſtiern flüſterte etliche Worte. Sie ſtieg hinauf, ſaß auf dem Bettrande nieder, unterfing das Kiſſen des Königs und erzählte mit leiſer Stimme, wie eine Mutter dem Kinde erzählt, von Düweke, dem Täubchen, bis er entſchlief.

Paracelſus ſtand auf, denn die Zeit war um, in der das Mittel wirkſam werden mußte. Er hob ſein Schwert an die Bruſt, um nirgends anzuſtoßen, und zog den einen Teil des Brokatvorhanges zu, der Hausherrin zu bedeuten, daß der Schläfer nun allein ſein ſollte. Sigbritt löſte vorſichtig ihren Arm und ſchloß den andern Teil der Gardine.

Vor der Tür flüſterte ſie dem Arzte eifrig etliche Worte ins Ohr, die er nicht verſtand. Er nickte begütigend, denn es konnten kaum böſe Worte geweſen ſein.

Hinter dem Schloſſe im Wohn- und Schlafzimmer des Holger Gjöe war auch für ihn eine Lade mit Stroh und etlichen Fellen darüber bereitet. Sie wurde aus der Bank gegenüber dem breiten Familienbette gezogen, in dem, dicht gedrängt, acht dampfende, fauchende Körper ſchliefen. Hausvater und Hausmutter inmitten der eingeſunkenen Wärmemulde, auf ſeiten des Vaters vier Söhne vom jüngſten bis zum älteſten, auf ſeiten der Mutter zwei blühende Töchter. Ueber allen eine

gewaltige Pelzdecke, deren blutdurſtiges Eigenleben heftige Kämpfe veranlaßte: wo ſich auch nur ein Schlafendes regte, war das geheiligte Recht der beiden Nachbarleiber verletzt, und die verletzte Bettzucht forderte Wahrung. Nicht ſelten mußte die Autorität der Mitte in dumpfen, warnenden Lauten zum Frieden mahnen. Dann entſank unter verträumtem Murren und ſanftem Geſeufze das vierſchrötige Ungetüm wieder in wohlige Hitze und ſäuſelndes Behagen. Es hatte nicht viel gefehlt, ſo wäre auch Paracelſus noch in die Arche geladen worden, allein er vermochte vorzuſchützen, daß er die Bettzeit nicht einhalten könne. Meiſt ſaß er noch bei der plumpen, warmen Lehmgrotte, die von der Küche aus gehitzt war, an dem Tranlämpchen, las und ſchrieb, wenn Holger Gjöe die Seinen zu Bett rief. Und ſie entkleideten ſich dicht bei ihm, der an der Wärmeſtätte ſaß, reckten und ſchabten die nackten Körper unter den letzten, beruhigten Geſprächen und warteten, bis die Reihe des Bettſprunges an jedes kam. Sie hatten ſich deſſen nicht zu ſchämen, was Gott an ihnen geſchaffen hatte. Alle waren große, blühende Geſtalten, hellhäutig und blond, und ſie ſahen in ihrer hüllenloſen Kraft gutmütig auf den kleinen gelehrten Regimentsarzt hinab. Spreißelte ſeine Feder oder klexte ſie, ſo daß er die gallenbittere Tinte wegleckte und aus verzogenem Munde weithin ſpie, konnten ſie alle in ſchadenfrohes Gelächter ausbrechen, und es kam vor, daß ihm das jüngere zappelnde Jüngferchen noch ſchnell den Bierkrug reichte, um ſeine Zunge zu begütigen.

Aber er ſehnte ſich doch aus der gaſtlichen Brutwärme nach der geräumigen Stube der Bauerngehöfte, die nach kräftigem Rauche roch, oder unter das luſtige Dach des Fähnrichszeltes, darin der Arzt ſchlief, um allezeit leicht gefunden zu werden.

*

Zwei Wochen nach dem Dreikönigsfeſte liegen ſie in Weſtgotland einen halben Tag von Bogeſund und dem Eisſpiegel des umwaldeten Aaſundes. Sie wiſſen den Feind dort. Der Vorzug und der Rennfahn, vierhundert Spießer zu Pferd und an dreihundert Schützenpferde, ſtehen bei Tagesgrauen auf dem Lärmplatze vor dem Lager. Es iſt unter den Fähnlein umgeſchlagen, daß die Arkebuſiere Kraut, Lot, Zündſtrick holen ſollen. Und der verlorne Hauf ſammelt ſich hinter dem Rennfahnen, viertauſend Knechte, Doppel- und Quadrupelſöldner, aus allen Regimentern erleſen. Die Gewalthaufen ſchwirren im Lager, von Arkelerei und Troß kommt der Hauptlärm. Der Fußknecht ſteht ſchneller bereit mit Spieß, Hellebarde, Kolben, mit Bogen, Armbruſt, Arkebus und wartet auf die Spielleute und ihren Ruf. Er iſt ſchweigſam, ſieht verſchlafen drein, kaut noch an Brot und Fleiſch. Am Abend waren die Kriegsräte zuſammengeſeſſen. Da ſie ſpät in der Nacht auseinandergingen, weiß der gemeine Mann, daß ihn der morgende Tag zu roter Arbeit geweckt hat. Eher wird kein Lager geſchlagen ſein. Er überzählt die Monatstage: ſieben ſeit dem letzten Sold. Der Schwed wird geworfen, dann hebt ein neuer Monat an für den,

der's überſteht. Er ſpürt den Eid wie einer, dem vorn an der Bruſt der Wams gepackt wird: wahr, feſt und ſtät zu halten und dem getreulich und ungefährlich nachzukommen, alſo ſchwör und gelob ich, als mir Gott helf, Chriſt und die Heiligen. – Ein frommer Spruch kommt ihm vor, der erleichtert wie eine Beichte: du ſollſt dich nit verlaſſen auf deinen Mann, Haut, Harniſch oder Wehr und Stärk noch auf großen Knechteshaufen und Heereskraft, ſundern ſollt wiſſen, daß Siegen von Gott kumbt. – Aber er fingert doch an den Buſen und fühlt nach dem runden Silberkäpslein, darin eingeſchmolzen der Papierſtreif mit der paſſauer Kunſt liegt. Wenn Gott nicht helfen wollte oder den frommen Landsknecht im Gedränge überſähe, ſo hilft der Teufel, und hinterdrein gibt's immer noch Ablaßzettel zu kaufen und heilige Stätten haufenweis in allen Ländern nah und weit.

Da klingt ſein Spiel an, denn Vorzug und Rennfahn ſind ſchon aus den Augen und der verloren Hauf marſchiert.

Die Gewalthaufen ſammeln ſich regimenterweis auf dem Lärmplatze. Im erſten das erſte Regiment führt der Obriſt Graf Sinzendorf, in blanker Rüſtung auf einem Schimmelhengſte. Vor und hinter ihm gehen acht Trabanten. Das Regiment hat ein Dutzend Fähnlein Landsknechte, und jedes iſt bei vierhundert Mann ſtark. Hinter dem erſten Gewalthaufen und neben deſſen Geſchütz fahren drei Wagen mit den Feldſcheren und der Apotheke. Dort beim erſten Wagen, worin die Feldſchere der Landsknechte ſitzen, reitet

der Doktor Paracelſus und ſeine beiden Knechte gehen neben ihm.

Er war die Tage in Kopenhagen nicht müßig gelegen, hatte ſeine Zwölf täglich um ſich verſammelt und erſt von ihnen viel Trotz und Beſſerwiſſen angehört. Alle hatten es wichtig mit ſiedendem Oele, glühendem Eiſen, Wergpfropfen, Ausſchwären der Wunden, Aderlaß, unangeſehen des verlorenen Blutes, und mit Heften und Nähen: franzöſiſche Schule. Er hatte die eifrigen Bader auskramen laſſen, war ihnen dann in ſchlichter Mundart, ohne viel Gelehrſamkeit und Wortparade mit Erfahrung und Beiſpiel gekommen und hatte ſie allmählich auch in ſeine Theorik zu führen vermocht. Da er über die Wundarznei hinaus mit anderem Wiſſen, für das ſie hochgeſpitzte Ohren hatten, nicht geizig geweſen war, hatten ſich Feldſchere der anderen kantonierten Regimenter eingefunden. Das Zimmer des Holger Gjöe war zu eng geworden, und ſie waren in die neue Nikolaikirche, die noch nicht ſo ſtank, zum Schulhalten umgezogen. Bald war kein blutiger Handel offenkundig, ohne daß man den Paracelſus geholt hätte, um an ſeiner Kunſt zu lernen.

Er reitet dick vermummt, am Bart hängt Eis. Um ihn klappern und ächzen die Wagen, klirrt und ſtößt das Geſchütz, ſchreiten die Fuhrknechte. Er ſieht immer dieſelben kreiſenden Speichen, Pferdehufe und pelzumwickelten Beine. Und er denkt an das Elend der Chirurgie: verachtet, zu den Barbieren verbannt, auf den meiſten hohen Schulen verpönt. Im Wagen führen ſie ſeinen Koffer, dort ruhen die erſten Aufzeich-

nungen. Er ſucht noch die Form. Deutſch muß ſie ſein. Sie haben die Wundarznei aus Hochmut dem Handwerk gelaſſen, als ſchämten ſie ſich ihrer. Der Handwerker ſoll von ihm lernen. Sie ſind empfänglich und wißbegierig, Feldſchere und Bader, aber ſie wiſſen nicht zu ſehen, ihnen will er die Augen auftun. Und auch den andern will er den gelehrten Star ſtechen, die unter ihrem Barettlein tanzen, wunde Menſchen verkommen laſſen. Er murrt vor ſich hin:

»Es iſt kein Sau nit, ſie iſt in dieſen Weingarten gelaufen und hat in dieſer Arzenei gewühlt ... o ihr von Paris, Mompelir, Salerno, Ferrar, ſeid ihr Profeſſores der Wahrheit oder der Lug! Wahrlich es gehört mehr zum Tanz als ein Paar roter Schuh! Ihr ſitzet hinterm Ofen und bratet Biren, indem klappern mir die Zähn vor Froſt, und ihr habet die Ehr. Ueer Ehr! Wie ein Glockenton gehet ſie hin, gleich wie ein Sackpfeif: dieweil ſie brummt, ſo iſt man fröhlich, wann es us iſt, ſo iſt Jammer und Not. Da ihr an die Wunden faſſet, fallt ein: Tumor und Dolor, Eryſipel, Sankt Antonsbrand, Schweinſucht und Taubſucht ... Ich will ſie lernen, die willig ſeind, und üch. Müget ihr widerbellen! Und üch, Rotbehaubete, Guldenberingte, mit denen drei ufgeflickten Zünglen uf dem Talar: Latein, Griech und Ebraiſch, o ihr Klapperer! Dann bin ich nit, der laß, dorumb ich weiß ...«

Irgend etwas macht ihn ſtill. Er lauſcht ſeinem frommen Zorne nach und belächelt ihn. Vielleicht hat ſein Blick das gallige Grinſen auf dem Geſichte des Knechtes Jörg geſtreift und augenblicks wieder ver-

geſſen. Es iſt heller Morgen, er hat geſchlafen, ſeine Kräfte ſuchen einen Ausweg, er muß reiten und kann nichts Beſſeres tun.

Er wird ſich ſeines Weges bewußt. Sie ſchreiten kräftig aus, und landauf zieht der gewaltige Wurm, der ſeine Borſten ſträubt. Klar iſt die Luft und unbewegt, der feine Dunſt von Menſch und Tier wird ſichtbar. Bald ſoll Arbeit werden und er wird nicht mit Worten gegen ſeine unſichtigen Feinde ringen müſſen, ſondern den Feind, den Tod, leibhaftig unter den Händen haben und mit den wundſtechen Körpern gegen ihn ſtreiten. Er will auf Schußweite der Doppelhaken hinter den erſten Gewalthaufen heran. Das Landsknechtsregiment wird rechter Hand ſtehen. Acht Feldſcherе bleiben bei ihm und ſeine beiden Knechte, die andern müſſen mit Troßleuten und Jungen ins Gedräng, die wunden Knechte holen. Italienern, Gascognern und Spaniern hat er beigeſtanden. Zum erſtenmal ſoll ihn das deutſche Blut aus Wunden anrufen.

Um Mittagszeit wird das wellige Land, durch das ſie aufgeſtiegen ſind, ebener und der Heereszug verdichtet ſich, da die weiße Fläche des Aaſundes vor Augen liegt, Vorzug und Rennfahn verlangſamt den Schritt. Leichte Schützenpferde ſind in breiter, weit aufgelöſter Kette ausgeſchwärmt, ſie ſuchen die ſeitlichen Waldhänge ab, eine kaum nötige Sicherung: alles kommt auf den Gewaltſtoß an und der muß den formierten Haufen treffen, nichts hätte der Feind erreicht, wenn er ihren dünnen Heerwurm durchſtieße. Aber ſie ſuchen am Hange auch den ſchärferen Ausblick.

Die Knechte eſſen aus den Taſchen, keiner, der nicht den Feind wünſchte. Der Marſch verdrießt ſie. Achtzehn Schuh Eſchenholz drücken. Ueber Hellebardiere, Schützen und Kondartſchiere, mit den Schildern und Kurzſchwertern, erleichtern ſie ſich von der Unmutsbeſchwer. Keiner nimmt den Schimpf krumm.

Etliche laſſen ſich Tannreiſig reichen und beſtecken das Barett. Sie wurden bei der Wahl in den verlornen Haufen übergangen und wollen ſich auf eigene Fauſt vortun, der einfache Sold genügt ihnen nicht. Sie müſſen Gutachten hören, die ſelten freundlich ſind, aber den Willen ſtärken.

Es heißt, der Generaloberſt ſei auf die nächſte Hügelwelle geritten, denn der Aaſund werde dunkel vom Feind. Die Hälſe recken ſich, die Rücken ſtrecken ſich, die Stirnen werden finſter, die Augen ſcharf. Der Rennfahnen muß erſt auf die Seiten und der verloren Hauf muß aufgenommen ſein, jeder Teil des verloren Hauf von ſeinem hellen Haufen, und deren ſollen drei aufziehn. Auch hat das Feldgeſchütz noch keinen Befehl.

Der läßt nicht lange auf ſich warten. Geſchrei und Gepolter, Geraſſel und Geſtampfe, ſchneeſtäubend brechen ſie auf beiden Seiten vor, in ſchwerem Trab die erſten, die ferneren in gumpendem Galopp der dicken Zughengſte: Falken, Feldſchlangen, Falkonetten und Haken. Sie müſſen vor die Front und an die Flügel. Die Reiterei fächert rechts und links aus. Da werfen die Fähnriche ihre Fähnlein auf und laſſen ſie fliegen. Breit und weich webt die bunte, dünne Seide. Und das Spiel ſetzt ein. Es iſt das Zeichen für Bogner,

Armbruſter und Feuerſchützen. Die laufen, aufgelöſt in loſe Schwärme, dem Feldgeſchütz nach, vor die Front und an die Flanken.

Sie ſehen die drei dicken Lanzenbürſten hintereinander vor und auf dem Eiſe des Aaſundes, zu ihren Seiten die ſchwediſche Ritterſchaft, ſtarr, bewegungslos. Nur an dem feindlichen Geſchütze wird hantiert, aber noch ſind ſie nicht in Schußweite.

Zum Schauen bleibt nicht Zeit. Da die Arkelerei voraus iſt, und die Schützen ihr nach ſind, ſchwenkt der Obriſt Sinzendorf rechter Hand ab, hält und läßt ſich aus dem Sattel heben. Um ihn ſtehen ſechs Trommler und ſchlagen das Spiel des hellen Haufens. Zwei Regimenter des ziehenden Gewalthaufens werden in dem erſten hellen zuſammengeſtoßen. Der iſt der ſtärkſte, neunzig Mann im Geviert. Die Spießer außen, Hellebardiere, Kolbenhäuer, Schwertfechter und Rondartſchiere innen. Doppel- und Quadrupelſöldner ſtehen mit den Hauptleuten in den erſten drei Gliedern, hinter ihnen folgt ein Glied mit Schwert und Morgenſtern, den Hartbedrängten beizuſtehen. Die wiſſen, daß ihr Glück doppelt und vierfach ſein muß wie ihr Sold, wenn ſie davonkommen ſollen.

Auch gibt es etliche, die noch mehr einſetzen als ſie. Die ſind bekränzten Hauptes vorausgelaufen und ſtehen vor den Schützen, ihre Bidenhander an Bruſt und Schulter hoch aufgelehnt: die verlornen Knecht. Sie wollen mit ihren breitgeflammten Schwertern Gaſſen in den Spießwall hauen. Und unter ihnen harren einige mit kurzem Schwert und Schild auf den Augenblick,

wo das Geſchütz anhebt. Sie werden vorlaufen und den kecksten Mut aus dem Feindeshaufen fordern, ehe die verlornen Knecht zum Schwingen kommen. Ein Kampfſpiel auf Leben und Tod zwiſchen den beiden anrückenden Speerwänden. Man läßt ſie des alten, heiligen Brauches wegen, da einer für alle mit hohem Willen ſtehen ſoll, ihr blutiges Ehrenreislein holen, ſtärkt den eigenen Mut an ihrem Sieg und Tod und verſchnauft noch eine Weile, ehe das heiße Tagwerk beginnt, und man gönnt ihnen den Beutel mit Gold, denn ſie werden ſeiner kaum genießen.

Der erſte helle Hauf ſteht in Reih und Glied. Im vorderen Drittel wehen ſechs, in der Mitte zehn, im letzten Drittel wieder ſechs Fahnen. Das iſt ein trotziges Gebilde farbenheller Gewalt, auch dem geringen Manne erhebt es das Herz. Der Feind zählt die Fahnen und ſieht, daß er geringer iſt. Die beiden Obriſten ſinken in die Knie, der helle Hauf tut ihnen nach. Sie falten die Hände über dem ſteil zum Himmel ſtarrenden Schafte und beten kurz, dann ſteckt ein jeder an Sakramentes Statt ein wenig Schnee in den Mund und ſie ſchütteln den Froſtgries von den Füßen anſtatt der Abſolution.

Das Geſchütz iſt geladen und ſchießt. Die Ratzbalger ſchreien den Feind an, und der helle Hauf marſchiert. Jeden dritten Schritt ſetzen die Spielleut ab, das ſagt das Blut. Die Ratzbalger fechten und färben den Schnee. Der erſte Gruß ſchwirrt ein: Eiſen, Blei, Bolz und Pfeil. Da müſſen die Spielleut ſchneller werden. Das Feldgeſchütz bei Freund und Feind fährt von der

Front ab. Auch der Schwede geht an. Und Her! Her! brüllen die Landsknechte, ſie fällen in zotteldem Laufe das lange Holz. Die Bidenhander kreiſen vor ihnen und hauen ein. Die erſten Glieder ſtocken und ſchieben, ſchwer andringend, den in der Hüfte aufgeſtemmten Spieß in einen Wall von Fleiſch und Bein, ſchnaubend und rot von der eſchenen Wucht. Krachen, Stöhnen, Splittern, Stürzen, und im Sturz werden ſie von den Nachdrängenden vorgetrieben, über ſie hinaus ſtrecken ſich die Spieße der andern. Durch den ächzenden Blutkelter ſchlüpfen, jede Lücke nutzend, die Rondartſchiere bis in die feindlichen Glieder: Maulwurfsarbeit; ſie ſchneiden dem Mann, der ſeine Lanze mühſam regiert, blutige Hoſenbänder, daß er ſinkt.

Der Landsknecht ſieht den Tod für gering an. Die erſten Glieder ſind niedergebrochen. Um die Obriſten und etliche Hauptleute beißen Hellebarden, Schwerter und Kolben tiefer in den Schweden. Spießgarben füllen die Lücken und werden von den Hintermännern in den Feind gepreßt. Von der ſtrengen, übermenſchlichen Gewalt bebt die Luft. Es iſt ihnen, Freund und Feind, als müßte Arm und Herz im Augenblick verſagen, und es dunkelt der Augenſchein. Da fühlen die Leiber der Landsknechte, daß der Widerhall ſich lockert. Vom Rücken der Schweden her ſchallt das Geſchrei der Flucht und ſchreckt aus dem Taumel der übernommenen Kraft auf. Das Herz jauchzt, der Blick wird frei. Sie ſtürzen über die Eisglätte des Aaſundes nach noch unter Trieb und Stoß der Reihen, deren Spieße nicht mehr gefällt wurden.

Die Reiter überholen ſie und vor ihnen wirbelt der geworfene Feind davon. Kein Gewalthaufen mehr, Volk vom Schreck übermannt, das ſeine Waffen hingeworfen hat. Viele werden vom Walde abgeſchnitten und niedergemacht.

Paracelſus hat einen Bader und zwei Troßknechte an den Ausgang der Mulde geſtellt und ihnen Hellebarden gegeben, daß ſie die Träger bedrohen, wo ſie ihrer zaudern ſähen. Sein Platz iſt kaum ſechshundert Schritte hinter dem Getümmel in einer Waſſerrunze. Etliche Feuer, von Troßjungen hochgeſchürt, umflackern den Platz. Sie arbeiten zu zwölft auf ſeinen Wink. Seine Augen ſind überall. Wo er merkt, daß einer im Drange der Arbeit nach den Mitteln ſucht, die er nicht will, iſt er im Sprunge dabei.

»Tu weg dein Spezill, willtu in der Wunden umbwühlen! Sieheſt du nit, er hat ein Stich, ſteckt weder Blei noch Eiſen in ihm!«

Der Feldſcher läßt ſeine Sonde fallen.

»Hol die Spritze, dort, ſie iſt noch halbet voll!«

Er ſpült die Wunde mit lauwarmem Oel aus.

»Stichpflaſter!«

Der Bader reicht es ihm.

»Verbind ihn! Alsdann traget ihn dort neben das ander Füer. Laß ihn ruhn. Rühr ihn fürder nit an!«

Einem Landsknecht ſpritzt der Schenkel. Da er gebracht wird, hat er kaum noch Kraft, den Daumen darauf zu halten.

»Schneid ihm die Ploder uf. Hänfen Strick. Liga-

tura! Balſam. Gebet ihm Lolium und legt ihn uf die Bank. So er taumelt, rufet mich, ich will ihm die Ader unterſtechen, ſie muß gebunden ſin.«

Und er beugt ſich über einen dritten, an dem mit der Löffelzange hantiert wird.

»Laß ihn gahn! Sieheſt du nit . . .«

Der wunde Knecht verröchelt.

Sie rufen ihn zu einem, dem ein Pfeilſtumpf aus der Wunde ſtarrt. Der Mann brüllt, wenn einer ihm zu nahe kommt.

»Tropft ihm Bilſenſaft und warmen Eſſig darum, bis ihm der Schmerz entſchläft. Daß der Eſſig warm ſeie! Dann ſo wöllend wir ſehn.«

Da bemerkte er einen, dem der Schädel klafft.

»Weg dine ſäuiſchen Händ,« ſchreit er dem Feldſcher zu, der ſchon Nadel und Faden bereit hat. »Hab ich nit zu dickerm Mal verwarnet und üch hoch beſchworn vor üret Flickerei! Da ihr uf ein offen Wunden ſchaut, iſt alls in den Wind geredt, und machet alle Wunden, daß ſie ſchweinen.«

Er unterſucht, indem er vorſichtig die Haut auseinanderzieht, ohne die Wunde zu berühren.

»Du ſicheſt das Hirn nit, iſt gleichwohl der Schädel geſplitteret, der ſoll leben. Nimb ein leinen Tuch oder ſiden und zeuchs durch warm Wundöl, legs über, daß es gar nahend an den Wundboden reiche, und dann verbinds. Morgen ſoll ihm ein Pflaſter us Gummi geſotten ſein. Schau nit lang, tu ihm, als ich dir gewieſen, und binds in alle Weg wie ein anders.«

Gegen Abend iſt auch ſein Werk getan. Die wunden Knechte liegen im Heu der Troßwagen. Die Feldſcherer ruhen bei den Feuern und ſprechen von dem Paracelſus. Recht erkannt haben ſie ihn erſt an dieſem Tage, und ſeit den Kinder- und Fuchtelzeiten in Haus und Schule iſt ihnen nicht ſo klein um Herz und Gewiſſen geweſen. Aber eines iſt ihnen klar, und es ſind graubärtige, kriegserfahrene darunter, niemals haben ſie erlebt, daß ſo vielen geholfen worden iſt.

Hohenheim ſteht inmitten der Wagen, aus denen es laut und leiſe ſtöhnt, vor einem Keſſel. Der Apotheker und der Knecht ſchäumen den Wein, in dem Angelika, Eichel und Cyklame ſieden.

»Tu Mumia darzu, acht Lot.«

Nach einer Weile prüft er den Sud.

»Haſt du Wintergrün im Kaſten?«

Der Apotheker verneint.

»Buchsblätter! Wallwurz! Heidniſch Kraut!«

»Heidniſch Kräutlein wohl.«

»Gib zehen Händ voll. Jörg, gang eilend, dort ſtehend Haſel. Grab etlich Wurzen etwan daumensdick und zween Finger lang, wäſch ſie. Deren ſolltu vier darzutun.«

Es iſt Nacht. Er geht mit einer Laterne von Wagen zu Wagen. Schwankend vor Müdigkeit folgt ihm der Apotheker mit zwei großen Kannen. Er gibt jedem ſelber den Wundtrank. Der Puls der meiſten geht ſtät und manche fühlen die Schmerzen ſchon geringer. Er nimmt ſeinen Lohn aus den gläubigen

Augen und von ſtummen Lippen, die ſich befriedigt ſchließen, wenn er ihnen den Becher entzieht.

Für dieſe Nacht ſchläft er beim Hurenweibel, deſſen Zelt nahe ſeinen Wagen ſteht. Und er hört, daß Sten Svanteſon Sture, auf den Tod verwundet, vom Eiſe des Aaſundes fortgetragen worden iſt. Das kann den Zug entſcheiden.

*

Wohin die Dänen kamen, an allen Kirchen hing die päpſtliche Bannbulle gegen den verſiegenden Statthalter und ſeinen Anhang aus. Gott hatte Sten Svanteſon geſchlagen an Heer, Leib und Seele. So predigten ſie im Lande, wenn die Dänen kamen. War der Feind abgezogen, hielten ſie heimlich Rat, wie dem Statthalter und der Sache Schwedens zu helfen ſei.

Der Tiweden war erſtürmt. Sie rückten, kaum aufgehalten, gegen Stockholm. Und der Statthalter lag peinerfüllt im Schlitten, leitete Sammlung und Rückzug. Seine Augen brannten in den ausgezehrten Todeshöhlen. Er lebte noch, weil die Sorge dem Herzen nicht Ruhe ließ. Chriſtina Güldenſtierna, ſeine Ehefrau, vermochte ihn nicht in die Stadt zu rufen. Sie ſolle Stockholm halten, er wolle nach Upland ausweichen, die Ritterſchaft und ſeine Dalekarlier, immer noch ein beträchtlicher Haufe, ſeien bei ihm. Er fuhr kalt und ſtarr in Upſala ein.

Die Witwe Chriſtina hatte Bollwerk und Staket vor den beiden Stadtbrücken auf Norr- und Söder-malm aufrichten laſſen. Sie ſtachelte den Widerſtand

mit dem Geiſte des letzten Sture, dem Schweden untertan geweſen war. Lübeck und Danzig gönnten ihr Verträge. Die Hanſa haßte den König. Sie ſchickten auf Eilſeglern Vorräte. Aber am Tage der vierzig ritterlichen Marterer von Sebaſte hatten Adel und Biſchöfe aufgegeben; ſie kamen mit dem Generaloberſten Krumpen überein. Bauer und Stadt blieben treu. Doch das Haupt, Sten, war gefallen. Die Bauernrotten bluteten nutzlos vor dem befeſtigten Lager nördlich und ſüdlich der Stadt.

In einer Oſtfalte des Brunkeberges lag ein Bauernhaus, vor den hundertpfündigen Eiſenkugeln der ſtockholmer Scharfmetzen gut geſchützt. Sein breites Raſendach grünte, und von der Stubenwärme getrieben, winkten ſchon die erſten gelben Blütenknoſpen über ihm, während ſonſt nur an den Rinnſalen der dunklere Frühlingswuchs aus dem Boden quoll. Die Bauernſtube galt als die größte weitum. Ihre Dachſparren waren ſchenkeldick und glänzten von Kienruß. Drei zuſammengenähte, glasklare Häute überſpannten die Dachlucke – Fruchthäute, die Kälber im Muttertiere umhüllt hatten, und es mochten drei ſtarke Erſtlingskühe vor dem Kalben geopfert worden ſein, um die ſtattliche Dachlucke taghell zu ſchließen. In der Ecke beim Eingange ſtand die große verrauchte Lehmgrotte, ſie füllte am Morgen und am Abend den Giebel mit ihrem dicken Qualm. Dann wurde die Lucke eine Weile aufgezogen und die Tür war geöffnet. Rings an den Wänden und eine Reihe gegen die Stubenmitte zu,

wo unter der Lucke noch die alte Herdſtatt an einem Bodenhöcker erkannt werden konnte, lagen auf dicker Streu die Kranken und Wunden des Paracelſus. Sie hüllten ſich am Morgen und Abend feſt in ihre Decken und ſahen dem quirlenden Gewölke zu, das wie Geiſter des Siechtums aus dem Dache wirbelte, bis endlich der Luftzug unnötig wurde, und die Grotte, von glühenden Scheitern halb erfüllt, ihre wohlige Wärme ſtrahlte.

Unweit des Hauſes, das grünende Dach um eine Klafter überragend, ſtand ein ſtattlicher Boder auf ſtämmigen Pfoſten, die, nach unten verjüngt, armhoch aus dem Boden ſtanden, um Ratten und Mäuſen den Zugang zu wehren. Der Boder war zweiſtöckig gezimmert. Eine Stiege führte von dem Untergeſchoſſe, daraus des Bauern Korn, Oel, Rauchfleiſch und Speck geplündert worden war, in eine Kammer, wo noch die Kiſten mit Kleidern und Familiengut bei hochgeſtapelten Fellen ſtanden. Dort ſchlief Hohenheim. Seit die Sonne wärmte, hatte er Koffer und Arzneizeug hinaufbringen laſſen und ſich eingerichtet, in der verhehlten Erwartung, daß ein geringes Behagen die Unruhe beſänftigen werde, die ihn zu quälen begann.

Ein Prälat des Erzbistums, den er in Upſala auf dem Durchzuge geheilt hatte, lieh ihm Handſchriften; aus allen Teilen des Lagers, auch von Södermalm her auf Kähnen über den Mälar, brachten ſie Kranke; er hatte einen Paß, das Lager zu verlaſſen und beliebig im Lande zu ſtreifen; er lebte ſtattlich bei hohem Sold – aber in der Nacht träumte er von anderen Ländern

und Städten, deren Menſchheit und Siechtum er noch nicht kannte. Wenn durch die Lucke der laue Wind einblies, und die hellen Wolkenſchwärme unter dem blaſſen Blau nach Norden zogen, trocknete ihm die Tinte am Kiel und die zur Schrift gebäumte Hand ſank läſſig auf das Blatt, während ſeine Augen in dem bewegten Himmel ruhten.

Doch er vermochte das Herz nicht an ein Träumen zu verlieren, weil ſein Geiſt von ringender Geſtaltung zu ſehr erfüllt war. Senkte er dann den Blick auf die gekräuſelten Schriftzüge, faßte ihn der Unmut. Die leichte, lockere Himmelstrift, ungehemmt auf lautloſer Bahn ... und du, hartgebundene deutſche Zunge! Blick und Verlangen in den Urgrund der Menſchenqual und -ſiechtage getaucht ... und der Arm ſo kurz und die Finger ungelenk! Eine Laſt: Sehen und Sagenmüſſen und um das Wort ringen! Um das angeborene Wort. Was in ihm wuchs, das konnte nicht auf der lateiniſchen Glätte zu Papier fahren, das hätte den Taffet des Cicero zerſprengt. Mutter, warum war deine Zunge ſo ſchwer, Vater, warum war dein Auge ſo weit, da ihr den Sohn in den Bergen zeugtet!

Er warf die Feder hin, hing das Tintenhorn an das Pult und verſchloß das Blatt, auf dem mehr geſtrichen war als leſerlich ſtand. Dann polterte er mit ſeinem Schwerte über die ſteilen Stufen nieder und rannte auf den Krämerplatz in das breite Zelt des italieniſchen Marketenders, das um dieſe Zeit faſt leer ſtand.

Sie brachten ihm den ſüßen Wein, den er liebte, die Mädchen mit dem gelben Zeichen an der linken Bruſt

ſetzten ſich dicht zu ihm und ſogen aus ſeinem Becher. Sie wußten, daß er lange mürriſch ſaß, die Hände auf dem Schwertknauf und wortlos, aber eine Weile neckten ſie ihn gerne, ſchmiegten ſich an ihn, umſchmeichelten ſeinen Hals, zogen die gefurchte Mannesſtirn auf ihren nackten Buſen nieder, wurden ſchnell ausgelaſſener, da ſie eilig nippten, er aber unbekümmert zahlte, bis auch er allmählich am Weine erwarmte. Dann konnte er ein italieniſches Lied zwiſchen den Zähnen brummen, und ſeine Augen ſahen leuchtend geradeaus, als ſähe er über das ſüdliche Meer. Ein kleines, dunkelhäutiges Mädchen, dem immer fror, kroch ihm unter die breite Schaube, ſang leiſe zu ſeinem Gebrumm. Die andern fielen mit hohen, vorlauten Stimmen in den trieſenden Gaſſenhauer ein und kannten keine Grenzen, dem verrückten Deutſchen, der nichts von ihnen wollte, ihre Gefühlsträchtigkeit zu zeigen. Und ſie merkten nie, wenn er ſatt war, verſtummten erſt, wenn ſeine Stirn wieder in Falten lag und ſeine Augen verächtlich blinzelten.

»Du haſt einen böſen Mund,« flüſterte die Kleine und wickelte ſich aus der Schaube, »du kannſt nicht küſſen.«

Und die andern, geſättigt, auch beſorgt, ihre Kräfte für fröhlichere Gäſte wach zu halten, die Hand und Herz an ihren jungen Leibern nicht ſparten, verloren ſich in dem weiten Zelte, da und dort mit Gefäßen, mit Nadeln und Schere, mit Waſchſchaff und Lappen trödelnd.

»Warum haſt du ſo einen böſen Mund! Du biſt ein Zauberer, das ſagen ſie.«

»Komm, Giovanna,« flüſterte eine, ſchlang den Arm um den Nacken der Kleinen und führte ſie fort, »laß ihn. Sein Knecht hat mir verraten, daß ihn eine wüstende Sau um ſeine Mannheit gebracht hat, als er noch ein Kind war.«

»Das ſtimmt nicht,« gab eine andere drein, »ich kenne das, denn der Bruder meiner Mutter iſt ein Sopraniſt in der päpſtlichen Kanterei. Der Paracelſus müßte eine hohe Stimme haben, auch iſt er bärtig und nicht fett, er iſt zu klein. Die du meinſt ſind groß, fett, unbärtig und reden wie Weiber.«

Sie ſahen ihm nach.

»Er verträgt nicht viel. Er ſchwankt.«

»Vielleicht ſtellt er ſich nur ſo. Er iſt ein Zauberer, auch ſein Knecht meint das.«

»Und doch ſingt er,« meinte die kleine Giovanna. »Und manchmal ſtreichelt er mein Haar, manchmal ſpielt er mit meinen Brüſten.«

Die beiden andern lachten und nickten zwei Knechten zu, Giovanna mußte warten, bis Franzoſen oder einer der Spanier kamen.

Paracelſus bückte ſich, um durch die niedere Tür des Bauernhauſes zu kommen, und er wäre über die hochgekantete Schwelle beinahe gefallen. Er ſchrie nach ſeinem Knechte Jörg. Der ſchnellte vom Stroh auf; die Stimme war drohend. Er folgte eilig über die Treppe. Seine Augen ſuchten die Mienen des Herrn unruhig ab. Hohenheim warf ihm den Schlüſſel zu.

»Sperr uf!«

Jörg öffnete den Koffer, ſeine Hand zitterte, er biß die Zähne zuſammen.

»Nimm ein Blatt!«

Der Knecht griff zu, als lange er in glühende Kohlen, und ſetzte ſich zurecht, ſein Geſicht bekam Farbe und Ruhe wieder. Er war ein verkommener Student, der ſich in Paris herangemacht hatte, als dem Paracelſus nach einer bewegten Disputation über metalliſche Heilmittel von der Fakultät die Praxis unterſagt worden war. Jörg wollte hinter die wirkſamſten Specifica, Arkana, Magiſterien und Elixire kommen und dann ſein Glück ſuchen. Aber der Meiſter war karg und zäh, er verriet ihm weniger als den plumpen Bartſcherern.

»Schreib!«

Paracelſus lief in der engen Kammer auf und nieder, er hielt ſein Schwert quer in beiden Händen, ſeine gerötete Stirn war tief geſenkt.

». . . und du ſollt wiſſen, daß ſich die Natur nit übernöten laßt, noch in ein ander Weſen treiben . . . du mußt ihr nach, nit ſie dir . . . dann die Natur des Fleiſchs, des Geäders, des Beins in ihr hat ein angeboren Balſam, derſelbig heilet . . . Was machet das Fleiſch und Bein, das Schmer und Blut und läſſet wachſen! Der Menſch nit, die Speis nit, aber die Natur hat ein wachſende und mehrende Kraft, Speis und Trank ſtärket die. Regen und Erde machen kein Holz nit, der Baum ſelbs machets . . . Arzenei iſt alleinig ein Stärkung der Natur! – Was wollt ihr die Wunden verpappen mit Eiklar und vergiften us üren meſſinen Büchslen, desglichen Unrats mehr! Und brennet ihr

die Aderen ab . . . jedlicher Baur kanns . . . ätzet mit mercurio sublimato und anderer Aetzung . . . alles henkerisch Kunst! – Warzu du Wundarzt gut seiest und nützlich, ist also: daß du der Natur an dem verletzten Schaden Schirm und Schützung trageſt vor widerwärtigen Feinden, damit daß die ußerlichen Feinde den Balsam der Natur nicht zurückschlagen noch vergiften und verderben, sundern daß sie bleibe in ihrer balsamischen Kraft und Wirkung . . . Und ist balsamum naturae glich der subtileſten Mumia, die alle Wunden heilet. Mumia ist der Liquor, durch den ganzen Leib gespreit, in allen Gliedern gewaltig, als da Fleisch, Bein, Arterien, Ligamenten. Sehet den Hund, er leckt sein Wunden, die Mumia feucht zu halten und in ihrer Temperatur . . . Und ob du mir einzügeſt zur Beschirmung deines Witzes und sagteſt: der Mensch und der Hund gehören nit zusammen, daß keins dem andern Exempel sein sollte, dann der Mensch wäre edler – – mein Antwort: an deim Adel und Prädikat ist alleinig der Kaiser schuld – an deiner Mumia und Balsam die Natur und glicher Weis in Mensch und anderm Gewächse. Ein jedliches Gewächs trägt selber bei ihm, was den erlittenen Schaden mag wenden und heilen, Mensch und Viehe. Du magst ihn erquicken mit deiner Arzenei, was aber die Heilung antrifft – die ist die Mumia selbs, das ist die Natur . . .«

Und er fuhr fort mit hoher Stimme und dumpfen Lauten, wie ein Sturzbach und stockend wie gesottener Honig; wob ein Gewebe auf dunkelrotem Zorngrund, streute die edlen Steine und Perlen seiner neuen, kühnen

Erkenntniſſe darauf. Der Knecht Jörg ſchrieb grinſend, wenn der Meiſter gegen den hochgelehrten Feind in aller Welt aufbrauſte. Die Erinnerung an jene pariſer Disputation, in der die Haltung des Paracelſus ſchmählich verſagt hatte, tat ihm wohl, ſie befreite ihn immer wieder. Er hatte den Wiſſenden hilflos und klein geſehen. Und er ſchrieb lauernd geſpannt, von einem leiſen Fieber geworfen, wenn der Meiſter den Born auftat, hie und da ein Heilmittel nannte und deſſen weſentliche Kraft beſchrieb.

Es begann zu dämmern, und die Stimme des Paracelſus ſtrich nieder, er ging langſamer, hielt lange ein und dann erloſch er, ſank auf das Fellager und entſchlief wie ein Kind, das geweint und geſungen hat und während eines Spieles müde geworden iſt.

Jörg wußte, was hinter ſeinem Rücken geſchah. Er ſaß krumm über dem Blatte, den Kiel in der Hand, als erwarte er, daß ſeinen Rücken noch ein Wortheb treffen werde. Das kantige, lange Geſicht wurde ihm blaß und die Augen wurden trüb wie die Haut einer erſchreckten Schnecke. Er regte ſich lange nicht, hielt den Atem an. Dann drehte er das Geſicht über die Schulter zurück und ſtach das auch im Schlafe geſpannte Antlitz mit Blicken, aus denen ſich der Haß befreite – lange, lauernd. Und er ſchlich gekrümmt hinüber, blies des Meiſters Stirn leiſe an und als ſie nicht zuckte, etwas ſtärker. Er ſchlief tief, der Paracelſus, der den Zorn, das Hohngelächter der pariſer Fakultät vertrug wie einen Platzregen, den man am erſtbeſten Bauernfeuer trocknet, der Paracelſus, in deſſen mäßiger

Schädelhöhle Geheimniſſe ſchliefen, die er ſelber kaum ahnte, der Paracelſus, aus deſſen Fingerſpitzen Kräfte ſtrömten, die dürres Kraut, getrocknetes Getier, erſchloſſenes Mineral begeiſterten. Jörg, der Knecht, fuhr mit beiden Händen durch die gelben Haarſträhne und richtete ſich lauſchend auf. Der Paracelſus, der ein kleiner Fugger ſein könnte, wenn er es verſtünde, Gold aus ſeiner Magie zu ſchlagen! Ein unterdrücktes Gelächter ſchüttelte den ſchmalen, knochigen Körper. Dann ergriff er raſch das Blatt, warf es in den Koffer, kniete nieder, wühlte tiefer, hob einen Beutel heraus und löſte den kunſtvoll geknüpften Knoten. Eine Handvoll Münzen. Er zählte auf der flachen Hand, ließ etliche zurückgleiten, den Reſt barg er im Wams. Langſam und genau verknüpfte er die Lederſchnüre, vergrub den Beutel, ſperrte ſorgfältig das Schloß und legte den Schlüſſel auf des Meiſters tiefatmende Bruſt.

*

Das Lager hatte Ruhe.

Auch unter dem Landvolke gab man den Widerſtand auf, und die ſtockholmer Zeugmeiſterei begann mit Munition Haus zu halten. Aber das hätte den königlichen Nacken Chriſtinas Güldenſtierna nicht geneigt. Sie kannte den Bauern und wußte, daß er an Sonne, Wetter und Wind Geduld gelernt hatte. Immer noch war die Stadt verſehen. Was ſie mit Gott und Sten Svanteſons Schatten um Antwort ringen ließ, ſo daß ihre Wangen ſchmal wurden, ihre Lider rot und die ſtarke Stirne ſchwer, waren die ſorgenden Blicke der

Getreuen und ein Zug bekümmerter Reue um deren Mund, die am meiſten aufrecht geweſen waren. Und näher kam die mahnende Stimme eines der Aelteſten, des Biſchofs Hemming Gad, den zu hören ſie ſich lange geweigert hatte. Sie wußten in der Stadt, daß König Chriſtiern mit einer Flotte ausgefahren ſei.

Und als der König mit ſeinen ſtolzen Koggen, deren jede zwei wohlbeſtückte Kaſtelle wiegte, vor die Stadt gekommen war, grüßte er ſie gewaltig mit Eiſen, Blei und Stein, und ſein Lager ſtand bei ihm, ſo daß einen Tag lang Land und See wie von einem Erdbidem zitterte. Es folgte ein jubelndes Pfingſtfeſt, als ſei die Stadt ſchon genommen. Chriſtiern entbot die upländer Bauern zu ſich, floß über vor Milde und ſchlichter Herzlichkeit, ſchenkte ihnen paarweiſe je eine Tonne Salz, und das war über alles Erwarten reich und gnädig.

In dieſen gehobenen Tagen verſpielte der Knecht Jörg eine goldene Kette und wurde dabei vom Stockmeiſter des Profoſen ertappt. Hohenheim hörte das Mißgeſchick von einem Feldſcher und dazu manches über ein beträchtliches Leben, das Jörg geführt hatte, und er beeilte ſich, den Knecht zu befreien.

Jörg war zuſammengebrochen und in allem geſtändig. Der Profos mußte ſeine Geduld aus allen Winkeln locken, denn der kleine Heilmeiſter blieb hartnäckig und unverdroſſen. Zugegeben, die Kette wäre ſein, auch die Goldſtücke, und vermutlich fehlten deren noch mehr, die längſt über alle Tiſche und Luderbetten gerollt wä-

ren – auch der Knecht wäre ſein. Er habe ihn aus Paris mitgeſchleppt, da er halb verhungert und in Lumpen ihn ankroch zu einer Stunde, wo kein Hund vom Paracelſus einen Biſſen genommen hätte. Zudem ſei der Knecht nicht ungelehrt, ein Student, wiſſe Beſcheid in Avicenna, Rhaſis, Meſue und anderen Scribenten und ſei begierig, allzu begierig faſt, nach der rechten Kunſt, trotz aller Scribenten.

»Laßt ihn mir, dann die Verſuchung war nit gering und ich achtet ſiner kaum.«

Dem Profoſen war manches untergekommen, denn ein bewegtes Vorleben und viele Erfahrenheit gehörte zu ſeinem Amte.

»Herr Doktor, mein Befelch in Ehrn und verſuchet mich nit. Das Sichenvolk lobet Euch ſehr und es geht ein großer Ruf von Eurer Kunſt in dem Läger. Allein mir ſtößet es wunderlich auf, daß Ihr einen Dieben wöllet halten. Es iſt deſſengleichen ein Geſchrei in dem Läger von anderer heimlicher Kunſt, davor Euch Gott bewahren wölle und uns alle. Alſo kunnt es männigein ſcheinen, daß Ihr ein Geheimnus und freventlich Gemeinſchaft habet mit dieſem verlornen Gauchen, ſo Euch beſtohlen, indem Ihr Euch in die Schanz ſchlaget umb ſeinetwillen.«

»Es iſt der dritt Knecht, Profos, den mir der Henker taſtet. Das will mich bedünken, als ſeie ich ein Teil Schuld daran.«

Da riß der Profos die Augen nicht wenig auf, denn er wußte nicht, ob der andere ihn mehr für einen Narren hielt als er den andern.

»Herr, es werdend die Fähndrich zuſammentreten über den Knecht, dann es iſt ein Maleſizſach und offenkündig, langet dem obriſten Feldhauptmann und General an. Das Regiment der frommen Landsknecht iſt unehrlich durch Euren Knecht als lang, als über ihn nit geurtelt iſt nach Artikelsbrief und Kriegsrecht, und er nit gebüßet hat, auf daß mit Gottes Hilf ein ehrlich Regiment werd geführt.«

So ſah Hohenheim, daß ſeinem Willen ein Ziel geſetzt ſei.

»Alſo tuet, Proſos, nach Uerem Ambt und Recht an dem Knecht Jörg, der ein Schüler der hohen Schul iſt geweſt. Ich ſehe wohl, er iſt in aller Menſchen Hand geben und us der meinen.«

»Es ſoll ihm Recht beſchechn, daß er ſich Gottes Barmherzigkeit verdien.«

Paracelſus ging ſehr bekümmert zu ſeiner Behauſung zurück.

Er legte die goldene Kette wieder in den Koffer und zog faſt widerwillens Kleidung, Schriftwerk und Kleinkram auseinander, um ſeine Katze herauszuheben. Er betrachtete den ſorgfältigen Knoten, hob den Beutel hoch. Der erwies ſich ſchlaff und zog lange Falten. Da warf er ihn zurück.

Zufallsgut! Volatile! Es war gleich, ob die Katze trächtig lief oder kümmerte. Es reute ihn, daß er ſie aufgehoben und angeſehen hatte. Kunſt iſt Geſchenk, keiner kauft ſie. Der Knecht war über ein Jahr mit ihm geweſen und hat Aug und Ohr für die Kunſt gehabt. Warum war ſein Lehrmeiſter ſchlecht und lehrte ihn

nicht, daß Kunſt Geſchenk ſei, und Gold verachtet, wer Kunſt in ſich trägt. Er grämte ſich.

Da brach der Sonnenſtrahl durch die Fenſterluke, der milde Wegweiſer des Einſamen. War er nicht achtlos und vertrauend geweſen! Und hätte der Knecht mit lauten Worten getreuer gewieſen werden können, daß Gold nichts, und die Kunſt alles ſei, als durch ſein achtloſes Vertrauen! Jörg hätte ihn immer und überall verraten und wäre einer von ihnen geworden, die Gold um Kunſt nehmen. Darum mußte er ſterben.

»Hüllet ihn in üer Recht und Artikelbrief und trummlet über ihn, daß üer Regiment ehrlich ſeie. Er ſtirbt, weil er hat die Kunſt verraten in ſeinem ohngetrüen Herzen, dann mir kunnt keiner nützit ſtehln!«

Sie berieten, ob er ſollte auf Befehl des Generalobriſten am Galgen über dem Markte hangen oder landsknechtiſch ſollte gerichtet ſein. Etliche verweigerten ihm die Ehre, vor den gemeinen Mann in den Ring zu treten, weil er nicht mit der blanken Waffe gekämpft habe. Die meiſten aber blieben eingedenk, daß er nahe dem hellen Haufen gebadert, auch während der Schlacht verwundete Knecht aus dem Gedränge gezogen habe; einige warfen dazu, daß er ein Schüler und gelehrt ſei; der Profos fügte bei, daß der Paracelſus für ihn gebeten habe. Alſo beſchloſſen ſie den Knecht Jörg und das Regiment durch die Gemeine wieder ehrlich zu machen und ihn nicht kurzerhand wie einen Lotterbuben zwiſchen Himmel und Erde an den lichten Galgen zu hängen.

Es wurde an einem gelegenen Tage unter den Fähnlein umgeſchlagen und Jörg Gerlatz aus Köln am Rhein in den Ring geführt, ſeiner Eiſen entledigt, damit er die Schuld ungebunden öffentlich bekenne. Der Profos erhob die Klage, und Jörg begehrte aus den Feldwebeln einen Fürſprech, er entſchuldigte ſich mannhaft ſeines Vergehens.

Ein Fähnrich trat vor.

»Lieben, ehrlichen Landsknecht, ihr habt des Profoſen ſchwere Klag wohl vernommen, die er über den Jörg Gerlatz aus Köln am Rhein geführt und glichermaßen ſein Verantwurtung und Bekanntnus. Darauf wir unſer Fähnlein zuton und kehrens umb mit dem Eiſen ins Erdreich und wöllens diesmal nimmer fliegen lan, bis über ſolich ein Klag ein Urtel geht, auf daß unſer Regiment ehrlich ſei. Wir bitten euch alle ingemein, ihr wöllen unparteiiſch Urtel fällen, als weit euer Verſtand ausreicht. Wann das geſchieht, ſo wöllen wir unſer Fähnlein wiederumb laſſen in aller Maß und Geſtalt wie vordem fliegen und bei euch tun, wie ehrlichen Fähndrichen zuſteht.«

Sodann rief der Fürſprech drei Kriegsleute auf, jeder wählte ſich etliche Geſellen als Beiräte, und ſie urteilten getrennt, traten einer nach dem andern in den Ring und gaben das Urteil kund. Der eine ſprach aus, man ſolle ihn an den Galgen hängen, die beiden andern aber, man ſolle ihn durch die Spieß jagen. So war das Urteil recht, und der eine Fähnrich trat wieder in den Ring und dankte der Gemein, daß ſie ſo willig war und ehrenhaft, ein gut Regiment zu ſtärken und

zu halten. Er und die andern warfen ihre Fähnlein in die Höhe und ließen ſie über der Gemein fliegen. Und ſie zogen mit, da man die Gaſſe ſtellte.

Sie ſtellten die Gaſſe ein halbes Fähnlein tief: zwei Zeilen um anderthalb Spießes Länge voneinander. Und am Ende der Gaſſe gegen Sonnenaufgang warteten die Fähnriche mit den fliegenden Fähnlein. Ein jeder wurde ſtreng verwarnt, nicht alten Neid noch Schaden an dem armen Mann zu rächen, doch die Gaſſen wohl bewahrt und geſchloſſen zu halten, denn wo immer der arme Mann in Todesnot durchbräche, derſelbe fromme Landsknecht ſolle in ſeine Fußtapfen treten und an ſeiner Statt den Tod erleiden. Darauf führte der Profos den Jörg Gerlatz die Gaſſe auf und ab. Der nahm Urlaub, bat um Verzeihung und verzieh allen. Die Fähnriche aber ſprachen ihm zu, tapfer und unverzagt zu ſein, ſie verhießen ihm, auf halbem Wege entgegenzulaufen und ihn zu erledigen.

So ſtand Jörg Gerlatz wieder am unteren Ende der Gaſſe, ſah in ſeinen Tod, und ſein Herz war lauter von den guten Worten, die er gehört hatte. Sein Wille ſtand nicht mehr bei ihm, er ſtand bei den andern, die, ernſt und blaß wie er, ſeinen Tod bewirken mußten. Er hörte den zweiten Trommelwirbel kaum. Ueber die Augen legte es ſich ihm wie Schleier der Ferne, ſeine Bruſt wölbte ſich vor, ſein ganzes Lebensgefühl war zwiſchen ſeinen Schultern aufgeſammelt, wo er den Stoß des Profoſen erwartete. Und dann fühlte er, lief, ſtürzte, es gurgelte aus ihm Blut und Schrei, er ſah brechenden

Auges noch die blanke Eiſenzunge und die wehende grüne Seide über ſich.

Der Fähnrich zog das Schwert aus dem ſtrömenden Herzen des Jörg Gerlatz und deckte den Körper mit der grünen Seide zu, indes ſie alle niederknieten und der armen Seel zu Troſt und Hilf ein Vaterunſer beteten. Sie zogen dann dreimal um den Toten, dreimal ſchoſſen die Schützen über ihm ab im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes.

•

Du mußt dich zwingen, du mußt dich tiefer zwingen, das war ſein Morgen- und Abendgebet den Sommer hin, ſolange Dänemark von den Lagerzelten aus vor Stockholm regiert wurde. Du biſt wie die Stadt Stockholma, die liegt unter den Dänen und will nicht dran glauben. Rings hat Dänemark ſeine Kraft um ſie gehäuft und will die Stadt glauben machen. Wehrt ſie ſich noch ſo ſehr, ſie wird es erkennen müſſen. Und ſo biſt du. Anders willſt du ſein und frei, gänzlich entbunden. Es iſt keine Ruh in dir unter dem Willen der andern. Du mußt dich zwingen, du mußt dich tiefer zwingen in das gemeine Weſen.

Es war ſein Gebet am Morgen, da er vor dem Tagwerk ſtand, von dem er Erlöſung hoffte, und am Abend, da er müde war. Aber am Mittag wußte er, daß ſein Alltag ihn nur abſpannte, während Herz und Auge hungrig blieben, und in der Nacht bäumte es ſich vor ihm, wie eine ungeſühnte Schuld: du haſt deiner Kunſt die Grenzen noch nicht erfahren, auf und erfülle, wozu

du berufen biſt, Baderkönig, Barbiererfürſt, Meiſter der Pflaſterſchmierer! Haſt du dein Hohenheim in den Paracelſus gewandelt, auf daß Feldſchere betroffene Glotzaugen machen und dir eher folgen! Para! Para! Heißt das nicht überaus! Wahrlich dein Heim haſt du zuhöchſt geſtellt! An einer Vorſilbe ſollſt du erſticken, du rechtfertigſt ſie denn!

Da wurden auch ihm die Felle ſeines Lagers heiß in der hellen, von der ſalzigen Kühle des Meeres erfriſchten Sommernacht.

Er hörte, daß Frau Sigbritt gekommen war, um mit dem Könige zu beraten. Die Verſuchung, dem ewigen Einerlei zu entkommen, war groß. Seine Feldſchere waren wohlgeſchult, er hätte die Frau bitten können, ihm Urlaub zu erwirken. Er hätte wenigſtens erwirken können, von Sigbritt in die Kupferberge geſchickt zu werden. Aber die ließen ſeine Sehnſucht nur heftiger nach Villach und weiter nach den Tiroler Bergen drängen. Sieben Jahre hatte er unter fremden Zungen gelebt! Vielleicht auch hätte ſie ihn hochmütig abgewieſen und an ſeinen Eid gemahnt, der ihn bis ans Kriegsende feſthielt.

Und das Ende mußte kommen. Oft ſaß er auf dem Rande ſeines Koffers, er ordnete ſein Gut, ſchied alles aus, was er entbehren konnte, denn er wollte leicht und beweglich ſein.

Am Tage der Heiligen Seraphia, da das erſte Gold von den geſchüttelten Bäumen fiel und die reichgebüſchelten roten Perlen der Ebereſchen an einen frühen,

ſcharfen Winter mahnten, waren die Verhandlungen ſo weit gediehen, daß Chriſtina Güldenſtierna kein Recht noch einen Ausweg ſah, die Stadt fernerhin unter dem däniſchen Brechgeſchütz, den Metzen, Nachtigallen, Schlangen und Kartaunen, die Dach und Fach übel genug mitgenommen hatten, liegen zu laſſen. König Chriſtiern verhieß volle Verzeihung. Die Witwe Stens Svanteſon ſandte ihm die Schlüſſel der beiden Tore.

König Chriſtiern ritt vom Södermalm her unter einem Damaſthimmel ein, den der älteſte Schwedenadel trug. Er ſang das Te Deum umringt von ſeinen Generälen und Räten, unter denen auch noch die ſchwediſchen Herren Platz gefunden hatten. Vor dem Königsſchloſſe beurlaubte er die ſchwediſchen Herren. Er belegte Stockholm ſtark, ließ den Brunkeberg und das Bollwerk auf Södermalm beſetzt. Einige Tage hielt er Hof. Chriſtina Güldenſtierna, die Biſchöfe von Strengenäs und Skara, Herr Erich Johanſon Waſa, die Stockholmer Ratsherren Anders Rud und Anders Karlſon verharrten täglich bittere Stunden im Vorraum der königlichen Zimmer. Sie ſahen den Generalobriſten Krumpen, den Admiral Sören Norby, den glatzköpfigen Biſchof Jens Anderſen und den geheimen Rat Slagheck, der in Holland ein Barbier geweſen ſein ſollte, aus- und eingehen, und ihr Feind, ihr unverſöhnlicher Feind, der Erzbiſchof Trolle, ſchritt an ihnen vorbei, jede Falte ſeines Taffetmantels blähte ſich, er bemerkte ſie nicht. Am fünften Tage ihrer Demütigung teilte ihnen der fettwangige Kurzſchädel

du berufen biſt, Baderkönig, Barbiererfürſt, Meiſter der Pflaſterſchmierer! Haſt du dein Hohenheim in den Paracelſus gewandelt, auf daß Feldſchere betroffene Glotzaugen machen und dir eher folgen! Para! Para! Heißt das nicht überaus! Wahrlich dein Heim haſt du zuhöchſt geſtellt! An einer Vorſilbe ſollſt du erſticken, du rechtfertigſt ſie denn!

Da wurden auch ihm die Felle ſeines Lagers heiß in der hellen, von der ſalzigen Kühle des Meeres erfriſchten Sommernacht.

Er hörte, daß Frau Sigbritt gekommen war, um mit dem Könige zu beraten. Die Verſuchung, dem ewigen Einerlei zu entkommen, war groß. Seine Feldſchere waren wohlgeſchult, er hätte die Frau bitten können, ihm Urlaub zu erwirken. Er hätte wenigſtens erwirken können, von Sigbritt in die Kupferberge geſchickt zu werden. Aber die ließen ſeine Sehnſucht nur heftiger nach Villach und weiter nach den Tiroler Bergen drängen. Sieben Jahre hatte er unter fremden Zungen gelebt! Vielleicht auch hätte ſie ihn hochmütig abgewieſen und an ſeinen Eid gemahnt, der ihn bis ans Kriegsende feſthielt.

Und das Ende mußte kommen. Oft ſaß er auf dem Rande ſeines Koffers, er ordnete ſein Gut, ſchied alles aus, was er entbehren konnte, denn er wollte leicht und beweglich ſein.

Am Tage der Heiligen Seraphia, da das erſte Gold von den geſchüttelten Bäumen fiel und die reichgebüſchelten roten Perlen der Ebereſchen an einen frühen,

ſcharfen Winter mahnten, waren die Verhandlungen ſo weit gediehen, daß Chriſtina Güldenſtierna kein Recht noch einen Ausweg ſah, die Stadt fernerhin unter dem däniſchen Brechgeſchütz, den Metzen, Nachtigallen, Schlangen und Kartaunen, die Dach und Fach übel genug mitgenommen hatten, liegen zu laſſen. König Chriſtiern verhieß volle Verzeihung. Die Witwe Stens Svanteſon ſandte ihm die Schlüſſel der beiden Tore.

König Chriſtiern ritt vom Södermalm her unter einem Damaſthimmel ein, den der älteſte Schwedenadel trug. Er ſang das Te Deum umringt von ſeinen Generälen und Räten, unter denen auch noch die ſchwediſchen Herren Platz gefunden hatten. Vor dem Königsſchloſſe beurlaubte er die ſchwediſchen Herren. Er belegte Stockholm ſtark, ließ den Brunkeberg und das Bollwerk auf Södermalm beſetzt. Einige Tage hielt er Hof. Chriſtina Güldenſtierna, die Biſchöfe von Strengenäs und Skara, Herr Erich Johanſon Waſa, die Stockholmer Ratsherren Anders Rud und Anders Karlſon verharrten täglich bittere Stunden im Vorraum der königlichen Zimmer. Sie ſahen den Generalobriſten Krumpen, den Admiral Sören Norby, den glatzköpfigen Biſchof Jens Anderſen und den geheimen Rat Slagheck, der in Holland ein Barbier geweſen ſein ſollte, aus- und eingehen, und ihr Feind, ihr unverſöhnlicher Feind, der Erzbiſchof Trolle, ſchritt an ihnen vorbei, jede Falte ſeines Taffetmantels blähte ſich, er bemerkte ſie nicht. Am fünften Tage ihrer Demütigung teilte ihnen der fettwangige Kurzſchädel

Slagheck aus einem breiten Maule mit, daß ſich der König dringender Standespflichten halber ſoeben eingeſchifft habe und erſt in ſechs Wochen wiederkehren werde, um die angeſtammte Krone Schwedens zu nehmen und ſo der kalmarer Union, die nun das Schwert wieder aufgerichtet, die letzte Weihe und ein Zeichen für ewige Zeiten zu geben.

Auf dem Achterkaſtell einer der drei Koggen, die das Königsſchiff begleiteten, ſtand Theophraſtus Paracelſus. Er ließ ſich vom leiſen Nordweſt beſprühen, der das Fahrzeug durch das Gewirr der Inſeln und Schären gegen die offene See trieb.

Bürger und Bauern

Drei Sommer noch hatte Paracelſus, als müſſe er in der Demut der Fremde um Kraft und Sammlung dienen, daß er weiterfahren und frei von Menſchenfurcht in der Heimat ſein Heilweſen gegen den Irrtum der Alten führen könne, auf widerwärtigen, mühſeligen Reiſen durch den niederdeutſchen Norden, den unwegſamen Oſten Polens und durch die Wildnis der Karpathen das oberdeutſche Land gemieden. Der wetterwendiſche Zufall wurde ihm vertraut wie ein raufluſtiger Hauswirt, dem es auch an Humor nicht mangelt. Zuweilen genügte ſein Verdienſt kaum, ihn zu ſättigen und die erleichterte Habe weiterzubringen. Meiſt ſchlug er ſich durch den Neid der ſeßhaften Aerzte und das Mißtrauen oft geprellter Kranker zu einer Erträglichkeit hindurch und wußte, wo immer ihm eine Weile gegönnt war, ſeiner Kunſt ein Anſehen zu ſchaffen.

Ueberall drängten ſich Abenteurer an ihn, ſeine Praktiken abzulauern. Und er gewöhnte auch dieſes Spiel. Sein Glaube, daß die Kunſt ureigen aus dem Innerſten des ganzen Menſchen fließe, weder durch Liſt noch durch den brennenden Willen erzwungen werden könne, wurde ihm Gewißheit. Er ließ die Geſellen herankommen wie ſeines Schickſals mißbegünſtigte Brüder. Wenn das Glück eine Handvoll Gold in ſeinen Beutel ſchüttete, vergaß er bei ihren Schmeichelreden und Geſängen, am kerzenbeſtrahlten Tiſche, darauf es dampfte

und funkelte, und unter dem befliſſenen Lächeln eines lettiſchen, polniſchen oder ungriſchen Wirtes die Unraſt ſeiner Tage. Er ſah nicht mehr die beſpieenen Wände ſeiner Herbergen, die beſudelten Bettlaken, das ſtinkende Eſtrich. Nach Gelegenheit gönnte er ſich die Wohltat eines reinen Hemdes und ließ von einer gutherzigen Hauswirtin das Ungeziefer aus den Kleidern backen.

Und überall in den Mauern der Städte und Schlöſſer, den Lehmhütten der Dörfer, im Häuſergewinkel der Judengaſſen, an den Feuern der Zigeuner wußte er – und ſei ſie auch nur durch Zeichen und Handgriffe verdeutlicht – die ungeſchriebene, urmütterliche Heilerfahrung und Arznei der Menſchen aufzuſpüren und ſie zu erproben. Je weiter er in die geheimnisvolle Selbſthilfe der Menſchennatur drang, je mehr er ſah, daß der von Lehre und Wortwiſſen unbedrängte Spürſinn faſt unbewußt, von wunderſamen Zeichen an Tier und Pflanze gereizt, immer wieder nach beſtimmten Mitteln griff, deſto ehrfurchtsvoller wurde ſein Herz, um ſo heiliger wurde ihm ſeine Kunſt. Die prahlende Gelehrtheit verblaßte vor einem tiefnatürlichen Geſchehen. Das Licht der Natur, wie eine einigende, göttliche Kraft über alle Menſchenwelt ausgegoſſen, ſtrahlte ihm aus dem triebhaften Heilwiſſen dieſer Stämme und Völker entgegen, die einander nicht kannten und doch, von heimlicher Weisheit geführt, in ihrer Not und Pein nach denſelben Mitteln griffen. Nichts hätte ihn in ſich ſelber mehr erkräften und reifen können. So ſchaute er die beiden Heilſtröme ſeit Urbeginn geſchie-

den: der eine entpulſte der umſchatteten Quelle des Naturgefühls, der andere floß aus der gemauerten Ziſterne der Gelehrſamkeit. Er hatte beide erfahren müſſen. Mittwegs ward er ſeines Wegs bewußt, und darum erlag er der Unbill des Weges nicht.

»Rauh iſt min Gewand wie des Eſaus Haut, umb üer Linſengericht hab ich die Erſtgeburt hingeben, ſo der ſterbend und blind Geiſt, welichen ihr den Vater nennet, usteilt, und hab dannocht min Erſtgeburt mir behalten. Möget ihr üre Herden treiben!«

Er war in die polniſchen Salzbergwerke geſtiegen und hatte die Erzgruben der Karpathen und Siebenbürgens befahren, Bergſucht und anderes Bergübel bekämpft, die Laboranten der Offizinen beraten, hatte Stunden wortloſen Gebetes in tiefer Bergesnacht und Einſamkeit verweilt, ſeinen Körper an der ſchweren Luft der Schächte voll Urkraft geſogen, ſein Auge erquickt an dem Funkeln des wachſenden Geſteins und ſein Ohr an dem Tröpfeln der Bergmilch.

In Offenburg, dem alten Goldberge Siebenbürgens, war ihm, als er in einem verlaſſenen Gange nach Arſen und Antimon ſuchte, eines der Pygmäenmännlein, die den Berg bevölkern, begegnet, wie ihm einſt in der Friſch-Glück-Zeche des Bleiberges die vier Elementstiere erſchienen waren.

»Was kratzeſt du an meiner Wand,« fragte das Männlein und ſah unter kummervoll gefältelter Stirn zu dem Heilmeiſter auf. »Hie iſt kein Gold nit meh, und hinter dieſer Wand liegen meine ſieben neuge-

bornen Kindlein und die Mutter, die wöllend ſchlafen.«

»Ich ſuch kein Gold in diner Wand, allein Arſenik und Spießglas vor ein Arzenei, denen Knappen wider die Bergſucht zu helfen.«

»Wie willtu ihnen darmit helfen, ſo die Menſchen doch am Arſenikaliſchen in die Sucht fallen!«

»Was die Sucht macht, dasſelb heilet ſie auch, dann in demſelbigen Ding iſt Gut und Bös. Us dem Böſen wächſt die Sucht, und ſo das Böſe geſcheiden wird von dem Guten, ſo iſt das Arkanum oder die Arzenei wider die Sucht da und heilet die Spezies der Sucht.«

»Du mußt ein gut Gewiſſen han, Menſch, dann du biſt nit vor mir in Schröcken geflohn, ſo will ich dir glauben und deinen Spruch behalten. Auch wir habend unſer Siechtäg. Doch will ich dich bitten und will mich gänzlich deſſen zu dir verſehen, daß du mine ſieben neugebornen Kindlein und die Mutter wirſt ſchlafend lan. Kratz dort in der Ecken, da ſolltu gnug finden, des du begehrſt. So du nit willt, müſſet ich dein Licht usblaſen!«

Und das Männlein blähte ſeine Wangen gewaltig auf. Mit ſeinen Augen funkelte es drohend gegen das Grubenlicht hin.

»Halt inn! Ich will dine Kindlein nit wecken!«

Hohenheim mußte des Wichtleins mit den hochgeblähten Backen lachen. Er fand reichlich Spießglas und Arſen an der gewieſenen Stelle. — Als er mit vollem Sacke den Gang verließ, hörte er ein leiſes Saiten-

ſpiel wie Tropfen, die von mannigfacher Höhe in ein Silberbecken fallen. Da ſpielte das Männlein ſeinen ſieben neugeborenen Kindern und der Mutter ein Lied in den Schlaf.

Den Winter über war Hohenheim in den Waldbergen Siebenbürgens unter den deutſchen Siedlern geblieben, die Kirchen bauten, ſtärker befeſtigt als manche Burg des Vaterlandes, und ihre Sprache hatte ihm die Sehnſucht nach dem Vaterlande faſt unerträglich werden laſſen.

War es nicht Zeit, daß er in Wort und Schrift austeile, was er geſammelt hatte! War er nicht hoch beladen aus allen Ländern wie ein Erntewagen! Er verlangte ſehr nach Menſchen, die ihn vernehmen könnten.

Als Weg und Steg offen wurden, drang er weſtwärts und kam der Donau entgegen nach Preßburg, wo er ſich eine Raſt gönnte und Freunde ſchuf. Aber kaum hatte er ſein Gewand und Schuhwerk erneut und ſoviel erworben, daß er wieder den Rücken eines Gauls unter den Schenkeln fühlen konnte, drängte er weiter. Er hoffte in Wien Joachim von Watt zu finden.

In Krakau hatte er von ihm erfahren. Der Magiſter und villacher Präceptor war Doktor der Heilkunſt geworden, Rektor der Univerſität Wien geweſen, und Kaiſer Max hatte ihm die Dichterkrone verliehen. Durch ihn hoffte Hohenheim Aufnahme in die Fakultät zu finden. Er wollte lehren, ſeine Chirurgie, ſeine

Phyſik ſchreiben, über Bergſucht und Peſt, über die Natur der Dinge und ärztliche Scheidekunſt Libelle ausgehen laſſen. Und ſeßhaft wollte er werden. Sein Haar wich aus der Stirn zurück und ihm faulten die Zähne. Er hatte genug gelitten an Hunger und Kälte, Roheit, Schmutz und Diebſtahl.

Er fand den berühmten Doktor und Poeten nicht mehr in Wien. Er hörte, daß aus dem Vadius ein Vadianus geworden war. Noch vor dem Tode ſeines kaiſerlichen Gönners habe Joachim von Watt Wien und allen Ehren, aber auch dem Neide und der wachſenden Mißgunſt ſeiner Kollegen den Rücken gekehrt und ſei in ſeine Heimat gezogen.

Wien war erfüllt von theologiſchem Gezänke, das ſeinen Ausgang von Wittenberg genommen hatte, woher ein Auguſtinermönch mit ſtarkem Wort und weitgeſtreuten Schriften – auch Hohenheim bekam eine in die Hand – über ganz Europa hin gegen Ablaß und Papſt kämpfte. Eine römiſche Bannbulle ſollte der Mönch öffentlich verbrannt haben, auch ſei er vor Kaiſer und Reich auf dem Tage zu Worms mannhaft für ſeine Lehre eingeſtanden und habe ſich Fürſtengunſt erworben. Das Volk ſei allerorts entbrannt. Man fragte Paracelſus, ob er vom Monde auf die Erde geſchneit käme, daß er nicht wiſſe, was die deutſche Welt bewege.

Er hatte auf dem Fleiſchmarkte ſein Logiment genommen und einen Anſchlag an die Tür geheftet, der verſprach, daß der weitgereiſt und vielerfahren Theophraſtus Paracelſus, beider Arzneien Doktor, ſowohl

gegen das innere Siechtum jeder Art als auch im Chirurgiſchen ſichere Hilfe bringen werde.

Nicht lange, ſo ließ die Fakultät den Anſchlag abreißen und den weitgereiſten Doktor zum actus repetitionis fordern. Er ſollte nach ordnungsmäßiger Prüfung ſeiner Kenntniſſe und Dokumente um die Bewilligung der Praxis einkommen, inzwiſchen alle Arznei laſſen. Da überſchlug Hohenheim ſeine Habe und wußte bald, daß er längſt mit der Zehrung nachhinken würde, wenn er auf einen Termin der Fakultät warte. Er kurierte weiter und hatte nicht geringen Zulauf, es herrſchte Not an Aerzten. Allein man wußte ſich ſeiner zu erwehren. Eines Tages fand er den Büttel vor der Tür und ſeine bewegliche Habe auf der Hausflur. Abzug binnen drei Stunden oder einen Schandritt auf dem Mauleſel mit dem Geſichte gegen deſſen Hinterteil und eine Narrengugel auf dem Kopfe, an deren Ohren die Schellen klingen! Lieber ſah er ſeinem Rößlein zwiſchen den geſpitzten Ohren hindurch. Er verſorgte ſeinen Koffer auf einem Schiffe, das nach Linz fuhr, und ritt aus dem Schottentor, als die Sonne ſich gegen den mauergekrönten Leopoldiberg neigte.

In Tulln war er durch eine Kur aufgehalten, die er an dem Abte des Donaukloſters Wilhering vornahm, der aus allzu üppigen Gelegenheiten vom Stifte Kloſterneuburg nach Hauſe reiſte. Und als er dann nach Linz kam und auf dem Umſchlagplatze nach ſeinem Koffer fahndete, mußte er hören, daß dieſer einem Güterwagen aufgeladen ſei, der mit ungriſchem Gute nach Salzburg rollte. Der Koffer war in der Eile des

Aufbruches falſch gezeichnet worden. Die Faktorei verſicherte ihn der gewiſſenhafteſten Rückſtellung, aber Hohenheim nahm, dem weſtwärts gewandten Zuge ſeines Heimverlangens folgend, das Ungeſchick für einen Wink und verlangte nur eine getreue Verwahrung im Tunkelſchen Kaufhauſe zu Salzburg, bis er ſein Gut ſelber hole.

Er fühlte ſich durch die unvorhergeſehene Entfernung ſeines Zieles eigentümlich erleichtert. Der gewaltſame Aufbruch von Wien, wo er ſchon ſein Dach gefunden wähnte, hatte ihn wieder ſcheu und flüchtig gemacht. Ehe er das Schickſal ſeines Koffers wußte, ſah er mißtrauiſch zu den Geſichtern der langen, hageren Menſchen auf und forſchte nach aller Widerwärtigkeit, mit der man dem Fremdling begegnen werde, der ſich ungebeten feſtſetzen wollte, um ſeinem Werke nachzuleben. Feindlich mutete ihn die Stadt an, in der er Schutz und Unterhalt ſuchte, wie jeden ſchöpferiſchen Menſchen, der berufen iſt zu ſchenken und nicht zu nehmen, all und jedes einzuengen vermag, von dem er auch nur die Billigkeit erwartet, die Menſchen ſonſt als ſelbſtverſtändlich voneinander fordern. Da er ſich unverhofft weitergeführt ſah und von der Stadt an der ſteilen Donaupforte nichts begehrte als eine kurze Raſt, erſchien ihm Menſch und Mauer freundlich unter der Frühlingsſonne.

Er ritt ſtromaufwärts in die Abtei Wilhering, wohin man ihn zu einem Trunke Wein geladen hatte, und nahm von dort nach all den guten Bechern in glücklichſter Befangenheit ſeinen Rückweg über die Hoch-

fläche, die weithin von lichten Gewölkbänken blühender Obſtbäume bezogen war. Hochkantig und greifbar nahe ſah er die dunkelblauen Vorberge der Alpen, ihre Schneereſte glühten gegen Weſten hin unter dem Abend. Der blaßgrüne Himmel des Horizontes und die üppiggrüne Saat einer weitgerodeten Erde klangen einander an wie kraftgeſchwellter Wille und zärtliche Verheißung. Noch jubelten Lerchen, als ſei des Lichtes kein Ziel geſetzt. Und doch hatte er zu lange im Refektorium des Donaukloſters gezögert. Er konnte den Turmhahn auf der Kirche des Städtleins Eferdingen nicht mehr erkennen, als ſie ihm nach langem Parlament ein Tor geöffnet hatten, und er unter der Einfahrt des Gaſthofes abſtieg.

Während Hohenheim an einem Stücke Rauchfleiſch kaute und nach all den edlen Trünken in Wilhering dem ſaueren Moſte nur mäßig zuſprach, holte ihn der Wirt über Art und Gelegenheit der Reiſe aus und ließ etliche Worte fallen, die auflauſchen machten. Sie hätten zu Eferdingen nicht nur die weitberühmte Kirche, um die Linzer und Welſer ſie beneideten, ſondern auch ihren Pfarrherren, den Doktor Hans Brandt, um deſſentwillen ſchon mancher von der Reichsſtraße abgebogen ſei. Denn der Doktor habe einen kumiſtiſchen Keller, darin ſtatt Stückfäſſer ſtinkende Oefen dunſteten, gebogene Kolben und Schnabeltöpfe von giftigem Geſudel brauſten. Mit jedem Zauberer nähme es der hochwürdige Herr auf.

Ein hoffnungsloſer Sprühregen verſchleierte alle Schönheit des vergangenen Abends, als Hohenheim

dem Torbogen des breiteſten Hauſes zu Eferdingen zuſtrebte, um bei dem geiſtlichen Magier vorzuſprechen Er fand einen Mann, deſſen kühle Art in merklichem Gegenſatze zu den wißbegierig blinkenden Augen und zu der leiſe bebenden, bedeckten Stimme ſtand. Die breite, leichtbewegte Stirn war von wirrem Haar umſtanden, das ſchon reichliches Weiß durchlichtete, die verdickte Naſe, die Wulſtlippen und vorſtehenden Augäpfel verſchönten das volle Geſicht kaum.

Hohenheim ſparte ſich nicht, und wenige freimütige Aeußerungen löſten den Zwieſpalt. In die Wangen des Pfarrherrn ſtieg eine freudige Röte. Sie brauchten keine Beglaubigungen. Ihre Rede floß zuſammen, als ſei ſie von den Wellen zweier Arme eines und desſelben Stromes getragen. Welteinſam waren ſie beide und begegneten einander nun in ihrer Kunſt, die über dem abſeitigen Wanderleben des einen und dem entlegenen Amtsſitze des andern ein mütterliches Firmament breitete. Je länger ſie ſprachen, deſto lebhafter und kürzer wurde ihr Ausdruck, und oft genügte ein Blick und Wink, um Einklang oder Geſchiedenheit der Meinung zu erſchöpfen, denn jeder kannte den tieferen Grund des andern.

Der befreite Pfarrherr ließ Hohenheim nicht von ſich, die Zeit verging ihnen unverſehens. Und als ſie am Abend leuchtenden Auges und heiterer Stirn einander gegenüberſaßen, fühlten ſich beide gunſtfreudig und beſchenkt zugleich. Sie ſchwiegen eine Weile, freundlich beſchattet von den reichen Geſprächen dieſes Tages, während ihnen ein Diener mit einfachen Speiſen aufwartete.

Doch allmählich begann es beiden vor der Seltenheit ihres Erlebniſſes und vor deſſen Weltabgewandtheit zu bangen. Sie waren ein wenig müde. Faſt vorwurfsvoll und warnend erhob ſich die Zeit vor ihnen.

»Er hat recht,« begann der Pfarrherr ſeine Selbſtverteidigung gegen den Zeitlauf, »recht zum dickeren Male und iſt kein geringer Mut wider den Papſt vor dem Kaiſer und Reich zu bellen. Allein hat er ein Argument vorbracht, das nit ein jedlicher Mann deutſchen Gemütes, hoch oder gering, vorlängſt hat erhoben! Was bläſt er ins Feuer und läſſet die Elixir nit reifen! Iſt ein Aufhebens, ein Gſchrei in Stadt und Land, doch gar nit ein anderer Hader als der alt Hader: Hie deutſch, hie walliſch! Und Rom iſt verlottert, und das deutſch Weſen iſt ſtark 'worn, ſo müſſet alls nach Grad und Potenz aus ihm ſelber hervorgehn. Was tuet not, den Johannem Huß und ſeine Lehr aufs neu fürſtelln!«

»Ich bin us Polen und dem Siebenbürgiſchen ankommen, da alls im Alten lieget, und habs zu Preßburg erhört, zu Wien geſehen und geleſen, auch da und dort uf dem Lande. Sie treibend ein Disputaz als ſeie ihnen ein nües Weſen offenbar und ſie mündig geworden an ihm. Es kunnt wohl ſin, daß ſollichs derſelb Grad allbereits iſt und die Potenz us ihnen ſelbſten, ſo Ueer Ehrwürden naturaliter verlanget. Das will mir ſcheinen: des Wittenbergers als eines Menſchen Mund vermüget allein den Laut nimmer zu gwinnen, wenn ihm die Ohren der Welt nit längſt entgegenloſeten und des Lautes harreten.«

»Nein! Nicht, Herr Doktor!« Der Pfarrherr ſchüttelte abwehrend die geſpreizte Hand gegen Paracelſus über den Tiſch hin. »Nit alſo! Der Baur iſt gſchunden und hört die Trummel, darnach er ſich ſammlet. Der Bürger iſt ſatt und voll Uebermuts, ihn gluſt't nach neuem Weſen. Hab ich der Gemein ehedem gepredigt, kurz und gut, als denen Moſtſchädlen iſt grecht, ſie hans gehört und ſein in Frieden ihres Wegs gangen. Das iſt nimmer. Sie wiſperen und murmeln, ſtecken die Köpf zſammen, winken mit den Händen in währender Predigt und Meß, ſein vor vier Wochen oder acht ankummen gſandtſchaftsweis; Euer Wirt drüben iſt keiner von denen Letzten geweſt. Ich ſtund am Feuer und der rot Drach hat ſein Zeichen an der Eſſenz erſcheinen laſſen, da hab ich den Prozeß aufgeben müſſen und für ſie treten. Sie wöllen beiderlei Gſtalt des Sakramentes und das ohn Lohn und umb Gottes Willen. Sie wöllen ein lauter Wort gepredigt, ohnverfälſcht. Sie wöllen die Freiheit des Chriſtenmenſchen von mir und als ein Chriſtengmein ihren Lehrer und Prediger berufen und einſetzen. Ich ſollet dem Papſt abſchwören und gegen den Ablaß von der Kanzel reden. Da ſaget ich denen, ſie ſolln nur fleißi vorangehen in Werken der Freiheit. Auch das Tier ſeie von Gott ſo frei erſchaffen als der Menſch, da ſolln ſie ihre Ställ auftun und die Halfter losbinden, Roß, Rind, Schaf und Schwein frei in den Acker laſſen. Und ſie ſolln deſſengleichen dem Gewächs die Freiheit gunnen, wachs was will, und nit da Haber und dort Ruben, Gerſten und Arbes. Ich aber brauchet

nimmer dem Papſte abſchwörn, dann ich hab ihm niemalen nit geſchworen, ſondern Gott allein mein Gelübd tan. Gleichermaßen niemalen nit ein Ablaß ausgſchrieben noch 'prediget. So ſie aber meiner nimmer gedulden, ſo ſolln ſie ein Beſchwer wider mich aufſtelln, daß ich ſeie ohngetreu gweſt und meines Ambts nit wert. Das wöllt ich mit einem gewiſſen Boten an ſeinen Ort bſtelln auf Ehr und Treue. – Da iſt der Schreiner Samberger fürtreten, und ſie hätten nütz gegen mich und ich ſeie ihnen ſchon recht, aber der Baur wär in Unruh und alſo müſſet etwas gſchehn. Da hab ich ſie auf den nächſten Sunntag in die Kirch geladen und ihnen vorgleſen, was der Wittenberger hat im verwichen Jahr ausgehen lan, ein Libell: ‚Ermahnung an alle Chriſten, ſich zu hüten vor Aufruhr und Empörung.‘ Allein das decket nit zu. Sie ſeind all aufgſtört. – Mir bangt umb die Kunſt.«

Sie ſchwiegen beide und hörten, wie der Regen aus den Speiern des Kirchendaches in die Lachen fiel. Dann durchbrach Paracelſus die rauſchende Stille.

»Was vermöchtend die all wider die Kunſt!«

»Lieber Doktor, habet Ihr nit gſprochen, daß Ihr nach Salzburg wellt umb ein Frieden und Raſt zu gewinnen!«

»Alſo ſag ich, und ſo erſcheinet es mir. Allein es treibt in mir über dem Wort und Schein hinweg. Ich bin nur das Rad und fühl die Stein des Weges, und min Imaginaz auferbauet ſich an eim Bilde des Friedens, als müſſet alls in mir nach minem Willen ſtohn. Was aber in mir wächſt und min Rad treibt,

das lebt keines Menſchen Willen nach und muß wachſen us ihme ſelbſten, ſollet auch die Welt umb mich her verderben. Das iſt die Kunſt. Davor ſoll Ueer Ehrwürden nit bangen.«

Der Pfarrherr ſah ſtill vor ſich hin und lauſchte nach, und es glätteten ſich ſeine Züge.

»Ihr habt ein ſtarken Glauben, Doktor Theophraſtus. Und es iſt der Glaub, der die Welt erſchaffen hat.«

So ſuchten die beiden ihre Ruhe wieder und fanden noch manches Wort des Troſtes, an dem ſie ihrer Welteinſamkeit vergaßen.

Als Paracelſus am andern Tage auf ſein Pferd ſtieg, öffnete ſich das Lugſcheiblein an einem Fenſter des Pfarrhauſes, und er grüßte noch einmal die Augen und die ernſtgeneigte Stirn.

*

Am Morgen des Sonntags Rogate fand er in einem ſalzburgiſchen Gebirgsflecken die Bauern dichtgedrängt und laut in der Wirtsſtube ſitzen, die der Ortspfarrer offenhielt, und den Pfarrer mitten unter ihnen.

Sie mochten ſchnell getrunken haben. An dem knurrenden Spotte und erbitterten Pochen, damit ſie ihrem Hirten zuſetzten, war zu hören, wie unerwartet und befreiend ihnen eine Viſitation des Pfarrweſens durch den Archidiakon des Hofſtiftes erſchien, die in nächſter Zeit bevorſtand.

Allein der Pfarrer, ein breitſchultriger, vollblütiger

Mann, deſſen weinfeuchter Bart die Bruſt bedeckte, gab jeden Hieb mit einem Lachen zurück und zwinkerte ſeinen Gegner aus ſchwimmenden Aeuglein faſt höhniſch an.

Sie hießen ihn einen Hurer, hielten ihm die geſpreizten Finger unter die Naſe, um vorzuzählen, was ſein Halbdutzend Bankerte der Gemeinde koſte. Der Pfarrer blies lachend auf die arbeitskrummen Finger.

»Davor hab ich dem hochehrwürdigen Archidiakone, dem Kaſpar Tannichperger, zween Gulden rheiniſch geben. Der ſoll nur ankummen und mein junge Brut viſitiern! Den will ich weiſen!«

»Wannher haſt du zogen dein zween Gulden! ... Von der Gmein!«

Und ſie ſchrien ihn um die Heller an, die er für Kummunion, Beichte, Oelung, Taufe, Todfall, Leichlegen und Beſingnis nahm; ſie rieben ihm Schreibgeld und Trinkpfennig vor, die er härter aus ihnen preſſe als die landesfürſtlichen Notare und Amtleut. Dann ſprang einer auf, hieb den Krug auf den Tiſch, daß der Wein ſpritzte, und donnerte über die roten Köpfe hin:

»Iſt alls kein Sach nit – iſt kein Sach, lieben Brüder! Wir ſeind Bauren, wir ſeind der arm Mann und wiſſends in Einfältigkeit und Niedertracht und ſehends an uns und dem Viehe: der Menſch muß ſein Notdurft han! Der Pfarrer iſt dergleichs ein Menſch und muß ſein Notdurft han, und ſoll ihm vergunnt ſein, daß er ſein Notdurft hab. Iſt ein Menſch in Saft, der willt ſich mehren. – Aber lieben Brüder,

was ich klag und iſt mein Beſchwerung: er hat das Gotteswort und Evangeljum verdunklet und ergedrückt und uns Bauren, als dem gemeinen, armen Mann, gar wenig entdeckt und geoffenbaret.«

Es war ſtiller. Sie murmelten und nickten, zogen unter dieſer Rede die Köpfe ein, da ſie von ihrem Alltagszorn abgetrieben und in eine Weite geführt wurden, der ſie noch mißtrauten. Der Lindl Lauentinger war Botengänger und kam ins Gebirg und in den Flachgau. Er hörte mehr als ſie und redete zuweilen über ihre Köpfe hinweg.

Der Pfarrer ſtand auf.

»Ees ſollet mich ſchon ohnverdunklet predigen hörn, daß enk die Mucken aus dem Schädel ſchwärmen, ees Baurentröpf!«

Er ging und ſchlug die Tür zu. Bald darauf läutete die Kirchenglocke.

Die Bauern ſchwiegen noch eine Weile. Auch die Predigtdrohung duckte ſie. Dann aber ermannten ſie deſto lauter. Und Hohenheim ſah, von ihren rauhen Lauten umtoſt, heißere Flammen aufgehen als Strohfeuerflammen, die an Wirtshaustiſchen brennen. Sie waren die Peitſche gewohnt, ſtutzten vor Drohung und vor dem Neuen, das für ſie je und je ſchärferen Zwang und Drang bedeutet hatte, aber ſie begannen ihr Menſchentum zu ſammeln, und das brach nach dem erſten Mißtrauen durch, wie ein verzweifeltes Wild durch die Lappen geht. Sie ſchrien einander ihre Not in die Ohren, als fänden ſie das erſte Wort ſeit Väterzeit. Ihre Hufen gingen zu Grund, ihre Felder verdarben,

der Viehſtand verkümmerte ihnen, trotz gedeihlicher Pflege, Aufzucht und gutem Schlag, kaum daß ſie für ſich und die Ihren Nahrung fanden. Und ſie gingen in ſchäbigem Leder und Lumpen, ſie und alles um ſie her, ſo Arbeit als Weib und Kind war vertan und vergeben, kaum einer, der nicht voll Schulden hing wie ein Schaf voll Zecken. Des Teufels Dreifaltigkeit, war über ſie der Reut-, der Maien- und der kleine Zehend geſtellt, zu der mußten ſie beten. Den ungeſchmälzten, bitteren Haberbrei ſollten ſie däuen, daß dem Herren der Dienſt an Schmalz, Käſe, Schwein und ſüßem Korn erfüllt ſei. Der Baurenſohn blieb Knecht noch mit ergrautem Haar, um das Anleitgeld zu ſparen. Springt aber Herrenſohn oder -tochter ins Brautbett, ſie mußten ihnen die Hochzeit richten. Wird der Herrenſohn zum Ritter geſchlagen, für Feſt und Bankett ſchwitzten ſie die Ritterſteuer. Und noch ſog die Weihſteuer am Lande, weil ſich der Erzbiſchof, der Matz Lang, vor fünf Jahren an Prunk und Prahlerei bei ſeiner Inſtallation nicht genug hat tun können. Wohin ſie brennenden Auges ſahen, alles fraß Umgelt, Stift, Tax, Dienſt, Robot.

Und doch verloren ſich da und dort über den beſudelten Tiſchen die verfluchten Namen aller ihrer Pein, denn der Lindl Lauentinger hatte nicht zum erſtenmal geſprochen, und ſie wußten, daß es in der Gaſtein, in der Rauris, gleichfalls als im Pongau und nieder in Steiermark fließend und offen geworden war wie die Wunden des Heilands am Kreuze. Der wittenberger Mönch hatte ihnen den Schild gegeben, wider den

Pfaffen und Herren nicht mit Feuer und Schwert ankonnten: das Wort, das Wort war aufgeſtanden! Und unter ihm wuchs der geſchundene gemeine Mann, der aller Welt niedriger als das Vieh gegolten, zum Menſchen in Gottes Hand.

Sie wußten ihre Not ſo offenbar vor aller Augen, daß ſie ſich um den Fremdling nicht kümmerten, der ſtill in ſeiner Ecke ſaß, immer ernſter dem Schreien lauſchte. Sie beachteten es kaum, daß er mit ihnen hinüber in die Kirche ging.

Der Pfarrer ſtieg behutſam die Holzſtufen zu ſeiner Kanzel hinauf, hielt ſich mit der Linken an das Geländer, in der Rechten führte er eine Kanne mit und hatte die Bibel unter den Arm geklemmt. Er blätterte lange hin und zurück, dann drückte er den Zeigefinger auf den Text, fuhr in den Bart und ſah finſter auf die Gemeinde nieder.

»Gott grüeß enk, alle meine Schaf und Böck in der Hürden! Es habet mir ein Predigt gehalten auf dieſen Morgen, das war kein Gotteswort nit, ſo will ich enk anderſt predigen! Hie ſtehet in des Apoſtels Sendſchreiben an die Philippiker alſo:«

Er beugte ſich nieder, fuhr langſam über die Zeile und las mit ſchwerer Zunge: »Omnia arbitror ut stercora — alſo ſtehet es hie. Und keiner von enk, Bauren, weiß was dasſelb Wort heißet, dann es iſt auf Latein geſchrieben, und ich muß das Wort deutſchen, ſunſt ganget ihr davon in Tölpelhaftigkeit, ohnwiſſend des Worts. — Omnia arbitror ut stercora — das heißt: ich halt alls Ding vor einen Dreck. So ſaget der Apoſtel

Paulus, und ſo ſag ich, des ſollet ees wiſſen, ich ſag dasſelbig mit ihm. Enker Schmach- und Schimpfreden, wider mich ausgeſpieen am Sunntag Rogate: ut stercora. Des Archidiakonen Viſitatio – der ſoll mir ankummen – ut stercora. Ees wöllet wider mich mit Beſchwerung, als der Lindel Lauentinger ſaget, und der hats aufgeſchnappt in der Gaſtein oder Rauris, auch ſunſt im Land und bringets für! Ees blöket ihm nach! Bauren, ees müget ſtill ſein, fein ſtill! Ich weiß von eim jedlichen meh, dann ihm lieb iſt! Soll ich beruffen mit Namen, ein umb den andern: der iſt im Holz geweſt und hat heimlich geſchlagen – ſtehet der Galing drauf; der iſt am Bach geweſt und hat heimlich gefiſchet – ſtehet der Galing drauf; der iſt im Wald geweſt und hat heimlich gejaget – ſtehet der Galing drauf! Nein, mit nichten, ſo wahr mir der Herrgott helf auf mein letzte Stund, ich will niemand nit beruffen oder mit Namen auf ihn weiſen. Dann was alls ees wider mich ſchmähet, und was alls enk auf dem Gewiſſen ſücket, als wie dem Hund die Flöh, daß ichs ſag mit dem Apoſtel Paulo: ut stercora!«

Die Bauern, die ſchon murren wollten, waren ſehr ſtill geworden. Der Pfaffe bückte ſich, hob den Krug und trank. Er wiſchte den perlenden Bart mit ſeinem Aermel.

»Grüeß Gott enk alleſamt, ees meine lieben Schafböck, wellich alſo trefflich blöken! Machet auf die verſchlaffen Augen und ſehet an, wer iſt mit enk, und wer iſt, der den Bauren drucket! Hab ich weitumb Schlöſſer, Burgen und adelig Sitz, mit dem Blut und

Schweiß aufgebauet, als der Lindl Ryebler ſelig, ſeine fürſtliche Gnaden zu Salzburg! Oder hab ich eine Weihſteuer ausgſchrieben vor den tauſendfältigen Hochmut, Prunk, Gelach und Tanz als der Matthias Lang, ſeine fürſtliche Gnaden zu Salzburg! Und ſitzend meine Vettern und Brüder mit Kind und Kindskind etwan auf enkeren Hufen und zehren! Du blinder Baur, du Tölpel, tu auf dein verſchlaffen Augen und ſiehe, wo dein Feind ſitzt! Ins Teufels Namen, Potz Marter und ſieben Wunden, ſieh dich umb! Ich trag ein ledern Wams als du, ich eß mein Brei als du, meine Kinder ſein verlauſet nit anderſt dann die deinen. Wo iſt die groß Pracht! Wo laufen alle Pfründen zu! Wo iſt das verſtockt Gemüet vor deiner Not, Baur! Wohin lauten deine Schuldbrief, Quittung, Verträg und ander Brief! — Dort lieget des Teufels Dreck und Peſtilenz, hauchet enk an, nimbt den Atem, daß ees erſticket. Des ſollet ees fein bedacht bleiben! Allein der Schimpf und Schmach, mir antan am Sunntag Rogate von enk, meine lieben Schafböck, und die Viſitatio, ſo mir ſeine fürſtliche Gnaden andreuet, daß ichs enk ſag und daß ees wiſſet nach des Apoſtels ſeligen Worten: ut stercora!

Ees ſeid mit Grimm ankummen,
Ees habet des Pauli Wort wahrgenommen
Nach ſeiner Weis,
Allen Heiligen Lob, Ehr unde Preis
Im Namen des Vaters, Sohns und heiligen Geiſts.
Amen!«

Er brach polternd auf ſeine Knieſcheiben nieder und

begann mit fröhlich gehobener Stimme zu beten, ließ ſeinen Bauern nicht Zeit zu ſtutzen und zu erwachen. Und ſie fielen gehorſam mit leiernden Stimmen ein, wie ſie von Kindheit auf gewohnt waren.

Als Paracelſus dann am Friedhofe vorüberritt, ging die Gebetmühle immer noch. Der Pfarrer wußte, wie er ſein Korn klein bekam.

Paracelſus dachte an die zeitbedrängte Seele ſeines Freundes zu Eferdingen und wußte nun den tieferen Grund der Sorge. Der Ortspfaffe und der hochgelehrte geiſtliche Herr zu Eferdingen, die Amtleute und Fürſten, ſie verkannten alle das Feuer, das unter der Schlacke lebendig aufging. Beruhigung ſuchten ſie dort, wo ſie zu verſtehen meinten, und darum blieb ihnen die Furcht im Herzen ſitzen, denn das Herz läßt ſich nicht überreden.

Auch ihm war es ſchwer zu Mut. Auch er ſuchte den Frieden.

*

Sie ſaßen der Reihe nach auf der Bank im Laßſtüblein, und der Bademeiſter Hans Kapl traf ſelbſt die Vorbereitungen, zwei Geſellen halfen ihm. Er legte auf einen Schemel die Laßeiſen und Schröpfköpfe, die Binden, Pflaſter und etliche Olitäten zurecht. Auf das ehrerbietigſte antwortete er ſeinen Gäſten, die wohlgedämpft in ihrer geröteten Haut und noch ein wenig gedunſen nach der reichlichen Ratsſuppe des Fronleichnamfeſtes auf den neuen Doktor warteten, von dem man gehört hatte. Hans Kapl machte unnötig viel Weſens um dieſen Paracelſum.

Ein Salzburger, gedecktes Lachen folgte ihm aus der Badeſtube, öffnete ahnungslos die Tür. Auch er, in ſeiner unbekümmerten Nacktheit, wollte der Blutfülle ein Pförtlein gönnen, da er aber die Bank dergeſtalt beſetzt ſah, verſank er in eine tiefe Verbeugung, ſtammelte irgend etwas, preßte mit beiden Händen den Handzwilch auf den Bauch und wollte entſchlüpfen.

»Heran, allerwegen heran, Meiſter Jorig,« rief einer der Herren.

»... Euer Hochmöglichen ... Euer Großgünſtigen ... Euer Hoch- ... Wohl- ...« damit war Meiſter Jorig wieder verſchwunden, und die Herren auf der Laßbank ſtrichen nicht ohne Wohlgefallen an dieſer Bürgertugend die Bärte.

Obenan ſaß der Bürgermeiſter Virgil Waginger aus der Milchgaſſe. Er pflegte ſonſt am Gries zu baden, war aber der Verabredung gefolgt. Neben ihm ſaß Hans Wetzl aus dem Kai, Amandus Grützner und Heinrich Matsperger, alle drei Ratsbürger des inneren Rates, hochanſehnlich, Zechmeiſter oder Kaufleute. Ihnen folgten Meiſter Ludwig Alt, ein Nachbar des Bürgermeiſters, Moritz Wieſer vom Griesmarkt, der ſonſt auch in die Stube am Gries ging, Virgl Fröſchlmoſer, deſſen Augen ſehr weltläufig blickten, und deſſen Mund alle Ueberlegenheit des ſehr vermöglichen Mannes verriet, er wohnte in der Tragaſſe und beſuchte gewöhnlich das Spitalbad, ſodann der alte Hans Strobl aus der Judengaſſe und ſein Nachbar der Apotheker Koppler, ſämtlich Genannte des äußeren Rates.

Kein Wunder, daß Meiſter Jorig Veichter, Zinn-

gießer von enthalb der Brucken, ſich völlig unberufen fand.

Den Herren hatte der ehrſame Schreck doppelt wohlgefallen, da ſie unter dem Drucke zweier landesfürſtlicher Libelle ſtanden, in denen der Kardinal und Fürſterzbiſchof ſeiner Reſidenz eine Stadt- und Polizeiordnung gab. Schon wochenlang beſchäftigte die Neuordnung den Rat. Man fühlte eine gewandtere Hand als die des früheren Widerſachers und Landesherren, des Lindl Ryebler, und dieſe Hand griff nach dem unglückſeligen lateiniſchen Krieg des vorigen Jahres doppelt feſt zu. Hin war für alle Zeit der Traum von Reichsfreiheit, wenn nicht – das meinte der Apotheker Koppler unter einem Stirngefältel, das ſich zwiſchen Sorge und einer äußerſten Hoffnung kräuſelte – wenn nicht der Bauer eine andere Freiheit bringt, aus der die altverbrieften Rechte wieder erhoben werden könnten.

»Der Baur! Ei, laſſet den Bauren aus,« meinte der Kaufherr Virgil Fröſchlmoſer. »Der Baur hat ein hungrigs Maul und einen unverdroſſnen Magen, der ſchlucket unſer Haus und Gut und nimbt das altverbrieft Recht hintan vor Konfekt oder Latwerg. Laſſet fein den Baurn aus! Ich hab enk mein' Kundſchaft verzählt. Der Matz Lang ſoll allweil Libell ausgehen lan und Ordnung wider Rumor und Empörung, der wird als froh ſein, ſo ihm der Bürger ſeine landesfürſtlich Haut wahrt!«

»Sollichermaßen mueß es kummen und anderſt nit,« meinte Hans Wetzl aus dem Rat und wollte noch Treffliches bemerken, da trat der neue Doktor ein.

Theophraſtus war von der Anſehnlichkeit dieſer Badeſitzung unterrichtet worden, und es lag ihm daran, den Herren wohl zu dienen, denn manches hatte ſich in Salzburg geſchickt, was ihm Frieden verhieß.

»Dies iſt der ehrwürdig und hochgelahrt Doktor Theophraſtes und hat ſein Beſtandherberg beim Wolfgangen Büchler im Häuſl an dieſer Kumpfmühl zenachſt gegen der Badſtuben über,« ſo ſagte Meiſter Hans Rapl und machte, da ſich der Doktor nicht allzuſehr verbeugte, eine deſto tiefere Reverenz für ihn.

Die Herren zeigten ſich einverſtanden, als ſei damit ein Vertrag abgeſchloſſen. Hohenheims kleine, bewegliche Geſtalt hatte ſich bereits abgewandt und prüfte die Inſtrumente, Pflaſter, Schmieren, dann winkte er einem Badknechte und trat an den Bürgermeiſter heran. Er muſterte den behäbigen Körper, ohne ſich um die neugierigen Blicke der Ratsherren zu kümmern, ſtellte ſeine Fragen, die offenbar ungewohnt waren, denn ſie wurden mit Befangenheit beantwortet, fühlte Pulſe, klopfte und horchte da und dort an dem Bürgermeiſter, dann ſagte er:

»Wollet Uech hinwiederum ſetzen, günſtiger Herr. Uech drücket zuweilen die Leber, ſunderlich im Lenzen und iſt ein merklichs Stechen darbei.«

Virgil Waginger gab es zu und ſah die andern bedeutſam an.

Hohenheim hatte den rechten Arm des Bürgermeiſters ergriffen, wies dem Badknecht die Stelle und ſagte kurz: »Epatica!«

Der Knecht wollte das Laßeiſen anſetzen, Paracelſus fiel ihm in die Hand und verordnete oleum myrrhae. Da ihn der Geſell nicht ſogleich verſtand, rieb er ſelbſt die Laßſtelle mit dem Oel ein und überantwortete den Arm der Kunſt des Knechtes.

Er ging von Gaſt zu Gaſt, ließ ihnen die Cephalica, Mediana, Salvatella, die Venen in summitate nasi, retro aures, inter pollicem et indicem ſchlagen, je nachdem er die Herren an Haupt, Herz, Augen, Lunge, Nieren oder Milz ſchwach befand oder zuſagen konnte, daß ſie zu Schwindel, Flüſſen oder Krämpfen neigten. Endlich ſprang allen der lebendige Quell von Arm, Hand, Naſenſpitze oder aus der Vene hinter dem Ohre hinab in die Rinne, in die ein Schöpfknecht zuweilen dampfendes Waſſer nachgoß, um das Ratsblut in den nahen Futbach abzuſchwemmen. Und die Herren fanden ſich alle außerordentlich behandelt, ſie waren erſtaunt über die Sicherheit des ärztlichen Blickes.

Hohenheim verließ das Laßſtüblein, als er die Vene des letzten Gaſtes bezeichnet hatte. Er wußte, daß ihnen noch Fragen auf der Zunge brannten, die er nicht allzu eilig beantworten wollte; ſie ſollten drängender werden und ſeinen Boden bereiten.

Gegenüber dem Kaplbade, eingezwängt zwiſchen Kumpfmühle und dem Steinwürfel des Obertränktores, kauerte die kleine Behauſung, ihren Rücken an die Stadtmauer gelehnt, beſchattet von deren Wehrgang. Eine Stube, eine türbreite Flur und eine Kammer der Stube gegenüber deckte das Pultdach mit

krummzügigen, vermooſten Hohlziegelrillen, es drückte die Wand, daß ſie ſich bog.

Und als der neue Doktor aus der Badeſtube auf die Gaſſe entſchlüpfte, befriedigt von dem Eindrucke, den ſeine Diagnoſen gemacht hatten, ſah er, wie klemm und eng, von Stadttor, Mauer und Mühle bedrängt, ſich ſeine Herberge duckte. Der breite Zettel, der ſeine Künſte pries, hing noch an der ſchmalen Pforte, wie eine fußfällig dargereichte Bittſchrift. Er griff ſich an den Hals und lüftete das damaſtene Brüſtlein. Im Eintreten riß er mit einer ſchnellen Bewegung den Anſchlag ab, eilte, ohne die Türen zu ſchließen, an ſeinen Tiſch, ſchnitt den Zettel auf ein Viertel zuſammen und beſchrieb die Rückſeite mit ſeinem Namen: Theophraſtus Paracelſus, beider Arzneien Doktor. Den nagelte er an die Stelle des alten.

Und er muſterte ſeine Stube. Bänke, Tiſch, Bücherſtelle, Truhe, ſelbſt der Rand des klotzigen Ofens überhäuft mit Töpfen, Büchſen, Gläſern, Büchern. Seine Kleider hingen an den Bettſtangen ſtatt der Gardinen. Auch die Wand war mit Taſchen und Inſtrumenten eilfertig behängt. Nichts ſah dem Frieden gleich und jener gemachen Bürgerlichkeit, in der er feſtſaß.

Er lauſchte, machte einige Schritte den niederen Fenſtern zu, die kaum Licht für den Tiſch boten, trotzdem es auf Mittag zuging. Und blieb ſtehen. Die Mühle, die Mühle! Faſt glaubte er den Boden beben zu fühlen von den gleichmäßig ſtampfenden Schlägen. Tag und Nacht, immer der gleiche Gang, er hatte ihn beinahe gewöhnt. Nur in der Nacht weckte das

Pochen, wie ein heimliches, ſtetiges Warnen. Unabläſſig wie die Rumpfmühle ſein Ohr einhüllte, ſpann ihn, den Peregrinus, die Stadt ein.

Der andere Arzt, auf den das ſalzburger Heilweſen noch ankam, war hofgeſinnt und den Bürgern verdächtig, da ſie meinten, daß er aus ihren Reden in Reſidenz und Kapitelhaus gangbare Münze ſchlug. Da hörte man von den geſchickten Kuren des neuen Arztes nicht ungern, gönnte ihm den Zulauf, ſtellte harmloſe Fragen, fand ihn politiſch frei, reiſemüde und als einen Junggeſellen, der des Heims ermangelte. Man wurde bedacht, ihn von der Krone, wo er zunächſt eingekehrt war, abzuziehen; in der Krone ging es herrenmäßig zu. Die beiden Kaplbader, der Hans und der Wolfgang, waren verläßliche Leute. Die Käpln baderten ſeit Urgroßväterzeiten beim Obertränktor. Doktor Theophraſtus erhielt wider Erwarten einen Antrag, auch fügte es ſich, daß in dem Häuslein [illegible] Wolfgang Buchler für ihn, wohlfeil und ſehr gelegen, eine Beſtandherberge gefunden wurde. Und die Witwe Weinnöſſelin wohnte auf dem Obertränktore mit ihrer ſchönen Kathrein, ſie verſprach um neun Kreuzer Wochenlohn zu waſchen, zu betten, das Haus zu reinigen, ihm zuzutragen und, wenn er deſſen bedürftig wäre, ſeiner zu warten. Und die Barbara Gamſterin, die im Mühlhauſe wohnte, kam ſogleich mit einem kleinen Leibſchaden und großer Nächſtenliebe, ſie verſprach ein Auge auf das Häuslein zu haben, daß es auch getreu von der Weinnöſſelin behütet werde, und es dem Herrn an nichts gebräche, denn die Weinnöſſelin und die Kathrein ſeien von der

leichten Art, ſie flocht auch einige Bemerkungen über ihren Hausgenoſſen, den Michel von der Conntrey ein, die nicht unbedenklich klangen. Und Michel von der Conntrey litt an Podagra. Er war Hatſchier-Oberfurier am kaiſerlichen Hofe zu Wien geweſen, trug einen gefärbten Bart, warnte vor der Bereitwilligkeit der Barbara Gamſterin und brachte Hohenheim in die Wirtsküche des Chriſtof Ris am Brotmarkte.

Paracelſus ſenkte den Kopf. An dem zerſchnittenen Papiere auf ſeinem Tiſche hing noch ein Glanz der Fremde, Weite, Freizügigkeit. War er des Landfahrens und des Dranges ſo ſehr gewohnt, daß ihn die freundlichen Schickungen dieſer Stadt beengten! War Kampf und Unfrieden ſein eigentliches Leben, ſo daß er mißtrauiſch wurde, wo ſich Hilfe und Glaube fand! Und doch griff er darnach, friedensdürſtig und müde der Landſtraße. Ihm war, als handle nicht nur das Stadtweſen, in dem er feſtſaß, für ihn, ſondern als treibe er ſich ſelbſt in die Enge. Er hatte den Zettel abgeriſſen, die Anpreiſung des fahrenden Arztes, und ſeinen Namen aufgenagelt, als ſei ſeine Kunſt eingebürgert. Seßhaft hatte er ſich erklärt, und nicht wider Wunſch und Willen! Aber – er fuhr ungeduldig durchs Haar, ging etliche Schritte haſtig in die Stube – vielleicht wider ſeine Art, die ſich ſtreckte und bäumte.

Aus dieſem Zwielicht der Gefühle ſtöberte ihn der Hatſchier-Oberfurier auf. Sie gingen in die Wirtſchaft auf dem Brotmarkte. Hohenheim ließ das Gerede ſeines Begleiters vorüberſtreichen, gab zerſtreute Antworten. Michel von der Conntrey blieb

unverdroſſen. Er fühlte ſeit der Behandlung des neuen Arztes Beſſerung und hatte ein dankbares Gemüt.

Langſam ſenkte ſich der Staub des Alltags nieder, deckte den Grund und überzog das wilde Geröll, das die unentbundenen Kräfte ſeines Erzes und Edelgeſteines barg, mit einer gleichen, ſchlammgrauen Haut. Er trug den Bart wie ſie alle, er kleidete ſich wie ſie, lachte mit ihnen, wenn ſie ſich aneinander beluſtigten und einer über den andern um Daumensbreite hinwegflügelte, hörte unter Stirnrunzeln den ewiggleichen Groll gegen den Fürſten und Kardinal, den Söldnerſohn, der die Bürgerfreiheit droſſelte, und er trug mit kräftigen Worten die Geſinnung zur Schau, die ſie alle erwarteten, um vollverſtanden und entladen von ihrem Schwunge durch das Gemeinweſen wieder auf das vertraute Gerieſel ihres Lebensſtündleins zu kommen. Er ſtand ihnen trefflich bei, ſein Anſehen wuchs.

Die Schützen luden ihn zuerſt ein, dann die Goldſchmiede. Und es dampften kräftige Schüſſeln und floſſen kräftige Trünke in Salzburg. Der Weinhandel blühte von Glemaun her, wo die Iſtrianerweine zurollten, und man ließ es kaum unter dem edlen Riſosko oder Czernikoll bewenden. Die Frauen und Töchter – ſie verſtanden Tücher, Schleier, Seidennater, Neſtler nicht minder in Nahrung zu halten, als die bewunderten Bürgerinnen der freien Reichsſtädte – waren begierig, von fremden Ländern zu hören, die der Doktor Theophraſtes erfahren hatte, und ſie zeigten ſich, ſolange der Wein ſie nicht preisgab, erſtaunt und er-

ſchreckt über die Sitten der Italiener, Franzoſen, Polen und Magyaren.

Ehe noch der Winter kam, war er wie eine geſchätzte Standesperſon auf zwei Hochzeiten geladen, und beide Male bot ihm die Jungfrau Veronika Puechfeldnerin ihre ſchmale, weichbeſchuhte Hand, wenn es zu Kirche oder Tiſch ging. – Sie war von ſchlankem Wuchſe, ſchrägſchultrig und weich gerundet, noch ließ das blaſſe, trockene, wohlgeſchnittene Geſicht die Schärfe kaum vermuten. Sie überragte ihren Führer um einen halben Kopf, wenn ſie aufgerichtet im Kirchenchor neben ihm ſtand oder ein wenig ſteif bei Tiſche ſaß und ſich die guten Biſſen von ihm vorlegen ließ; während ſie vor aller Augen nebeneinander herſchritten, trug ſie ſich ſchmiegſam und geneigt, und es fiel ihm nicht allzu ſchwer, Bruſt und Hals ſo hoch zu recken, daß er in ihre dunklen, immer halbgeſchloſſenen Augen ſehen konnte, ohne aufzublicken.

»Sie ſagen all von Eurer Kunſt und Arzenei, Herr Doktor. Da ſtößet einem das Verlangen an, krank ze liegen unter Eurer Hand.«

»Davor ſei Gott, Jungfrau, daß Ihr müget krank ſein, umb meine Kunſt und Praktik zu verſuchen. Da will ich Euch ehender von dieſem Fiſch und Sülze reichen, dann meine Arzenei.«

»Das iſt eine fromme Red. Gnug von dem Hecht, wo ſoll ichs hintun, Ihr überhäufet mich! Allein wünſchet Ihr allen das gleich! Wie ſollet ein Heilmeiſter bſtahn, ſo die Leut keine Wehtäg hättind!«

»Es iſt des Arzet Ambt und Befelch, daß er ein ge-

ſchworen Feind ſeie aller Krankheit, und des Tüfels Hilf und Mehrung ſollet er ſich laſſen baß gefallen, dann die von der Krankheit Gnaden.«

Jungfrau Veronika bekreuzte ſich, aber ſie lächelte und ihre Nüſtern ſpielten.

»Dannocht ich habs gefühlt,« flüſterte ſie, »Ihr habet eine zarte Hand und tappet nit zu als die andern Mannsleut von Adel. Ihr müget einer Kranken wohl tun.«

Und er fühlte, wie ihr Fuß und Knie ſich leiſe an ihn drängte, während die Jungfrau zierlich und kühl mit ihren Fingerſpitzen und einer Brotrinde das Hechtſtück zerlegte. Er lachte frei und erwiderte die Vertraulichkeit.

»Da habet Ihr ein ſunderlichs Geluſten, Jungfrau Puechfeldnerin.«

Sie blickte ihn aus beſchatteten Augen an.

Auch die Mutter wußte ihm zu begegnen. Sie war in alten Brokat gekleidet, doch ließ ſie Gold und Stein vermiſſen, darin andere Bürgerinnen ſchimmerten. – Ob er nicht Bürger zu werden gedenke! Der Puechfeldner ſei Rottmeiſter in der Tragaſſen und Zechmeiſter der Samer, er habe die beſten Freunde. Bombaſt verſtand noch nicht, wonach des Marſtallers, Zech- und Rottmeiſters Frau mit ihrem ſäuerlichen Lächeln eigentlich fragte. Er gab zu, den letzten Schritt ins Seßhafte erwogen zu haben, allein er hoffe, den ehrſamen Eheherren nicht erſt bewegen zu müſſen, da der Rat mit dem Bürgerrechte nicht karge.

»Alleweil frei geſaget ... zu Dienſten, zu Dienſten, Herr Doktor, Hochgelahrt,« kollerte Ruprecht Puech-

feldner, der beſchwerten Schrittes hinzugeſtoßen war. »Es ſoll Euch nit verdrüßen ... ein Wörtl, ein einzig Wörtl ... es koſt' Euch die Hälfte. Bürger! Doktor Thephraſtes, Bürger zu Salzburg! Das müſſet Ihr ſein und ein Haus haben und ein' Herd ... dann die Zeiten ... Gottsdunner, die Zeiten!«

Er trollte ſich, denn er hatte einen Wink bekommen.

Hohenheim tanzte nicht, und Jungfrau Veronika tanzte gerne und gut. Sie vermochte nicht lange zu widerſtehen. So war er in die Hände der Marſtallerin gefallen, hörte noch viel Liebes und Nahes, wurde nach Haus in die Tragaſſe geladen und verſprach, harmlos berührt, zu kommen. Endlich entwand er ſich doch.

Er ſtand inmitten eines lauter und heißer erſchwellenden Feſtes. Er ſuchte; aber er fand nur rotgevöllerte Menſchen, deren Augen und Lippen feucht funkelten, die bellend und kirr lachten, ſchrien. Da ſchnürte es ſich ſteigend und dumpf um ſeine Bruſt, der Atem verging ihm beinahe. Die Lichter ſchienen ſtarke Strahlenbündel durch den Dunſt und Schwall zu ſtoßen. Die Geſichter verwandelten ſich: Naſen wurden Rüſſel, Zähne Hauer, die Ohren büſchelig geſpitzt, die Augen klein, gierig und rünſtig. Er hörte menſchliche Laute nicht mehr. Und wie von einer zähen Wolke des Widerwillens geſchoben, wich er ſchrittweis zur Tür, ertaſtete ſeinen Mantel und ließ ſich langſam von der quälenden Macht die ausgetretene Holzſtiege niedertreiben.

In ſeiner Stube ſah er Licht. Er hörte von weitem keifende, kreiſchende Stimmen und eilte. Die Weinnöſſelin verſuchte die Witwe Gamſterin mit einem Beſen auf die Flur zu jagen und die Gamſterin ließ einen naſſen Hadern gegen den Kopf der Beſenſchwingerin klatſchen. Haarſträhnen hingen beiden über den Geſichtern, ſie fletſchten das luckichte Gebiß, ſprudelten, geiferten. Wenn die Stimme der einen übergellte, ſtand der andern Zunge zitternd in der höhniſchen Höhle ſtill, als warte ſie nur, bis die Feindin an ihrer Galle erſticke, um ſich über ihr des eigenen Giftes zu entladen. Sie achteten ſeiner nicht, trieben einander durch die Stube. Endlich warf die Weinnöſſelin den Beſen fort, rannte mit einem gurgelnden Schrei an und verkrallte die Finger in die Haare der andern. Hohenheim faßte zornig das Waſſerſchaff und goß es über die beiden aus.

Sie fuhren voneinander, ſtarrten auf den neuen Gegner, der ihnen den Kübel vor die Füße warf. Da wurden ſie klein und ängſtlich, wiſchten Scheitel, Geſicht und Arme, rafften die triefenden Kittel und verzogen ohne eine Silbe gefunden zu haben.

Paracelſus ſah ſich verzweifelt um. Die Stube war geheizt, die Waſſerlache roch übel und rann gegen den Koffer hin. Er faßte den Beſen, ſchwemmte die Näſſe zurück, warf den Beſen in den Flurgang, Schaff und Hadern nach. Er riß Mantel und Schaube vom Leibe, ſchleuderte ſie aufs Bett, ſtampfte gequält in der Enge auf und nieder.

Noch war er ſeines Ekels nicht entladen, da hörte

er ein Gepolter im Gange. Mit geballten Fäuſten ſprang er in die Tür. Der Hatſchier-Oberfurier fiel ihm beinahe um den Hals.

»Verrammlet ... mit Beſen und Schaff ... verrammlet vor der Gamſterin ...«

Wie vor einer Erſcheinung wich Hohenheim vor dem grinſenden Gelächter aus dem leeren Munde zurück.

»Als aus dem Bach zogen ... in Groll und Gift und verrauft und verriſſen iſt ſie ankummen, die alt Rachel ...«

Er gluckſte vor Vergnügen.

»Auf der Gaß ſtehn noch Leut. Recht ... recht ... Ihr habets denen Vetteln geben ... Waſſer drauf, das löſcht!«

Hohenheim ſtarrte den beluſtigten Glatzkopf an, der in ſeine Stube gedrungen war, als ſtünde ſie öffentlich zu jedermanns läppiſchem Belieben.

»Die iſt geprellt und nit gar zu gelind! Hat ein Aug auf Euch, Herr Doktor Hochgelahrt, die Gamſterin! Ein Strumpf voll Guldengroſchen und allerweg noch regſam, ein Witib, und Ihr ein Junggeſell, müſſet auch Bürger werden, ehelichen ...«

Seine Stimme überſchlug ſich vor Freude.

Bürger werden! Das lag Hohenheim noch im Ohre. Ehelichen! Der Rott- und Zechmeiſter meinte Haus und Herd. Der Hatſchier-Oberfurier verſtummte plötzlich. Er ſah die kalten, zwingenden Augen, wurde ratlos und befangen.

»... ich ... Herr Doktor, haltet zu Gunſt ...

ich gedacht Euch nit . . . ſollet ich ohnverſehentlich . . .«

»Laßt gut ſein, Oberfurier, ich möcht ein Ruh han vor dieſen Tag. Auf morgen, auf morgen,« ſetzte er hinzu, denn er fühlte die Harmloſigkeit des andern.

Michel von der Conntrey ging auf den Zehenſpitzen wie von einem Kranken, draußen wies er die Leute fort. Der Doktor wolle ſeine Ruhe.

Später griff Bombaſt nach dem Stockleuchter, ſchloß den Koffer auf und kniete in die Näſſe nieder. Er hielt das Licht über einen Bund beſchriebener Blätter und löſte die Schnur. Aufs Geratewohl langte er in die Blätter hinein. Er las. Ein Schatten tiefer Müdigkeit lag über Stirn und Augen. Er beugte ſich nahe. Faſt vermochte er die dünne braune Schrift nicht mehr zu leſen. Das war in einem lettiſchen Dorfe geſchrieben worden . . .

Der Kienſpan qualmt an der Holzſäule neben dem offenen Herd. Er hat ein Brett quer über die Wiege gelegt, in der ein dickes, rotwangiges Kind liegt. Auf dem Tiſche ruhen Bauer und Bäuerin in wärmender Umarmung unter den Fellen. Die Finger erſtarren ihm beim Schreiben . . .

Dort hatte er ſchreiben können. Lebte das noch in ihm, dieſe ſeine Welt? Und was geſchah mit ihm, um ihn?

Das Licht ſtand im Koffer; von den engen Wänden des Behältniſſes abgeblendet, brach der Schein wie aus einem tiefen Schachte zur Stubendecke hinauf; das zitternde Geſicht des knieenden Mannes wurde

geſtreift. Sein vorgeſchobenes Kinn warf einen tiefen Schatten über das Geſicht, und die Augen verſchwanden in den Höhlen.

Wo war ſeine Welt! Und wo die Legſtatt für die Ueberfracht ſeines Weſens! Menſchen ſollte er fühlen, Menſchen, die wie Aecker wären, Pflug und Samen wollten, denen er Troſt werden könnte oder Aergernis. Raſt hatte er gefunden, keinen Frieden; Ruhe, aber nicht Entladenheit. Es ſchwieg nur in ihm. Aber es mußte leben und nicht ſchweigen.

Sein Kinn zuckte, ſeine Augen waren feſt geſchloſſen, und er flüſterte ſich zu:

»Beſſer iſt Ruh dann Unruh, doch nützer iſt Unruh dann Ruh. Darumb müſſend Aergernis und Laſter ſein. Weh ihnen, durch die ſie kommen!«

Sein Kopf ſank vor. Die durchleuchteten Scheitelhaare ſchimmerten über der Stirn wie eine Flammenkrone.

Von dieſem Abend an wußte Paracelſus, weshalb die Mauern der Stadt Jericho vor den Poſaunen Joſuas eingeſtürzt waren.

Sein Ruf wurde ihm Beſchwer. Man forderte ſeine Kunſt wie eine Fron. Von weither kamen die Schlitten und brachten Kranke oder warteten halbe Tage vor der Tür, bis er die Zeit fand, ſich über Land bringen zu laſſen. Niemand wollte den Grund ſeiner Kunſt ſehen, und jeder hob Zoll von ihr. Keiner hatte Zweifel, keiner Bedenken. Sie glaubten an ihn, und hätte er ihnen geſagt, daß er ihnen das Licht des Mondes zu

Pillen drehe, ſie hätten die Achſeln gezuckt und die Pillen geſchluckt und wären geneſen.

In der Weihnachtswoche war Hohenheim an das Sterbelager des Abtes von St. Peter gerufen worden. Er flößte ihm einige belebende Tropfen ein. Der Hofgerichtsſchreiber Michael Setznagel, ein Weſensfreund des Scheidenden, hatte noch einmal die Treueſten der Predigtgemeinde berufen, die Johannes von Staupitz am meiſten liebte. Der letzte Wunſch, ſie noch einmal zu ſehen und zu ſegnen, ſchien dem Abte verwehrt. Da ſie andächtig um das Lager verſammelt ſtanden, verſank der Abt in eine quälende Benommenheit, aus der er vergeblich emporzuringen ſtrebte. Und in frommem Eifer, das letzte Wort des geiſtlichen Tröſters zu retten, war der junge Maler Lienhard zu Hohenheim geeilt.

Die Unruhe des Sterbenden wich nach dem Mittel, er taſtete über die Bruſt hin, faltete die Hände und öffnete langſam die Augen. Er wollte ſprechen, ſuchte vergeblich den Kopf zu heben, erſt als ihn der Arzt behutſam unter dem Rücken faßte und hob, gewann die Stimme ein flüſterndes Leben. Nahe drängte die Gemeinde hinzu, und etliche knieten auf dem Saume des Bettlinnens.

»Seid geſegnet um eurer lauſchenden Herzen willen, die waren mein Troſt in dieſem letzten Drang. Seid geſegnet mit allen lauſchenden Herzen insgemein. – Das Wort iſt groß in dieſen Tägen und findt gewaltige Zungen. Des Doktor Martinus, der mich ſeinen Lehrmeiſter nennet, bin ich ein unmündiger Schüler worden.

Der ſchmiedet das Wort. Wohl dem, deſſen Herz eine Scheide iſt, darein das Wort fährt und ruhet ohne Wunden! – Und das Wort ſchreiet auf aus dem gemeinen Mann, wie das Gebirg vom Donner. Alle Welt wird laut. So ſeid ihr leiſe. Schließet das Ohr und lauſchet mit euerem Herzen, ſo werdet ihr den Klang finden, in welchem beruhet, was von Gott iſt und ewig iſt, in denen lauten Worten allen. Dann ſo werdet ihr euch erquicken an der wilden Predigt dieſer Zeit in ihrer Tiefe und werdet das Stärkſt finden im Heimlichſten. – Geht, ihr Lieben, dann es iſt die Stund ankummen, da ich muß allein ſein, eines Staubes Korn gleich in dem Mantel Gottes. Seid geſegnet alleſamt, ihr lauſchenden Herzen.«

Johannes von Staupitz ſchloß die Augen und öffnete ſie nicht mehr. Er ließ ſich niederſenken. Seine Lippen bebten leiſe wie unter Gebeten. Und ſie ließen ihn allein.

In ſich gekehrt, langſam, als folgten ſie einem Toten, gingen der Gerichtsſchreiber Setznagel, der Maler Lienhard und Hohenheim aus dem Stiftstore. Es war Nacht. Der große Sternwagen flimmerte froſtklar. Ihre Augen waren zum Himmel gerichtet.

»Keiner iſt er gwen, dann dieſer Stern Licht,« ſagte der Gerichtsſchreiber. »Seine fürſtliche Gnaden hat ihme müſſen die Inful aufdrängen. Er iſt dannoch ein ſtiller Diener des Wortes blieben.«

Der Maler Lienhard fügte hinzu: »Das war ſein letzt Sorg, die ihm in der Todesſtund nit hat verlaſſen, es müget des Doktor Martinus Streit wider den Anti-

chriſt die laut Welt mit einem Schall bitter erfüllen und unſer evangeliſch Freiheit auf den Gaſſen werden ein Gſchrei. Ein Friedensmann und hat recht geſehn. Dann der Wille hat den Glauben übermannt und treibt die Hefen auf in den Moſt.«

Bei den Worten der beiden Männer fühlte der Arzt ſeit langem wieder Menſchennähe, da griff ſeine Rede allzu eilig zu.

»Es iſt des Moſtes Art, er muß treiben. Der Abt hat geſagt, wir ſollen unſer Ohren ſchließen und lauſchen mit dem Herzen, dann ſo werden wir des Schäumens und Schallens Natur in der Tiefe erhörn und uns erquicken, indem die andern vor Furcht vergehn.«

Der Gerichtsſchreiber und der Maler ſahen einander lächelnd an, und leiſe abwehrend meinte Setznagel:

»Wohl, Herr Doktor, er hat uns allen ein Wink geben und Zeichen, müget ſich jedlicher darnach in die Welt finden auf ſeine Weis. Er meinet aber kein irdiſchen Brand nit, als vor Exempel der hoc in tempore iſt ausbrochen in Oeſterreich, darinnen der Bauer ſtürmt und brennt, ſundern er meint das ewig Wort Gottes.«

»Und iſt derſelb jetzig Brand in Oeſterreich und anderſtwo nit alſo auch Gottes Wort! Hat Gott nur in Silben geredt! Iſt nit ein jedliches: Stern, Menſch, Tier Gottes Wort! Menſchen, die da ſchumen und brennen, der Doktor Martinus, der Papſt, der Baur — all ſeind Wort und Zeichen von Gott in die Welt geſetzt, müſſend ufgehn mit Drang und Schall uf ihr Art. Sind geſäet, wachſen und verderben nach der

Stund, die iſt in ihre Natur eingeordnet von Anbeginn. So wir ihnen lauſchen in ihre Tiefe, ſo hören wir das ewig Gotteswort, geſprochen durch die Natur.«

»Seltſam ſprecht Ihr, Herr Doktor, und anders. Ihr ſetzet die Offenbarung als ein dritt Teſtament und füget es hinzu zu dem alten und dem neuen.«

Sie waren ſtehen geblieben. Hohenheim antwortete:

»Es iſt nur ein Teſtament und Zügnis Gottes in ihm ſelbſten, das iſt die groß und klein Welt. Das geſchrieben alt und nü Teſtament lieget alls darinnen, wie das Erz lieget im Berg, wie die Arzenei im Kraut. Was kunnt Uech dies ſunderlich bedünken! Muß Gott nit leben in ſinen Werken und ſine Werk in ihm!«

Da brannte der Maler Lienhard auf:

»Dann iſt Gut und Bös nimmer geſcheiden und alls ein.«

Hohenheim ſagte:

»Wer will Uech weiſen, was vor Gott iſt geſcheiden und was einig iſt vor ihm! Wir mügend das Ohr ſchließen und lauſchen mit dem Herzen. Gut und Bös liegt in Chaos und in der erſten Materi. Iſt ein Kampf des Reifens, iſt eine Däuung, wie die Matrix reifet in denen Füern. So aber die Elixir iſt vollends, dann iſt Gut und Bös nit mehr ſundern allein die Elixir und ihr heilend Kraft.«

»Das iſt mir ein groß Bedenken,« meinte Michael Setznagel ernſt und freundlich; er ſenkte die Stirn. »Wir kummen von eim Sterbenden, da will ich eine ander Stimm nit mehr hörn. Allein es möcht mir Zeit und Weil ankummen auch vor Euer Stimm.«

Er grüßte und entfernte ſich von den beiden, denn Meiſter Lienhard mußte den Arzt begleiten, da er das Hornlaternchen trug. Der junge Maler ging voran wie ein Diener, und ſein Licht ſchimmerte auf dem harten Schnee. Paracelſus folgte bitteren Herzens.

War die verlöſchende Stimme heiliger als die lebendige, die aus ſeiner Bruſt allzu bereit hervorgebrochen war! Hatte er nicht aus des Sterbenden Worten tiefer geſchöpft als der fromme Gerichtsſchreiber. Sie waren alle erfüllt von der geringen Ehrfurcht und kannten die große nicht. Sie glaubten Gott näher auf den Lippen der Sterbenden als in dem Herzen der Lebenden, denn ſie fürchteten die Ewigkeit und liebten ſie nicht.

Er ſah hinauf. Ueber der ſteilen Kluft des Gäßchens ſchwieg der ſchmale Himmelsſtreifen, kein Sternbild war zu erkennen, nur hundert Sterne, zeichenlos hingeſtreut.

Unter der Tür wartete der junge Maler, bis Hohenheim mit dem Wachsſtocke kam, um ihn an der Laterne anzuzünden. Als er den Dank empfangen hatte, ſagte er:

»Am Sunnabend ſein wir beim Setznagel und leſen die heilig Schrift. Das ſollt Ihr wiſſen, Herr Doktor. Es iſt mir aus Euren Worten ein Grund aufgegangen.«

»Meiſter Lienhard, ich kann nichts ſchauen, es ſeie dann im Lichte der Natur.«

Da der Maler ihm fragend in die Augen ſah, fügte Hohenheim leiſer hinzu: »Zwieſpältig ſeind die Menſchen, darnach allzit geſcheiden. Die ein halten am

Schein des Wortes, die andern am Licht der Natur. Es iſt keine Brucken geſchlagen, die aus der Tiefe des Weſens reicht von den einen zu denen anderen.«

Der Maler meinte beſcheiden: »Wir haben heunt ein Tröſter verloren durch den Tod, und er hat unſere Herzen lauſchend genannt.«

Hohenheim blieb in Zweifeln zurück. Er mußte die leiſe, lockende Hoffnung immer wieder verdrängen, denn er fühlte: jene ſuchten Gott im Worte und er hatte das Wort überwunden. Tübingen, Ferrara, Paris und die weite Fahrt, ſtets ein Kampf gegen das Wort und um das Licht der Natur.

Aber es zog ihn zu den Menſchen. Und er ſah, wie ſie darnach ſtrebten, einander die Zunge zu löſen, denn auch die ſalzburger Gottesſucher meinten, daß die Rätſel Gottes auf der Zungenſpitze lägen. Glauben und Vertrauen trugen ſie einander zu, das Köſtlichſte, das ſie hatten, ehrten die Meinung, gönnten dem ſchwächſten Worte die Bedeutſamkeit des Gottesfunkens, wurden kühn zu eigener Rede und mußten doch immer wieder erleben, daß ihr Brot nicht ſättige, ſondern nur den Hunger betäube. Willig nahmen ſie ihren Troſt für Gewißheit, die Glaubensknechtſchaft des Geiſtes für Erkenntnistiefe.

Paracelſus ſuchte ſie aus dem taſtenden Dunkel zu leiten und ſei es nur zum Zweifel an ſich, doch ſie verſtanden ſeine fahrige Art nicht. Die Sanftmütigen unternahmen es, ihn zu beſchwichtigen, die Rauheren pochten auf das Gotteswort und maßen es ihm mit Buchſtaben ſcheffelweis vor. Ihm verſagten ſie ihren

Glauben und das Vertrauen. Michael Setznagel griff lange vermittelnd ein. Der Maler Lienhard allein ſuchte ihn immer wieder. Er war einer der Jüngſten aus dem Kreiſe der ſalzburger Gottesſucher und konnte noch über ſich hinauswollen. Aber gerade an ihm erfuhr Hohenheim, daß eines Menſchen Wahrheit nicht mitgeteilt, ſondern daß ſie von dem andern nur miterlebt werden kann. Je rührender Lienhard an ihm hing, deſto mehr erkannte Hohenheim, daß die Artreiſe dieſes Mannes nicht genüge.

Lienhard malte die ſchöne Kathrein vom Oberſtränktor. Eine Altartafel, der heiligen Cäcilia zu Ehren, war ihm aufgetragen worden. Und als er der Kopfſtudie nicht mehr bedurfte, brachte er das bemalte Tüchlein. Erfreut hing Hohenheim das Bild nahe zu ſeinem Fenſter und betrachtete es lange.

»Das iſt Ueer Sprach, lieber Meiſter, und die ſtaht Uech an. Was vor ein Seligkeit habt Ihr darein gelegt, dann ich kenn das läſſig Menſch wohl. Was ſuchet Ihr ein ander Sprach und die Geſchrift!«

»Saget mir, Herr Doktor, warumb es mich nach der andern drängt!«

»Es möcht des Samenkorns Drang ſein, lieber Meiſter. Jedannoch das Korn muß in der Erd fäulen, als wachſet der Halm us ihme und der iſt das Korn nit mehr.«

»Das iſt kein Troſt nit. Ihr gebt mir kein Frieden damit. Und dannocht bewegt Ihr die Menſchen, mich und die andern!«

»Ihr wöllen Troſt und Frieden, Meiſter Lienhard! Freuet Uech, daß Ihr kein Troſt nit habet und den Frieden nicht. So ſeid Ihr lebendig. – Ich hab min Frieden nimmer geſehn uf minen Wegen und in denen Mauren. Suchet die Natur, dann bedürft Ihr des Troſts nit, oder ſterbet wie das Saatkorn ſtirbet, uf daß der Keimling lebe.«

Der Maler ſchwieg. Er ſtand aufgereckt beim Fenſter unter ſeinem Bilde und ſchloß für eine Weile die Augen, als wolle er der Rede des Paracelſus nachlauſchen. Paracelſus, inmitten der Stube, ließ ſeine Blicke ſuchend über all dem Gerät ſchweifen, als müſſe er eilig das Nötigſte zuſammenraffen.

»Es iſt der Lenz ankommen, Meiſter Lienhard, da bricht uf, was bſchloſſen war im Grund, der Grund ſtößet es us. Mir iſt an keim Ort ſo lieblich tan worden, als hie ze Salzburg von denen Bürgern ... allein ſie habens wohl gemerkt, daß ich anders ſeie. Es iſt kaum das erſt Füer dahin, und ſchon liegt die Matrix in Aeſchen. Sie tund fürſichtig und bedacht in ihrer Red, ſie fluſtern uf der Gaſſen und weiſen uf mich. Geſchicht umb keiner Untrü willen, dann ſie ſuchen mine Kunſt und Arzenei. Wär ich ein Kluſener oder Eremita, viellicht ſo möchtend ſie zu mir wallen. Allein ich bin ein Arzet und muß unter die Lüt. – Nun iſt der Lenz ankommen, da ſtößet der Grund us, was in ihm beſchloſſen war ſamenweis.«

Lienhard folgte ihm mit ernſtem Blicke auf und nieder. Er wußte nichts gegen dieſe Rede. Längſt mußte der Arzt den Erbauungsſtunden in des Gerichtsſchrei-

bers Hauſe ferne bleiben, es wären ſonſt alle unfrei geworden und verſtummt.

Am Brunnen des Gemeinmarktes war die Fahne erſt aufgeſteckt worden, die den Fürkauf verbot, ſolange ſie hing. Die Bauern ſtellten ſich mit Korb und Schiebtruhen in Reihen an, um ihren Pfennwert loszuſchlagen. Da kamen ſie den Schloßberg herab, je länger, je dichter war der Zug umdrängt. Sie kamen über den Markt: zehn bewaffnete Knechte und in ihrer Mitte, auf einen Klepper gebunden, der Bruder Matthäus von Heiterwang, der im Inntale lutheriſch gepredigt hatte.

Die beiden Knechte, die den Zug führten, hoben die Hellebarden, mit dem Eiſenſchuh eine Gaſſe zu ſtoßen. Wagte auch niemand Geſchrei, der Zorn zitterte durch das Gemurmel der drängenden Leute; die Knechte biſſen die Zähne zuſammen, ſie fühlten es ärger als Hiebe. Inmitten des Platzes ſtreckte ſich der Bruder Matthäus und rief:

»Laſſet gahn, liebe Leut, da Gott es durch ſeinen Schergen, den Erzſchelm Lang, beſchloſſen hat. Sie führen mich auf Mitterſtill in Turm, da ſoll ich ſchmachten umb Jeſu Chriſti willn und ſeines .....«

Der Schaft eines Spießes traf ſeinen Mund, und das Blut tropfte ihm in den Bart. Zugleich aber hieben die Knechte nach allen Seiten ein und die Leute wichen. Eine Rotte Trabanten rannte von der Reſidenz her zu Hilfe und verſtärkte das Geleit durch die Stadt hin bis ans Mühltor.

Dann ſah man den Stadtrichter Hans Gold gewapp-

net durch die Straßen reiten. Der Bürgermeiſter hatte die Ratsglocke ziehen laſſen. Unterkäufel, Zugwerker, Faßzieher, Sackträger wurden in eilender Notdurft unter die Waffen getrommelt. Es geſchah mehr, um ſeiner fürſtlichen Gnaden die Bereitſchaft zu erweiſen, denn die Bürger blieben am Tagwerk, Tavernen und Sudelküchen wurden nur vom Landvolk beſucht.

Zu Mittag kam wieder Bewegung unter die Leute. Einer der Geleitknechte war mit verbundenem Kopfe auf die Burg gelaufen und bald darnach ein Zug Reiſige von der Feſtung nieder und durch das Mühltor gekleppert.

Am Fuße des Untersbergers, nicht weit von der Sankt Leonhardskirche, hatten Bauern dem Geleite aufgelauert, den Bruder Mattheis befreit, ſechs des Geleites erſchlagen. Und gegen Abend brachten ſie zwei Bauernburſchen. Die Arme waren ihnen auf dem Rücken feſtgeſchnürt; mit zweifachen Schlingen um ihre Hälſe je an zwei Sättel gebunden, wurden ſie eingetrieben.

Der Erzbiſchof ließ die Tore doppelt beſetzen, unterſagte den Marktzuzug vom Lande und ſtellte Wachen vor ſeine Reſidenz. Dem Einſpruche des Bürgermeiſters Waginger gegenüber zeigte er den Mann der ſtarken Hand. Zwei Tage nach dem Ueberfall ſaß der Fürſt auf Hohenſalzburg über die beiden Bauern zu Gericht, er allein mit ſeinen Räten. Vor die offene Schranne gehörten die beiden Bauern. Nur dem Volke ſtand das Urteil zu. Beſchworenes Recht.

Und gegen beſchworenes Recht rückte am Morgen

Floriani die Beſatzung der Feſte, voll gerüſtet zu Roß und zu Fuß, durch die lauernde Stadt, acht Doppelhaken raſſelten mit. Im Kern des Zuges, von dreifachen Reihen flankiert, fuhren auf einem Brotkarren die beiden Bauern in Armenſünderhemden mit dem Pfaffen. Ihnen folgte der Scharfrichter, der noch am Gerichtstage von Hallein geholt worden war. Ohne Spiel, nur das Geklapper der Waffen begleitete ſie, zogen ſie über die Brücke, durch die linzer Straße, vor das Tor, zum Galgen. Sie ſtellten ein Karree, die Doppelhaken gegen die Stadt und die Straße auf und nieder gerichtet. Da köpften ſie die beiden Bauern, pflanzten ihre Häupter auf lange Spieße, die Leiber lagen unter dem Galgen. Von den Spießen herab ſollten die beiden Köpfe Land und Stadt warnen. Ueber Nacht verſchwanden ſie und die Leiber. Ein Spieß lag zerbrochen, mit Unflat überhäuft, und auf dem andern ſteckte ſtatt des Totenkopfes ein Bauernſchuh.

In derſelben Woche noch wußte man in Salzburg, daß die Brüder des einen Hingerichteten, es war ein Stöckel aus Bramberg geweſen, den Pinzgau und Pongau aufriefen, daß in der Gaſtein und Rauris Bauern und Knappen zuſammenliefen und etliche Zechen nur halb beſchickt wurden. Ueber Päſſe und Straßen ſpielte ein Botenlaufen hin und wider. Da taſtete die ſtarke Hand des Erzbiſchofs und einſtigen Höflings nach der gewohnteren Feder. Er richtete ſorgenſchwere Zeilen an den Hof nach München, um ſich eine Geſandtſchaft herzoglicher Räte zu verſchreiben, die vor den Bürgern der feſten Stadt Salzburg alle Regiſter des

nachbarlichen Rates und der Warnung ziehen ſollten, um gutes Wetter für den Landesfürſten und Kardinal zu machen, gemeinſamer Heeresſache wegen.

Dringlich gerufen, ritt Paracelſus in dieſen Tagen nach Schloß Stauffeneck. Die Beſatzung war von einer Seuche befallen. Elf Leute waren geſtorben und damit die Verſtärkung wett gemacht, die der Erzbiſchof in die Feſte gelegt hatte. Er war mit Torauf in den ſonnigen Maientag ausgeritten; und da er das Tier munter traben ließ, kam ihm die Burg zu Geſicht, als noch der Tau im Graſe der Waldbuchten ſchimmerte.

Dreimal war er angehalten worden, zuletzt unweit des Aufſtieges von einem Bauern. Und als er Ziel und Anlaß des Weges einbekannt hatte, griff der Bauer ruhig nach der Trenſe des Pferdes, warnte nicht erſt vor Widerſtand und leitete das Tier mit ſeinem Reiter ins Dorf. Er war ein weitläufiger, derbfäuſtiger Kerl, eine Senſe trug er geſchultert. Hohenheim hatte klug ſein Schwert zuhauſe gelaſſen, gegen eine Senſe in ſolchen Fäuſten durfte er das kurze Dolchmeſſer, das an ſeinem Gürtel hing, vergeſſen, er hätte auch den langen Hieber mit dem vergoldeten Pillenknauf in der Scheide gelaſſen. Verdrießlich und doch begierig, fügte er ſich, ohne viel zu fragen.

Vor einem Gehöfte hielten ſie. In der Stube ſaßen vier Männer in der Tiſchecke. Einer ſtand ſchwerfällig auf und ſtellte ſich, ohne ein Wort zu ſagen, in aller Breite vor den Arzt, der ſtehen geblieben war, verdeckte

die Tiſchecke mit ſeiner Geſtalt und hielt ſeine Hand auf dem Riemen der Arzneitaſche, die Hohenheim geſchultert trug. Der Begleiter flüſterte mit den Sitzenden und rief dann einen Namen. Aus der Kammer, die offen ſtand, taſtete ſich ein Burſche um den Türpfoſten und an der Wand weiter, ſank auf das Bankende. Sein Kopf war von blutigen Tüchern umwickelt, er verzog ſein weißes Geſicht, die Augenſterne tauchten ihm halb unter die ſchlaffen Lider.

Die Bauern hätten auch den ſtummen Fingerzeig ſparen können. Hohenheim ſetzte ſeine Taſche auf den Tiſch, griff nach dem Kruge auf der Tiſchplatte, der aber roch nach einem ſaueren Biere. Und ſeine Miene mochte deutlich ſein, denn die Bauern ſtießen einander an und grinſten.

»Schaffet ein Wein und leinen Zůg!«

Der Puls des Verwundeten ging matt genug, die Pupillen ſtanden weit. Bombaſt legte ſein Werkzeug zurecht, dann ſetzte er ſich, unterſchlug die Arme und wartete.

Sie brachten, was er brauchte, und er winkte ihnen, ließ eine Tragbutte umſtůlpen, den Wunden daraufſetzen, einer mußte ihn unter den Achſeln halten. Die andern drei umſtanden ihn.

Und nun begann er mit ſeinen kleinen, kurzfingerigen, ſicheren Händen, mit den raſchen, gelinden Griffen ſeine meiſterliche Arbeit. Er ſpůlte die Wunde mit Wein, band eine Ader ab, entfernte Knochenſplitter. Es war ein Hieb, der jedem andern das Leben gekoſtet hätte, die Schädeldecke war geſprungen.

Dem Verwundeten ſchlotterten die Zähne, er drohte ohnmächtig zu werden. Hohenheim drückte ein Fläſchchen in eine der ſechs ſchwieligen Hände und ließ es dem Verſiegenden unter die Naſe halten. Und als die Wunde mit Balſam geſchloſſen und verbunden war, miſchte er in ſeinem Zinnbecher einen Trunk, flößte ihn dem Kerl ein, deſſen Augen in brechender Demut an ihm hingen. Er ließ ihn auf das Bett tragen, lagerte den Schädel.

»Der muß liegen, keiner ſoll ihn anrühren, ſunſt muß er ſterben. Ich will in zween Tägen kommen und ſehn.«

Dann wuſch er ſeine Inſtrumente in Wein, verſorgte ſie und die Fläſchchen und Büchſen in der Taſche. Es war weiter nichts geredet worden. Die Bauern ſtanden dicht bei ihm, ſie ſahen tief befriedigt zu. Und da er die Taſche faſſen wollte, griffen vier Hände darnach, um dienſtlich zu ſein.

Er ſaß dem Gaule auf und wollte weiter, da berührte der älteſte Bauer die Zügelhand.

»Vergelt's Gott! Halt fein 's Mäul! Hüet Enk wohl ze Salzburg!«

Hohenheim quittierte den Dank und die Warnung mit einem Nicken und trieb das Rößlein an.

Auf Stauffeneck war ein Tagwerk zu leiſten, bis er alle Bettlägerigen unterſucht und einen Raum gefunden hatte, in den ſie vor ſeinen Augen übertragen wurden; bis der Kräuterkaſten durchmuſtert, der Frau und der Köchin ein Heiltrank gelehrt und einer angeſotten war; bis er den Mägden gewieſen hatte, wie die Kranken zu pflegen ſeien und ſo die Verbreitung des töd-

lichen Grimmens verhindert werden könnte. Als alles lag und tat, wie er wollte, hing die Sonne über dem Stauffenberge. Der Burgherr, ein Neffe noch des früheren Erzbiſchofes Leonhard von Keutſchbach, bat ihn unter dem Veſpern, daß er ein Schreiben an den Hof mitnehme, das auf des Arztes Gutachten hin dringlicher um Verſtärkung bat, da der Bauer ſich mächtiger rege. Hohenheim ſchlug ab. Er ſei Arzt, kein Botenläufer.

Da war ſein Dank mit einem Atemzuge dahin. Der Schloßherr würgte mühſam den Zorn nieder und begann argwöhniſch zu reden. Endlich mußte ihn Bombaſt mahnen, daß er zu einem von Adel, zugleich einem Doktor ſpreche, der ihm nach beſtem Vermögen geholfen habe. Und man wurde höflich und kalt, zeigte ſich ſorgfältig und entſchloſſen, dem Herren Doktor, da er, obwohl von Adel, waffenlos gekommen wäre, drei wohlbewehrte Knechte mitzugeben, die ihn zugleich mit dem Briefe unter ſicherem Geleite nach Salzburg brächten. Einer der Knechte werde der ſorgfältigen Zeitläufte wegen den Arztlohn mit ſich führen und ihn dem Herren Doktor einhändigen, wenn ſie in Salzburg hinter dicken Mauern wären.

Hohenheim ſpülte den Aerger mit einem tüchtigen Trunk hinunter und zeigte ſich einverſtanden, um den törichten Argwohn nicht zu ſteigern. So ritt er inmitten dreier Knechte, einem Gefangenen gleich, aus der Burg.

Und als ſie ſchon gegen Abend von der Saalach hin in den Flachgau abbiegen wollten, ſchnellte vor

den Hufen des Vorreiters quergeſpannt ein Seil vom Wege auf und brachte das Pferd zu Sturz, zugleich wurden die beiden Reiter, die dem Paracelſus folgten, von den Tieren geriſſen, und er ſelbſt von drei Männern, deren Geſichter geſchwärzt waren, aus dem Sattel gehoben.

Sie zogen ihm den Hut über die Augen und ſchnürten die Krämpe unter Naſe und Hinterhaupt und über Scheitel, Kinn und Hals feſt. Seine geringen Verſuche, ſich zu befreien, wurden von kräftigen Griffen unterdrückt. Er lag, die Luft mühſam durch den Filz ſaugend, auf der Seite, ſeine Arme wurden hinter dem Rücken feſtgehalten.

Und daß man ihn nicht band, ließ ihn aus der dumpfen Benommenheit aufhorchen; ſie mußten in Kürze etwas mit ihm wollen und feſſelten ihn nicht erſt. Er hörte das Geſtampfe, erſtickte Schmerzensſchreie, Flüche, das Keuchen und dann ein Klirren ſeiner Arzneifläſchchen, ein Klappern ſeiner Inſtrumente und der Meſſingbüchschen, ſie durchſuchten die Taſche. Er wollte reden, aber eine feſte Hand preßte den Filz an ſeinen Mund. Sein Hals ſpannte ſich, die Adern ſchlugen, der Kopf lag wie im Schraubſtocke, ſein ganzer Körper rang nach Luft, er vergaß alles um ſich her. Und als ſich die Klemme löſte, nach den erſten jappenden Atemzügen, merkte er, daß es um ihn ſtill geworden war. Ein Geflüſter nur hörte er. Dann lockerte ſich der Griff um ſeine Handgelenke, und ihm wurde ins Ohr geraunt: drei Vaterunſer lang ſolle er keine Bewegung tun. Sie gingen davon.

Drei Vaterunſer ... faſt hätte er ſie gebetet! Vater unſer, der du biſt ... die Scham überfiel ihn. Paracelſus, Para! Du Mann des Ueberaus! Da liegſt du auf dem Raſen, blind vom eigenen Hute, und warteſt deine drei Vaterunſer! Wahrlich ein Bauernmaß für eines Hinterſichblickens Weile! Ein Bauernmaß für einen Doktor hoch zu Roß, nunmehr im Graben, und einen Edelmann. Hatte er nicht vor einer Stunde dem Schloßherren Adel und Würde unter die Naſe gerieben! Es fiel ihm der blutrünſtige Bauernſchädel ein, den er morgens unter den Fingern gehabt hatte. Dreimal tot wäre er und ſeinesgleichen gelegen unter dieſer Wunde. Und der Kerl kam davon, wenn ſie ihn in Ruhe ließen. Vielleicht iſt er jetzt ſchon ohne Fieber und ſchläft ... ſie werden ihn doch in Ruhe laſſen!

Hohenheim ſetzte ſich auf und taſtete an ſeinen Kopf, zerrte ein wenig an den Stricken und die Mummerei glitt ab. Sie war nicht feſter geſeſſen. Er blinzelte geblendet, kühl wehte es ihm über die feuchte Stirn und das dunſtende Geſicht, und frei ſchlürfte die Lunge. Gegenüber ſtand ſein Gaul angebunden und graſte. Neben ihm lag ſeine offene Taſche. Ein wenig ungeſchlacht war alles wieder hineingeſtopft worden. Und auf die Straße war in hundert Fetzen der Brief des Schloßherren an den ſalzburger Hof geſtreut, etliche Blutſpuren nicht weit davon.

Er zog die Taſche aufs Knie und ſchlichtete ſeine Arzenei zurecht. Langſam entwand er ſich dem Stricke, der immer noch um ſeinen Nacken hing und er bog den Hut in gefälligere Falten, die Feder war und blieb

geknickt. Aechzend ſtand er auf, ſchnallte die Taſche an den Sattel, ordnete die Zügel und führte das Rößlein in eine ſeichte Grube, um leichter aufſitzen zu können.

Hoch zu Roß ſah er ſich noch einmal um: etliche Papierfetzen und einiges Blut. Wer den Ausgang kennt, der kann beherzt ſein. Vielleicht kennen die Mutigen nur das Geheimnis des Ausganges. Oder fehlt ihnen die Mannigfalt der Imagination, alle möglichen Ausgänge vorſtellen zu können, und ſie ſehen nur den einen, den beſten! Klappert, alle meine Fläſchchen, klappert, alle meine Büchschen und Inſtrumentlein – ſo leierte er vor ſich hin, während das Roß, da es ſtallwärts ging, ungetrieben lostrabte.

Es ſah nach Kriegszeit aus im Lande Salzburg. Werde er übermorgen unangefochten zu der Schädelwunde finden! Die Bauerntröpfe ſollten ſie ihm in Ruhe laſſen!

Und er hätte weniger bekümmert zu ſein brauchen, denn der junge Bauer lag getreu auf derſelben Stelle des Bettes und hatte kein Fieber mehr. Hohenheim war der Heimlichkeit halber auf dem Umwege über Burg Glaneck, wo einer an Waſſerſucht litt, angeritten, denn die Stadt durchſickerten Gerüchte: der Ueberfall und er, der glimpflich entkommen war und weiter kein Aufhebens machte!

Der alte Bauer, ſein Warner, begleitete ihn ein Wegſtück zurück. Er redete weitläufig vom Wetter und der Frucht, vom Vieh und der leidigen Menſchheit und fand ſo endlich auf die gemeine Not. Da lobte er ſich den Mut des Doktors ſehr, denn ſie hätten nicht

erwartet, daß er trotz allem käme. Er fragte nebenhin, ob der Doktor ſchon Kriegsläufte mitgemacht habe. Als ihn Paracelſus köderte, er wiſſe nach jeder Wunde genau, von welcher Waffe ſie geſchlagen ſei, der Junge zum Exempel hätte eins mit der Partiſane erhalten, blitzten des alten Bauern Augen ſcharf auf und er forderte kurz zu wiſſen, ob der Doktor Parzelſes bereit ſei, dem armen Manne auf dem Lande beizuſtehen. In der Gaſtein ſuchten ſie nach einem, der die Bader weiſen und einen obriſten Feldſcher abgeben könne, wenn ſie eines ſolchen bedürften.

Hohenheim hielt an, er war über das Vertrauen erſchrocken, das ihm der Bauer zeigte. Redete das Landvolk ſo, dann war es ſeiner Sache ſicher, und Brand und Totſchlag hing über dem hellen Maienland.

»Baur, ein Treu unde Glauben iſt des andern wert. Ich hab mich brauchen laſſen in Kriegen in Neapolis, Niederlanden und Dänemarken, davon du mügeſt niemalen auch nur gehört han. Allein die Kunſt iſt frei, Baur. Laſſet mich in Frieden und begehrt miner nit in dieſem Aufruhr und Brudermord. Die Großhanſen und Herren haben groß Gewalt und hangen weit einander an!«

Darauf meinte der Bauer, daß ſeine Frage nichts verraten könne, was nicht in dieſer Woche noch offenkundig ſein werde, auch wüßten ſie wohl, daß der Doktor geſchwiegen habe, und des Ueberfalles wegen nicht zu Hofamt und Stadtrichter gelaufen ſei. Seine Arzenei wäre im Lande weitum bekannt, ſo möge er fer-

nerhin zu eigenem Nutz und Frommen ſchweigen. Damit wandte ſich der Bauer nach einem kurzen Gruße in den Wald.

Hohenheim ritt beſchwerten Herzens weiter. Er hatte nichts getan als ſeine Kunſt geübt; auch das ſpann ihn ein.

In ſeiner Stube fand er Meiſter Lienhard.

»Ich bin allbereits das dritte Mal zu Euch kommen an dieſem Tag, Herr Doktor.«

»So ſeid Ihr krank, lieber Meiſter, laſſet hören!«

Hohenheim hing die Taſche auf und entledigte ſich ſeines Wamſes, denn er war vom Ritte heiß.

»Das iſt es nit. Mich ſchicket der Setznagel. Von Stauffeneck Euer Arzetlohn liegt auf der Kanzelei bei ſeiner fürſtlichen Gnaden, und der Setznagel ſagt: Ihr ſollet nit gahn und den Lohn holn, ſundern ſollet darauf bleiben, daß ſie ihn bringen. Der von Stauffeneck ſchreibt, Ihr habet es mit denen Bauren und ſeiet ein Rundſchäfter hin und wieder, da möchten die von der Kanzelei Euch mit dem Gelde locken und fragen. Und ſollichs Fragen iſt nichts dann eine Schlingen, damit ſie Euch kunnten einziehn.«

»Was ſchiert mich des Stauffeneckers und des Matz Lang Handel mit denen Bauren! Die ſullend mir min Frieden lan! Ich geſtund allzit bi denen Bürgern.«

»Das weiß ich wohl, und der Setznagel weiß alſo auch. Allein Ihr ſeid den Bauren entkummen und die drei Knecht hand ſie ſchandlich zugericht, aufbunden und die Pferd auf Stauffeneck gehetzt. Und Ihr habet geſchwiegen.«

Paracelſus ſtand beim Fenſter, ein Schatten, deſſen Umriſſe dem Maler alle Ratloſigkeit verriet.

»Was ſollet ich bi all dem tun, lieber Meiſter! Der von Stauffeneck iſt ein Tölpel. Was ſoll ich tun! Muß ich nit jedermann helfen, Bürgern, Bauern und Herren! Ich bin ein Arzet. Gottes Blut, in was vor ein Ungelegenheit ſetzet Ihr mich, lieber Meiſter!«

»Zum Setznagel ſollet Ihr. Der iſt Euch wohlgeſinnt.«

Und Hohenheim fuhr haſtig in ſeinen Wams, riß ihn wieder vom Leib, nahm den Mantel und das verſtaubte Barett, er ſtreifte die Handſchuhe an, als müſſe er die Zeichen ſeiner Würde an ſich ſammeln. Seine Stirn blieb bekümmert, und ſeine Augen flackerten vor Unruhe.

»Kommt nur, Herr Doktor. Es ſeind ſorgliche Täg vor uns all, dann der Poſel iſt laut und höhnet auf den Gaſſen.«

Mit kleinen Schritten lief Hohenheim neben dem Maler her, zerrte am Mantel, rückte am Barett, ſtreifte die Handſchuhe zurecht.

Dem Hofgerichtsſchreiber erzählte er mit einer ärgerlich wimmernden Stimme die Begebenheiten ſeiner letzten Tage, und Setznagel hätte lächeln mögen, denn er dachte der ſcharfen, fiſtelnden Tonart, damit der Doktor in derſelben Stube bedenklich kühne Anſchauungen frommen Leuten zugemutet hatte. Ein wenig gönnte er dem eigenſinnigen Männlein die Kläglichkeit, dann aber rührte ihn das Hilfloſe. Er war kindhaft unſchuldig, der ehrwürdige, hochgelehrte Doktor

Theophraſtus; allein der ſonderbare Mann mußte in ſonderbare Mißgeſchicke fallen, wenn die Zeitläufe in Sturm und Wirbel gerieten. Er ließ ihn reden und leichter werden.

Dann wiederholte er ſeinen Rat, der Reſidenz und Hofkanzlei auszuweichen. Er beſtünde ſo auf gutem Recht und Sitte, wenn er ſich weigere, ſeinen Lohn ſelber zu holen. Doch auch die üblen Deutungen der Kanzlei wären verſtändlich, da er von dem Ueberfalle nichts geredet habe. Er werde bei dem Hofe beargwöhnt, dafür hätte ſchon anfänglich ſein Kollege geſorgt.

Hohenheim ſprang verzweifelt auf. Er achtete der fremden Stube nicht, lief polternd hin und wieder, beſchimpfte den hofgeſinnten Arzt und erhob gegen den Gerichtsſchreiber heftige Vorwürfe, weil auch er ihn beargwöhne. Sein Mantel wehte, ſein Barett ſaß ſchief, er riß die Handſchuhe ab und wand ſie in den Händen.

Setznagel vermochte ihn kaum zum Schweigen zu bringen, er mußte laut und beſtimmt werden und erreichte ſchließlich, daß Hohenheim ſich ſetzte und arm und klein in ſich zuſammenſank. Wie er das Barett abnahm und mit den Handſchuhen die feuchte Stirn wiſchte, troſtlos und erbittert, hätte er auch einen härteren Mann erbarmen müſſen. Aber der Hofgerichtsſchreiber wußte, daß er den Verehrlichen nicht allzuhoch ermutigen dürfe, wenn er deſſen Lebensgefühl nicht wieder in das flackernde Gegenteil umſchlagen laſſen wollte.

»... will ich Euch ſagen, Herr Doktor, der Rat

und behäbig Bürger ſteht zur Zeit mit ſeiner fürſtlichen Gnaden in Concordanz. Zu denen Bauren halt alleinig die Armetei und das gehrend Volk, ſo kaum ein Pfennwert ſein eigen weiß.«

»Ich bin ein Arzet, was ſchiert mich Baur, Hof, Bürger! Mich bekümmert die Krankheit, davor ſeind all glich.«

»Das iſt es, Doktor Theophraſtus, Ihr ſeid geſucht und hoch gelobet umb Eurer Kunſt und Arzenei willen, doch gehabet Ihr Euch ſunderlich. Da ſehend ſie Euch darumb an, daß Ihr Euch nit zu ihnen bekennt in dieſen merklichen Zeiten. So acht' Euch mannigein fromm und treu Gemüet vor ſtolz, daß Ihr nit wöllet Bürger werden zu Salzburg, dann ſie haben Euch mit Gunſt empfangen.«

»Die Kunſt iſt ihnen nit gnug und meine Hilf!«

»Ei, ſo wollet mich doch recht verſtahn, Herr Doktor, dann ich bin Euch ſo wohl geſinnt als einer . . .«

Und er redete ihm freundlich zu, riet ihm, eine Weile zu warten, daß böſe Zungen nicht von ſchlechtem Gewiſſen ſprächen, und dann um das Bürgerrecht einzukommen. Er wolle inzwiſchen auf der Hofkanzlei wirken.

Aber Paracelſus fand keinen Frieden. Seine ſonſt ſo fernen Augen huſchten befangen jedes Geſicht ab. In der Unbeholfenheit ſeines Herzens bot er jedermann, der ihn neugierig darum anblinzelte, ebenſo voreilig Gruß und Tageszeit, als er früher alle, auch Wohlgeſinnte überſehen hatte. Von Sankt Johann hernieder wälzte ſich der ſtarke Bauernhaufe, der ſtändig anſchwoll.

Theophraſtus; allein der ſonderbare Mann mußte in ſonderbare Mißgeſchicke fallen, wenn die Zeitläufe in Sturm und Wirbel gerieten. Er ließ ihn reden und leichter werden.

Dann wiederholte er ſeinen Rat, der Reſidenz und Hofkanzlei auszuweichen. Er beſtünde ſo auf gutem Recht und Sitte, wenn er ſich weigere, ſeinen Lohn ſelber zu holen. Doch auch die üblen Deutungen der Kanzlei wären verſtändlich, da er von dem Ueberfalle nichts geredet habe. Er werde bei dem Hofe beargwöhnt, dafür hätte ſchon anfänglich ſein Kollege geſorgt.

Hohenheim ſprang verzweifelt auf. Er achtete der fremden Stube nicht, lief polternd hin und wieder, beſchimpfte den hofgeſinnten Arzt und erhob gegen den Gerichtsſchreiber heftige Vorwürfe, weil auch er ihn beargwöhne. Sein Mantel wehte, ſein Barett ſaß ſchief, er riß die Handſchuhe ab und wand ſie in den Händen.

Setznagel vermochte ihn kaum zum Schweigen zu bringen, er mußte laut und beſtimmt werden und erreichte ſchließlich, daß Hohenheim ſich ſetzte und arm und klein in ſich zuſammenſank. Wie er das Barett abnahm und mit den Handſchuhen die feuchte Stirn wiſchte, troſtlos und erbittert, hätte er auch einen härteren Mann erbarmen müſſen. Aber der Hofgerichtsſchreiber wußte, daß er den Verehrlichen nicht allzuhoch ermutigen dürfe, wenn er deſſen Lebensgefühl nicht wieder in das flackernde Gegenteil umſchlagen laſſen wollte.

»... will ich Euch ſagen, Herr Doktor, der Rat

und behäbig Bürger ſteht zur Zeit mit ſeiner fürſtlichen Gnaden in Concordanz. Zu denen Bauren halt alleinig die Armetei und das gehrend Volk, ſo kaum ein Pfennwert ſein eigen weiß.«

»Ich bin ein Arzet, was ſchiert mich Baur, Hof, Bürger! Mich bekümmert die Krankheit, davor ſeind all glich.«

»Das iſt es, Doktor Theophraſtus, Ihr ſeid geſucht und hoch gelobet umb Eurer Kunſt und Arzenei willen, doch gehabet Ihr Euch ſunderlich. Da ſehend ſie Euch darumb an, daß Ihr Euch nit zu ihnen bekennt in dieſen merklichen Zeiten. So acht' Euch mannigein fromm und treu Gemüet vor ſtolz, daß Ihr nit wöllet Bürger werden zu Salzburg, dann ſie haben Euch mit Gunſt empfangen.«

»Die Kunſt iſt ihnen nit gnug und meine Hilf!«

»Ei, ſo wollet mich doch recht verſtahn, Herr Doktor, dann ich bin Euch ſo wohl geſinnt als einer . . .«

Und er redete ihm freundlich zu, riet ihm, eine Weile zu warten, daß böſe Zungen nicht von ſchlechtem Gewiſſen ſprächen, und dann um das Bürgerrecht einzukommen. Er wolle inzwiſchen auf der Hofkanzlei wirken.

Aber Paracelſus fand keinen Frieden. Seine ſonſt ſo fernen Augen huſchten befangen jedes Geſicht ab. In der Unbeholfenheit ſeines Herzens bot er jedermann, der ihn neugierig darum anblinzelte, ebenſo voreilig Gruß und Tageszeit, als er früher alle, auch Wohlgeſinnte überſehen hatte. Von Sankt Johann hernieder wälzte ſich der ſtarke Bauernhaufe, der ſtändig anſchwoll.

Sie nahmen Schlöſſer, ſchatzten Stadt und Markt, hielten Päſſe beſetzt. In der Gaſtein ſaßen Knappen, Bauern und Bürger verſammelt, und man wußte, daß ſie einen umfänglichen Beſchwer- und Artikelbrief berieten, auf deſſen Erfüllung ſie äußerſte Gewalt zu ſetzen entſchloſſen waren. Der Maizehent wurde allenthalben verweigert, Ortspfaffen und Amtleute mußten ſchwer ſteuern, oder ſie wurden verjagt; wo ſie ſich wehrten, umgebracht. Und jede neue Kundſchaft traf Hohenheim peinigend, als ſei er mitſchuldig an dem Aufruhr, der nah und näher drang.

Die Einſamkeit ſeines Weſens wurde Gewiſſenslaſt, da die Zeit ins Gemeine rief. Daß er beargwöhnt worden war, genügte, um ihm alle innere Sicherheit zu nehmen, denn er mußte glauben, daß jene fremde Macht, die ihn umgab, und Teil an ihren Sorgen und Glauben von ihm forderte, auch Gründe des Argwohns gegen ihn hatte. Und er bemerkte nicht, daß man unter der Laſt gemeinſamer Sorge ſein kleines Abenteuer und deſſen Mißdeutung vergaß. Auch ſeine dringliche Höflichkeit befremdete nicht lange, da man hörte, der vortreffliche Arzt wolle Bürger werden. In ſeine ſchlafloſen Nächte pochte die Rumpfmühle, mahnte und warnte.

Er war aufgefordert worden, den Lidlohn zu holen, und hatte den Boten heftig angeblaſen. Nun ließen ſie ihn röſten, langſam, langſam röſten, regten ſich nicht wie die Katze vor dem Mausloche. Daß die Hofkanzlei und ſelbſt Setznagel ſich der ganzen Angelegenheit nicht mehr erinnern mochten, fiel ihm nicht ein.

In einem Hauſe der Tragaſſe, es ſtand ſchmal und angewittert unter der Stattlichkeit der andern, hatte man ſeiner um ſo öfter gedacht, je ſorglicher die Zeit wurde, je ungewiſſer man über ihn ſprach – und als es hieß, er wolle Bürger werden, beſonders. Am Abend eines dieſer ruheloſen Tage, als Hohenheim von ſeinen Kranken zurückkam, wartete die Magd vor ſeiner Tür. Er möge eilends kommen und nicht verweilen, denn die Jungfrau Puechfeldnerin läge. Hohenheim ſchloß nicht erſt auf und ging mit. Er hatte ſich nach dem Schutze ſeiner Wände geſehnt und wollte dieſes Beſuches raſch ledig ſein.

Die Marſtallerin erwartete ihn auf dem Söller mit bekümmertem Geflüſter, flehentlichen Mienen, und als Hohenheim, während ſie die dunkle Treppe weiterſtiegen, eine ſachliche Frage ſtellte, blieb die Frau mit gerungenen Händen ſtehen und floß von Beteuerungen über, die Tochter laſſe niemand an ihr Bett, er, der vertraute Arzt, habe denn vorerſt geſprochen. Ihre gläſerne Stimme zitterte befangen.

Die Kammer der Jungfrau Veronika roch trocken wie dürres Seegras. Eine verſagende Stimme ſeufzte ihm entgegen:

»Kommet Ihr, Herr Doktor . . .«

Hohenheim ſchob die Gardinen weit auseinander. Die Kranke lag von dem leichten Kolter züchtig bis an den Mund bedeckt und ihr Haar war in eine breite hellrote Nachthaube eingefangen. Sie hob langſam die Lider und ſah ihn an. Seine Fragen klangen zu kurz und zu beſtimmt, matt und vorwurfsvoll ihre Antwor-

ten. Uebligkeiten, Kopfſchmerzen und Schmerzen im Rücken.

»Eure Hand, Jungfrau Puechfeldnerin.«

Sie wagte kaum, die ſchmale Hand hervorzuſtrecken, denn der Kolter mußte gerafft werden. Die Hand war etwas feucht, ſie duftete nach der Moſchuskapſel, die ſie an einem Silberkettlein um das Gelenk trug. Er mußte das Kettlein ein wenig zurückſtreifen. Die Hand war nicht heiß, ſie zitterte und der Puls jagte.

Sein Auge hatte ſich an das Dämmerlicht gewöhnt. Er ſah, daß ſie nur mühevoll den Atem bezwang.

»Ihr ängſtiget Euch, Jungfrau. Ohnbeſorgt, dies iſt kein Fieber.«

Sie brach in Klagen aus, ihre Augen ſchloſſen ſich, eine Träne hing an den langen dunklen Wimpern.

Hohenheim fragte eindringlicher und, als er aus all den flehenden Beſchwerden kein Krankheitsbild erhielt, verlangte er Licht und ein ungefärbtes Glas.

Die Marſtallerin huſchte eilends hinaus, auch er wollte auf den Gang treten.

»Doktor Theophraſtes ... ich will Euch ſagen ... kommet ſchnell ...«

Sie hatte ſich leicht auf die Hand geſtützt, dabei glitt ihr die Decke von den Schultern in den Schoß. Ihre Haut ſchimmerte aus dem dunklen Zeug des Kiſſens und der Decke. Sie preßte die ſchlanken geſpreizten Finger um eine Bruſt.

Hohenheims Lippen wurden breit, er trat einen Schritt zurück, fühlte, daß er errötete.

»Was habt Ihr, Jungfrau Puechfeldnerin ...!«

Seine Stimme bröckelte von den Lippen. Ihre Naſe, ihr Mund, ihre Augen und wie ſie ſich ihm entgegendehnte und leiſe das Knie aus den Falten ſchob, hätte ihm auch dieſe Frage ſparen können. Und ſie nahm ſeine Haltung für Blödigkeit.

»Kommet ... kommet ſchnell, Theophraſtes ... kommet nahe ... fühlet mich ...«

Paracelſus ballte die Fauſt, er hätte zuſchlagen können. War er ſo weit, daß man ihm wie einem verlorenen Gauchen den Biſſen zuwarf, den keiner ſchluckte?

»Rufet ein Roßknecht us Ueres Vaters Stall ... der hat Arzenei vor Uech!«

Sie erſtarrte und vergaß den Hilferuf. Da er die Tür aufſtieß, rannte er die Marſtallerin an, die hielt ſich blaß und zitternd am Geländer, faſt fiel ihr das Licht aus der Hand. Er rief, ſeiner kaum mächtig:

»Gefehlt, weit gefehlet! Da hats Uech ins Zündkraut geregnet, Puechfeldnerin! Pfui dich, der Schand!«

Er ſtampfte über die Stiege hinunter. Das Tor war verriegelt, fluchend taſtete er es ab, fand und warf den Riegel zurück, ſchlug das Tor hinter ſich zu.

Die Leute ſahen ihm lächelnd nach. Was für lange Schritte konnte der kleine Doktor Theophraſtes tun, wenn ihn der Zorn ritt!

Ihm war, als löſten ſich die lauernden Augen, die höhniſchen Lippen, die gierigen Naſen, die geſpitzten Ohren, die taſtenden Finger von den Menſchenleibern der Stadt und folgten ihm auf dünnen, knickenden Spinnenbeinen windſchnell, ein Heer huſchenden Un-

ten. Uebligkeiten, Kopfſchmerzen und Schmerzen im Rücken.

»Eure Hand, Jungfrau Puechfeldnerin.«

Sie wagte kaum, die ſchmale Hand hervorzuſtrecken, denn der Kolter mußte gerafft werden. Die Hand war etwas feucht, ſie duftete nach der Moſchuskapſel, die ſie an einem Silberkettlein um das Gelenk trug. Er mußte das Kettlein ein wenig zurückſtreifen. Die Hand war nicht heiß, ſie zitterte und der Puls jagte.

Sein Auge hatte ſich an das Dämmerlicht gewöhnt. Er ſah, daß ſie nur mühevoll den Atem bezwang.

»Ihr ängſtiget Uech, Jungfrau. Ohnbeſorgt, dies iſt kein Fieber.«

Sie brach in Klagen aus, ihre Augen ſchloſſen ſich, eine Träne hing an den langen dunklen Wimpern.

Hohenheim fragte eindringlicher und, als er aus all den flehenden Beſchwerden kein Krankheitsbild erhielt, verlangte er Licht und ein ungefärbtes Glas.

Die Marſtallerin huſchte eilends hinaus, auch er wollte auf den Gang treten.

»Doktor Theophraſtes ... ich will Euch ſagen ... kommet ſchnell ...«

Sie hatte ſich leicht auf die Hand geſtützt, dabei glitt ihr die Decke von den Schultern in den Schoß. Ihre Haut ſchimmerte aus dem dunklen Zeug des Kiſſens und der Decke. Sie preßte die ſchlanken geſpreizten Finger um eine Bruſt.

Hohenheims Lippen wurden breit, er trat einen Schritt zurück, fühlte, daß er erröte.

»Was habt Ihr, Jungfrau Puechfeldnerin ...!«

Seine Stimme bröckelte von den Lippen. Ihre Naſe, ihr Mund, ihre Augen und wie ſie ſich ihm entgegendehnte und leiſe das Knie aus den Falten ſchob, hätte ihm auch dieſe Frage ſparen können. Und ſie nahm ſeine Haltung für Blödigkeit.

»Kommet ... kommet ſchnell, Theophraſtes ... kommet nahe ... fühlet mich ...«

Paracelſus ballte die Fauſt, er hätte zuſchlagen können. War er ſo weit, daß man ihm wie einem verlorenen Gauchen den Biſſen zuwarf, den keiner ſchluckte?

»Rufet ein Roßknecht us Ueres Vaters Stall ... der hat Arzenei vor Uech!«

Sie erſtarrte und vergaß den Hilferuf. Da er die Tür aufſtieß, rannte er die Marſtallerin an, die hielt ſich blaß und zitternd am Geländer, faſt fiel ihr das Licht aus der Hand. Er rief, ſeiner kaum mächtig:

»Gefehlt, weit gefehlet! Da hats Uech ins Zündkraut geregnet, Puechfeldnerin! Pfui dich, der Schand!«

Er ſtampfte über die Stiege hinunter. Das Tor war verriegelt, fluchend taſtete er es ab, fand und warf den Riegel zurück, ſchlug das Tor hinter ſich zu.

Die Leute ſahen ihm lächelnd nach. Was für lange Schritte konnte der kleine Doktor Theophraſtes tun, wenn ihn der Zorn ritt!

Ihm war, als löſten ſich die lauernden Augen, die höhniſchen Lippen, die gierigen Naſen, die geſpitzten Ohren, die taſtenden Finger von den Menſchenleibern der Stadt und folgten ihm auf dünnen, knickenden Spinnenbeinen windſchnell, ein Heer huſchenden Un-

ten. Uebligkeiten, Kopfſchmerzen und Schmerzen im Rücken.

»Eure Hand, Jungfrau Puechfeldnerin.«

Sie wagte kaum, die ſchmale Hand hervorzuſtrecken, denn der Kolter mußte gerafft werden. Die Hand war etwas feucht, ſie duftete nach der Moſchuskapſel, die ſie an einem Silberkettlein um das Gelenk trug. Er mußte das Kettlein ein wenig zurückſtreifen. Die Hand war nicht heiß, ſie zitterte und der Puls jagte.

Sein Auge hatte ſich an das Dämmerlicht gewöhnt. Er ſah, daß ſie nur mühevoll den Atem bezwang.

»Ihr ängſtiget Uech, Jungfrau. Ohnbeſorgt, dies iſt kein Fieber.«

Sie brach in Klagen aus, ihre Augen ſchloſſen ſich, eine Träne hing an den langen dunklen Wimpern.

Hohenheim fragte eindringlicher und, als er aus all den flehenden Beſchwerden kein Krankheitsbild erhielt, verlangte er Licht und ein ungefärbtes Glas.

Die Marſtallerin huſchte eilends hinaus, auch er wollte auf den Gang treten.

»Doktor Theophraſtes ... ich will Euch ſagen ... kommet ſchnell ...«

Sie hatte ſich leicht auf die Hand geſtützt, dabei glitt ihr die Decke von den Schultern in den Schoß. Ihre Haut ſchimmerte aus dem dunklen Zeug des Kiſſens und der Decke. Sie preßte die ſchlanken geſpreizten Finger um eine Bruſt.

Hohenheims Lippen wurden breit, er trat einen Schritt zurück, fühlte, daß er erröte.

»Was habt Ihr, Jungfrau Puechfeldnerin ...!«

Seine Stimme bröckelte von den Lippen. Ihre Naſe, ihr Mund, ihre Augen und wie ſie ſich ihm entgegendehnte und leiſe das Knie aus den Falten ſchob, hätte ihm auch dieſe Frage ſparen können. Und ſie nahm ſeine Haltung für Blödigkeit.

»Kommet ... kommet ſchnell, Theophraſtes ... kommet nahe ... fühlet mich ...«

Paracelſus ballte die Fauſt, er hätte zuſchlagen können. War er ſo weit, daß man ihm wie einem verlorenen Gauchen den Biſſen zuwarf, den keiner ſchluckte?

»Rufet ein Roßknecht us Ueres Vaters Stall ... der hat Arzenei vor Uech!«

Sie erſtarrte und vergaß den Hilferuf. Da er die Tür aufſtieß, rannte er die Marſtallerin an, die hielt ſich blaß und zitternd am Geländer, faſt fiel ihr das Licht aus der Hand. Er rief, ſeiner kaum mächtig:

»Gefehlt, weit gefehlet! Da hats Uech ins Zündkraut geregnet, Puechfeldnerin! Pfui dich, der Schand!«

Er ſtampfte über die Stiege hinunter. Das Tor war verriegelt, fluchend taſtete er es ab, fand und warf den Riegel zurück, ſchlug das Tor hinter ſich zu.

Die Leute ſahen ihm lächelnd nach. Was für lange Schritte konnte der kleine Doktor Theophraſtes tun, wenn ihn der Zorn ritt!

Ihm war, als löſten ſich die lauernden Augen, die höhniſchen Lippen, die gierigen Naſen, die geſpitzten Ohren, die taſtenden Finger von den Menſchenleibern der Stadt und folgten ihm auf dünnen, knickenden Spinnenbeinen windſchnell, ein Heer huſchenden Un-

geziefers. Keuchend, mit brauſenden Ohren und einem vor Zorn und Grauen bewölkten Blick kam er an ſeine Tür. Sie war verſchloſſen. Er brauchte nicht wieder zwei keifende Weiber zu jagen.

Er ſperrte ſich ein. Vor ſeine Stubentür ſchob er eine Bank. Erſchöpft und bebend ſetzte er ſich auf ſein Bett, grub ſeine Stirn in die Handflächen.

Es wurde Nacht. Ihn fröſtelte unter dem erkaltenden Schweiß. Er fühlte den Gang der Kumpfmühl, pulſend, als ſchlüge das Herz der Erde unter ihm. So ſaß er Stunden regungslos. Ließ das Unheimliche, das ihn die letzten Tage gejagt und gemartert hatte, ausbluten.

Und dann wußte er, daß es ihn nicht mehr in dieſen Mauern litt. Es überkam ihn ohne Bitterkeit und Reue ein beruhigendes Erkennen. Er meinte den Gerichtsſchreiber zu hören, die redliche, wohlgeſinnte Stimme – den Maler zu ſehen, die treuen, ſuchenden Augen – das ehrfürchtige, dankbare Geſchwätz des Oberfuriers – die eiferſüchtige Beſorgtheit der Weiber – faſt hätte er das dreiſte Spiel in dem Hauſe des Marſtallers mehr töricht und plump als entwürdigend empfunden.

Es litt ihn nicht mehr. Er und die andern mußten nach jenem Willen an ihm handeln, der ihn trieb. Wohin? Der Meiſter wußte es allein, der in ihm lebte und aus ihm wirkte, der Uranfängliche, ſein innerſtes Leben, das den kurzen Griffen des Verſtandes entrückt war. Er, ſein Archäus. Der Archäus wollte, der Doktor Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus handelte und ſprach, und die Menſchen achteten ihn ſonderbar, viel-

leicht für einen Narren, ſie ſprachen und handelten mit ihm, kurzgriffig, widerſetzlich – er und ſie, einander treibend und drängend, und doch im Einklang mit dem Archäus, dem Ens Primum, das aus Kraft der lebendigen Feuer die Matrix nach dem Geſetze der Reifung und Scheidung bewegt.

Er hatte hier an ſeinem Werke nicht ſchaffen können. Der Archäus drängte nach einer anderen Welt. Und der Lenz neigte dem Sommer zu, offen waren alle Wege.

Er ſtand auf, taſtete nach dem Feuerzeug.

Tief in die Nacht hinein rumorte der Doktor Paracelſus. Inmitten der Stube ſtand ſein Koffer, über den Rand hinaus angeſtopft. Mit Mühe zwängte er den Bügel in die Schloßöſe. Er ſah, daß ſeine Leibzeugtaſche nicht mehr das übrige an Kleidung und Gerät faſſen konnte. So überſchlug er, was er dem Rieſenwirte an Zehrung ſchuldig war und fand ihn leicht entſchädigt durch das, was bleiben mußte.

Salzburg befand ſich in ähnlicher Lage wie Villach, als er von dort zuerſt ausgezogen war. Die Kaufleute drängten mit ihren Gütern aus der Stadt, ehe der Bauer kam. Er wußte, daß er für ſeinen Koffer unſchwer die Achſen finden werde, die ihn nach München und von dort weiter trügen.

Am andern Tag ſtand er von ſeiner Herbergsmiete bei Wolfgang Buchler gegen den Hof über ab. Den Schlüſſel gab er der alten Riſin, der Mutter des Gaſtwirtes, zur Verwahrung, und Setznagel verſprach, die hinterlaſſene Fahrnis zu ordnen.

Sie erwieſen ſich alle freundlich und hilfbereit. Er verſicherte, nur eine Weile fortzuziehen und wiederzukommen, wenn die Zeiten ruhiger wären. Er glaubte endlich ſelbſt an dieſe oft wiederholte Rede.

Heimverlangen

Eine Glocke durchſchütterte hell, blank und kurzatmig den gelockerten Schleier ſeines Morgenſchlafes. Durch die beiden quadratiſchen Fenſter, die von pergamentbezogenen Rahmen geſchloſſen waren, ſchimmerte grüngolden die Morgenſonne, von leichtbewegtem Blätterſchatten abgefangen und freigegeben. Er hatte vergeſſen, die Bettgardinen zuſammenzuziehen. Alles um ihn her war licht, ſauber und kühl.

Ein aufkeimendes Behagen ließ ihn den Körper, der noch ein wenig den Sattel fühlte, in dem blauen Bettzeuge regen; es duftete nach Wieſenbleiche. Leiſe kniſterte das lockere, durchwärmte Stroh. Sanft fühlte er ſich erquickt, wie in einem klaren, lauen Bade. Und er kniff die Augen zuſammen, obwohl ſie ſchon an die Helle des Zimmers gewöhnt waren, ſchnitt eine Grimaſſe, ſchlau, befriedigt.

Entronnen! Nachtſchlafender Weile und in den buchengrünen Mai! Dem Geſchwätz und Gegeifer, all der pultdreſchenden oder ſpitzmäuligen Silbenſtecherei und auch der Gier des Rudels, das ihn ſeiner Heilpraktiken wegen umſtrich.

Der Hauswirt in Freiburg blieb verläßlich, das Weib war ihm geheilt worden. Unbeſorgt, in acht oder vierzehn Tagen mußte der Koffer nachkommen! Und weggeblaſen war der ſuſpekte, hochberühmte Doktor Paracelſus über Nacht. Keiner wußte wohin, nicht

einmal der fromme, willige Friedlin, der ihm von Tübingen nach Freiburg gefolgt war.

Sie hätten ihn wieder ſoweit umſtellt gehabt, die ſcharlachenen Gugelanten und Barettleinträger. Den Winter über war ſein Zulauf gewachſen und die galeniſche Weisheit zu Freiburg miſelſüchtig geworden. Daß ihm Badergeſellen anhingen, hätten ſie verſchmerzt, daß aber ihre Studioſen in ſeinem Quartier aus und ein gingen, daß er ihnen Privatiſſima hielt, die in den Disputationen der Fakultät widerklangen, fremd wie Orgelpfeifen im Säuſtalle, und daß er obendrein die Kranken heilte, die ihnen unter den Händen verkamen, das konnten ſie nicht verdauen.

Talfriſche, leichte, ſtrahlende Frühe! Fünf Tage weit von den Ringmauern der Freiburger Spiegelfechter und Clamanten! Geborgen von der waldumhegten Freiheit des Zellerbades, in das er nächtens, die Laterne in der Linken, eingeritten war!

Hätte er ſich wieder ſtellen ſollen von Pult zu Pult – Neid, Galle und Aufgeblaſenheit aus hundert Folianten und Libellen griechiſcher und arabiſcher Steckenreiterei gleich herdenweis gegenüber! Er hatte das erprobt und nicht einmal nur: Danzig, Wilna, Paris – ſtets dieſelbe Gugelfuhre. Er kannte ihre Argumente und die papierenen Deklamationen ins und auswendig, wußte, daß er ewig vor tauben Ohren ſprach, und hätte ihm Gott die Zunge eines Apoſtels verliehen. Sie hörten ihn nicht, und er beſaß die Zunge eines Apoſtels nicht. Es lief kein Weg von ihm zu ihnen. Dasſelbe in Tübingen, dasſelbe in Freiburg. Sie ſollten

ihre Theſen wider ſeine Kunſt allein ausbrüten, kroch ſtets der gleiche Baſilisk aus dem Ei, der Baſilisk, der die Kranken würgte und die Friedhöfe füllte. Sie mochten ihm nachbellen: Sehet, er fürcht' unſer benedeite Weisheit! Indes ſie angeſtopft bis an den Hals mit ihren Sprüchlein und Fündlein ſeiner warten, reitet Theophraſtus durch den Schwarzwald gen Zellerbad und läßt ſich die Maienvöglein in die Ohren ſingen. Sei euch vergunnt der billige Sieg vor dem leeren Pulte des Paracelſus! Laſſet laufen euern Spott und ſpeiet euch aus über ihn, der fröhlich iſt entronnen! Die kranken Leut in Freiburg werden ihm anders nachſeufzen, und die ſeinen Stapfen gefolgt ſind von Tübingen, werden ihnen auch von Freiburg folgen.

Und er kannte ihrer, die eines bereiten Willens waren. Es ſollte um dieſer wenigen willen nicht mehr beim Geſagten und Getanen bleiben. Die ſollten ſehen und leſen können. Das iſt der Sinn des geſchriebenen Worts, daß du allein ſein kannſt mit ihm. Und nur, was der Schrift aus deiner alleinigen Tiefe entgegenquillt, bringt dich zu ihr. Das geſprochene Wort gleichet der Mucken ganz, die über dem Spiegel des Waſſers huſcht. Was weiß die vom Leben in der andern Tiefe, bis der Fiſch kommt und ſie ſchluckt.

Theophraſtus Paracelſus tröſtete ſich. Er lag, ſanft durchwärmt, in einem reinen Bette, und der Goldſchein des Maientages ließ die weiße Tünche ſtrahlen.

Inzwiſchen rollte ſein Koffer nach, der Manuſkripte eigener Hand und Diktate enthielt: Ueber Urin und

einmal der fromme, willige Friedlin, der ihm von Tübingen nach Freiburg gefolgt war.

Sie hätten ihn wieder ſoweit umſtellt gehabt, die ſcharlachenen Gugelanten und Barettleinträger. Den Winter über war ſein Zulauf gewachſen und die galeniſche Weisheit zu Freiburg miſelſüchtig geworden. Daß ihm Badergeſellen anhingen, hätten ſie verſchmerzt, daß aber ihre Studioſen in ſeinem Quartier aus und ein gingen, daß er ihnen Privatiſſima hielt, die in den Disputationen der Fakultät widerklangen, fremd wie Orgelpfeifen im Säuſtalle, und daß er obendrein die Kranken heilte, die ihnen unter den Händen verkamen, das konnten ſie nicht verdauen.

Talfriſche, leichte, ſtrahlende Frühe! Fünf Tage weit von den Ringmauern der Freiburger Spiegelfechter und Clamanten! Geborgen von der waldumhegten Freiheit des Zellerbades, in das er nächtens, die Laterne in der Linken, eingeritten war!

Hätte er ſich wieder ſtellen ſollen von Pult zu Pult – Neid, Galle und Aufgeblaſenheit aus hundert Folianten und Libellen griechiſcher und arabiſcher Steckenreiterei gleich herdenweis gegenüber! Er hatte das erprobt und nicht einmal nur: Danzig, Wilna, Paris – ſtets dieſelbe Gugelfuhre. Er kannte ihre Argumente und die papierenen Deklamationen in- und auswendig, wußte, daß er ewig vor tauben Ohren ſprach, und hätte ihm Gott die Zunge eines Apoſtels verliehen. Sie hörten ihn nicht, und er beſaß die Zunge eines Apoſtels nicht. Es lief kein Weg von ihm zu ihnen. Dasſelbe in Tübingen, dasſelbe in Freiburg. Sie ſollten

ihre Theſen wider ſeine Kunſt allein ausbrüten, kroch ſtets der gleiche Baſilisk aus dem Ei, der Baſilisk, der die Kranken würgte und die Friedhöfe füllte. Sie mochten ihm nachbellen: Sehet, er fürcht' unſer benedeite Weisheit! Indes ſie angeſtopft bis an den Hals mit ihren Sprüchlein und Fündlein ſeiner warten, reitet Theophraſtus durch den Schwarzwald gen Zellerbad und läßt ſich die Maienvöglein in die Ohren ſingen. Sei euch vergunnt der billige Sieg vor dem leeren Pulte des Paracelſus! Laſſet laufen euern Spott und ſpeiet euch aus über ihn, der fröhlich iſt entronnen! Die kranken Leut in Freiburg werden ihm anders nachſeufzen, und die ſeinen Stapfen gefolgt ſind von Tübingen, werden ihnen auch von Freiburg folgen.

Und er kannte ihrer, die eines bereiten Willens waren. Es ſollte um dieſer wenigen willen nicht mehr beim Geſagten und Getanen bleiben. Die ſollten ſehen und leſen können. Das iſt der Sinn des geſchriebenen Worts, daß du allein ſein kannſt mit ihm. Und nur, was der Schrift aus deiner alleinigen Tiefe entgegenquillt, bringt dich zu ihr. Das geſprochene Wort gleichet der Mucken ganz, die über dem Spiegel des Waſſers huſcht. Was weiß die vom Leben in der andern Tiefe, bis der Fiſch kommt und ſie ſchluckt.

Theophraſtus Paracelſus tröſtete ſich. Er lag, ſanft durchwärmt, in einem reinen Bette, und der Goldſchein des Maientages ließ die weiße Tünche ſtrahlen.

Inzwiſchen rollte ſein Koffer nach, der Manuſkripte eigener Hand und Diktate enthielt: Ueber Urin und

Puls, über die Grade und Kompoſition der Arzneien, über Sand und Steinleiden, Chirurgie – alles noch im Chaos, in der erſten Materie. Er wollte hier im Zellerbade die Matrix ſeiner Schriften koagulieren, kalzinieren, wollte unter den vermöglichen Badenfahrern einen und den andern Gönner finden, der ihm den Druck gewährte. Und verſagte das Glück im Zellerbade, ſo konnte er weiter nach Wildbad und vielleicht noch einmal nach Markgrafbaden. Er war gutes Muts an dieſem Morgen, denn es war ein Morgen neuen Beginnens, deren ſein unvertilgtes Herz von Land zu Land, von Stadt zu Stadt hunderte erlebt hatte. Er dachte der unerbittlich ſteilen Strahlen ſeiner Mittagsſonnen nicht und nicht der hundert müden Abende, denen kein anderer Ausweg geblieben war als der Ritt in die Nacht.

Die Hauswirtin betrachtete neugierig den Zettel, den der kleine Gaſt an die Tür geheftet hatte, der geſtern mit ſeinem langen Schwerte und dem klirrenden Käſtchen, als alles ſchon im Schlafe lag, von dem Knechte aus dem Hirſchen gebracht worden war. Da ſie nicht leſen konnte, fragte ſie demütig den hochwürdigen Prior Sebaſtian von Rottenburg, der mit einem jungen Kleriker und zwei Dienern die übrigen Gaſtzimmer ihres Hauſes beſetzt hielt und gerade das Logiment verließ. Der Prior hatte irgendwo den Namen des Arztes gehört, er wechſelte einige Worte mit dem Kleriker und ließ der Hausfrau den Zettel vorleſen. Beider Arzeneien Doktor ſtand auf dem Zettel; das

Schwert ſchien der Frau noch einmal ſo lang und das klirrende Käſtlein doppelt geheimnisvoll.

Es war Chriſti Himmelfahrt. Paracelſus ſchlug einen gleichen Zettel an das Tor des Kirchleins an und ging dann auf die Wieſe, die zwiſchen den beiden Bädern lag. Eine Zeile von Krambuden lärmte von Badhaus zu Badhaus in allen lauten Farben: Spieltrödel, Bänder, Blumen, Südfrüchte, Tücher, Leckereien, Süßwein- und Metkannen. Er dachte an das Engelweihfeſt ſeiner Kindheit. Und vor den Buden ſtelzten die Badegäſte auf und nieder, trippelten die Frauen, hoch und feſtlich geputzt. Sie kniſterten und rauſchten von Karmeſinatlas und bunteſten Taffeten, ſie wogten in Sammet und ſchwergebauſchtem Tuch. Neſtel, Stiften, Stepp- und Schnürwerk blitzte von Gold und Stein. Sie verneigten ſich tief voreinander, wenn ſie grüßten, und fächelten mit Hut und Barett das Gras. Sie lachten und ſchrien, tänzelten und ſchleiften, muſterten die Buden, kredenzten den Frauen ein Glas oder überreichten ein Band, einen Honigkuchen, eine Pomeranze. Graubärte ſchnurrten wie junge Kater und junge Männer kareſſierten die Frauen unter den Augen der Gatten, daß es nur mehr an den letzten Handgreiflichkeiten fehlte. Die Sonne ſtand hoch, ſie füllte das Tal mit einem lauen Dunſte. Es roch nach den Thermen, die ihren Hauch aus den Badehäuſern in den Atem der Wälder und Wieſen mengten.

Da zappelten vier junge, üppige Weiblein über den Raſen. Sie waren nur in Badehemden gekleidet und trugen geſtickte Schuhe aus rotem und gelbem Sä-

miſchleder. Zwei Männer lieſen nackt neben ihnen her, etliche Herren von der Wieſe ſchloſſen ſich unter Reverenzen, die bald in Neckereien umſchlugen, an. Das Gelächter und Kreiſchen der Badegeſellſchaft lenkte die Augen, und die geputzten Frauen ſpannten eiferſüchtig den Buſen unter dem Tüll. Die Geſellſchaft verſchwand im Badehauſe.

Und dann ſah man den kleinen, unſcheinbar und dunkel gekleideten Mann die Wieſe heraufkommen. Er ſtemmte ſein Schwert mit dem großen Goldknauf im Gehänge quer, ſo daß ſich ſein Mantel wie ein Hahnenwedel ſträubte. Man hatte ihn noch nie geſehen, ein neuer Gaſt, ſo fand er Beachtung. Gravitätiſch ging er einmal auf und nieder, grüßte nach allen Seiten mit großer Höflichkeit und verſchwand dann im Badehauſe.

Dort ſah er von dem Holzſtege aus eine Weile zu. Das laue Heilwaſſer in dem weiten Kaſten reichte den Badenden faſt an die Bruſt, es klatſchte und flimmerte, von ihrer Ausgelaſſenheit durchwirbelt. Etliche Frauen und Männer ſtanden an zwei Tiſchen, die auf Böcken über dem Waſſer lagen, ſie ſchmauſten und tranken, ſangen Lieder, die ein Lauteniſt vom Steg herab begleitete. Daneben ſpielten einige Tricktrack und Würfel. Paracelſus erkundigte ſich bei dem Scherer nach den ärztlichen Gelegenheiten und der Geſellſchaft. Die Auskünfte befriedigten ihn nur wenig.

Allein er wurde bald geſucht. Auch die Benediktiner des berühmten hirſauer Kloſters, das eine Wegſtunde talaufwärts lag, hatten ihre Leiden. Als ſie erfuhren,

daß er dem Hochſtifte Einſiedeln angehöre, eröffneten ſie ihm ihre Bibliothek.

Ungeduldig wartete er auf ſeine Schriften. Der Frieden des Waldwinkels und ſeine eigene Einſamkeit ſammelten ihn zu faſt unerträglicher Spannung.

Die Hausfrau hatte ihn mit etlichen Töpfen neugierig an den Herd gelaſſen. Er dunſtete das Heilwaſſer ein und ließ dabei dunkle Worte fallen, die unheimlich genug klangen, aber dann miſchte er den weißen Satz etliche Male mit Wäſſern, die in Augen und Naſen biſſen oder ſo gewaltig ſtanken, daß der Frau alle regſame Dienſtwilligkeit zu Aerger eindickte. An ihrem Feuer, neben dem brodelnden Eſſen tat er das! Dazu kamen Salben und ein Geſudel, vor dem der Doktor ſelber warnte. Und er blieb kurz angebunden, wollte durchaus nicht ſanft und verſtändig ſein für alle Duldſamkeit, für die guten, freundlichen Worte, die man ihm gab. Der eigene Mann ſollte den Unrat ſchmecken, wenn er zum Eſſen kam. Der murrte und drohte längſt, war kaum zu beſchwichtigen, denn das Eſſen zog den Geſtank und das Gift an, mußte anziehen! War das die Art eines Doktors zweier Arzneien, eines von Adel! Man wollte doch Herr am eigenen Herde bleiben, wennſchon das ganze Haus den Fremden zu Gefallen ſtand, die taten, als ſeien ſie ſelber die Himmelsgnade und nicht die Zeller Quellen. Doch die anderen Gäſte gingen einher, daß es eine Freude war. Der Doktor aber ſah täglich ſchmieriger aus. Mit der bloßen Hand fuhr er in das Feuer, als ſei er ein Salamander, und wiſchte allen Ruß und Dreck an ſein gutes Wams,

daß es eine Sünde und Schmach war vor Gott und den Menſchen. – Allein ſie hörte ihn auch preiſen. Es gelangen etliche Kuren, um die es verzweifelt geſtanden hatte. Und wenn ſchon zu behaupten war, daß alles an dem berühmten Waſſer läge, er half den Gottesſegen ins rechte Licht ſtellen durch ſeine Kunſt. Und ſonſt auch hörte ſie etliches über ihn, was ſie dem kleinen Manne wohl zutraute, wenn er ſelbſtvergeſſen vor ſich hinmurrte oder ſie aus ſeinen tiefliegenden Augen durch und durch blickte, als wäre ſie Luft und ſtünde ſtundenweit von ihm. Manche und vornehme Herren redeten ſie des ſonderbaren Gaſtes wegen an. Und auf den Pfennig ſah er durchaus nicht, ſie konnte ihn ſteigern wie keinen noch.

So umzitterte den Ahnungsloſen erſtickter Groll und verhehlte Ehrfurcht. Er nahm die reinliche Fürſorge und den Frieden dieſes Hauſes unbekümmert, wie ein Wanderer den Schatten eines Baumes, erfüllt von ſeinem Ziele.

Es floß ihm leichter aus der Feder, und ſeine Hand vermochte zuweilen kaum dem Drange der Gedanken zu folgen. Er blieb, ſo ſchwer es fiel, bei deutſcher Sprache und Schrift wie der Doktor Martinus. Auch er wollte weithin vernommen ſein und vorerſt von jenen Heilgehilfen, bei denen das Volk Rat und Rettung ſuchte, ehe es ſich an die graduierten Pfennigſchinder und Batzenritter wandte oder ſein bitterſchweres Geld an den Suppenwuſt der Apotheken verſchleuderte. Wer dem Volke helfen wollte, mußte die Bader lehren, die Studioſen kamen von ſelbſt, wenn ſie den friſchen

Braten rochen und ſich an dem alten Leder die Zähne locker gebiſſen hatten.

Unverſehens verſtrichen Wochen. Drei Schriften glaubte er beendet, aber er fand den Gönner nicht, der ihren Druck ermöglichen ſollte. Die Vornehmen und Reichen ſuchten das Bad des ungebundenen Verkehres, des geſunden Dunſtes und der anregenden Quellen wegen. Wer da mit ſchwerem Siechtume kam und nach der Hilfe des Paracelſus verlangte, mußte meiſt den Heller zählen und hatte keinen Einfluß auf Zenſoren und Druckereoffizinen der Städte.

Ein Teil der Kranken, denen er geholfen hatte, war nach Hauſe gereiſt, froh der abgekürzten Unbequemlichkeit, und neuer Zuzug wurde kaum mehr erwartet. Auch von Freiburg her blieb es ſtill. Er redete ſeit Wochen zu den Menſchen nur, was ihm von Zunge und Lippen fiel, und hatte keinen, zu dem er aus dem Herzen und Geiſte ſprechen konnte. So lockerte die ewige Sehnſucht, die ihn von Salzburg nach Tübingen und Freiburg, in die Heimat ſeines Blutes, getrieben hatte, leiſe ihre Flügel.

An einem Sommertage ſaß er auf einem Steine zu Füßen der Burg, darin vor mehr als hundert Jahren der Rieſe Erkinger grauſam gehauſt hatte. In der Rieſenkapelle des hirſauer Kloſters war das zwölf Schuh lange Ledergewand des Erkinger zu ſehen. Es trug ſchwere Eiſenringe anſtatt der Neſteln. Und an die Eiſenringe band der Erkinger die Bauernbräute, die er ſich von den Hochzeitstiſchen holte und dann mit Haut und Haar ungebraten fraß.

Neben dem kleinen Doktor lag der Hut und ein Bündel Heilkräuter im Mooſe. Sonnenringe glitten über ſeine feuchte Glatze. Er hatte die Hände gefaltet, die Arme auf die Beine geſtützt und genoß den ſchattenkühlen Frieden. Nicht weit von ihm quirlte ein Wäſſerlein zwiſchen Wurzeln und ſattgrünen Polſtern. Die Vögel regten ſich wieder, da Theophraſtus ganz ſtill ſaß, mit Huſchen her und hin und ihren kurzen, winkenden Rufen. Sie hatten den Ueberſchwang des Lenzes gelaſſen, ſuchten von Aſt zu Aſt Verſtändigung. Ein Wieſel witterte unter einem tiefhängenden Buchenzweige hervor, ſtutzte über die Tollheit zweier Eichhorne, die einander einen graugrünen Stamm hinanhetzten und dann über die Aeſte fortſchnellten. Das Wieſel vergaß ſeinen Schrecken wieder, ſchlich langſam, ſuchend näher. Da roch es den Menſchen, fuhr zuſammen, war wie eine braune, ſpringende Welle im Nu entglitten. Weit unten, wo Bäume und Unterholz dichter verwuchſen, zogen drei naſchende Rehe vorüber.

Die Blätter regten ſich kaum, doch ſchien es, als ertme der Wald ſelbſtſelig von des Menſchen Nähe.

Da – unweit, wo das Waſſer über etliches Geröll gurgelte, ſah er ein Weiblein liegen, zart und ſcheinend wie Schleierhauch. Ein ſonnenbeſtrahlter Farrenwedel leuchtete durch ihren Körper hindurch. Sie griff mit der einen Hand in das Gerieſel und warf Waſſertropfen nach den ſpielenden Mücken. Die Tropfen blitzten wie Edelſtein, wenn ſie einen Sonnenblick durchflogen.

Der Doktor Paracelſus wagte kaum zu atmen. Er

vergaß anmutbefangen alles um ſich her und hätte ein halbes Leben regungslos geſeſſen, um dieſes Spiel nicht zu ſtören.

Aber es blieb nicht lange bei dem Getröpfel. Die nächſten Zweige teilten ſich, von zwei haarigen Händen niedergebogen. Eine kurzgehörnte Stirn und große, dunkelleuchtende Augen lauerten auf die Nymphe hin, die ihr Geſicht abwandte und ſilbern lachte. Mit einem Sprunge war der Sylvan bei ihr. Er hockte ſich dicht an ſie. Sein Buſchſchwänzlein zitterte, die beiden Hautlappen, die ihm neben dem Bocksbarte vom Kinne hingen, ſchlenkerten, während er durch die geblähten Nüſtern ſeiner Schafsnaſe leiſe meckernd in ihr Lachen einſtimmte. Dann verſtummte er plötzlich, hob ſchnüffelnd den Kopf.

»Es menſchet . . .«

Die Nymphe lauſchte erſchrocken, dann meinte ſie läſſiger:

»Es menſchet nit, allein der Sterbenshauch von Agelei, Nießwurz und Lauch weht herbei und ſeufzt: gebrochen von Menſchenhand. Unrein iſt der Sterbenshauch von dem Moderdunſt der Menſchenfinger.«

Der Sylvan war's zufrieden und graulte ſich nachdenklich in den Haarzotten ſeiner Bruſt.

»Einer iſt über mein Waſſer geſchritten, da die Spinne Tirill ihre fetteſte Fliege gefangen hat vor dieſen Tag.«

Sie wies auf ein Netz, in dem eingeſponnen der dicke Brummer hing. Die Spinne Tirill ſog ihn aus.

Da wußte der Sylvan genau, wie lange es war, ſeit der Menſch das Waſſer überſchritten hatte.

»Einer alleinig?« fragte er.

Sie nickte.

»Dies ſein die Böſeſten. Die lachen nit, die ſchreien nit, haben ein hungrigs Aug und gehrend Herz.«

Er riß ein Kreſſenblatt ab und kaute es. Die Nymphe ſummte leiſe und warf ihm einen Tropfen an die Lippen. Er leckte ihn blitzſchnell mit ſeiner ſpitzen Zunge ab.

Sie fragte: »Warum vermügend die tölpelnden Stelzbein nit alleinig ze ſein, ohn daß ſie bös werden?«

Der Sylvan ſah weit vor ſich hin und faltete in großem Ernſt ſeine ſchräge Stirne.

»Sie hand all ihr Brüder und Schweſteren in der großen Welt verraten und verkauft. Der Bruder Berg und Stein ſchleußt ſich vor ihrem giftigen Blick zu und wird hart vor ihrer Hand. Das ſchweſterlich Gemüt in Baum, Strauch unde Kraut zittert vor den Leichenfingern. Was brütet und ſäuget, ſchwirret und ſchwimmt, iſt ihnen ein Raub, iſt ihnen keins freund und heilig. Sie verachten die Notdurft, um derentwillen ein Weſen dem andern ſich willig gibt in der großen Welt, daß es eingehe in den Leib des andern und ganz verbunden ſeie. Sie verachten die Notdurft und ſehend alls umb Luſt und Gewinn an. So ſeind ſie in ihrem übermütigen Sinn geſcheiden von der großen Welt. Doch kunnten auch ſie nimmer alleinig ſein in ihr, dann jedlichs Geſchöpf ſuchet ſein Frieden außer ihme. Darumb ſo müſſen ſie einander anhangen in ihrer kleinen, in ihrer Menſchenwelt, ob ſie einander

auch kaum das Leben gunnen, und müſſen einer vom andern Frieden ſtehlen in ihrem Leben aus Raub und Gier. So aber einer einſam gehet – dies ſeind die Böſeſten, dann die haben als auch die Menſchenwelt verraten.«

Während der Rede des Sylvan lächelte die Nymphe weibtöricht, denn ihr gefiel der warme Tonfall der Stimme, verſtand ſie auch nicht, was er meinte, und ſie ſpielte dabei mit einem langen Regenwurm, den ſie um ihren Finger wand. Der Sylvan aber hatte unterdes ihr grünliches Haar aufgerafft und ſtrählte es zärtlich mit den fünf Zinken ſeiner Rechten, hob es hoch und ließ es in der Sonne ſchimmern wie geſponnenes Glas.

Da faßte Paracelſus leiſe ſein Schwert und drehte es behutſam, ſo daß der Goldknopf gegen die beiden gerichtet war. Auf dem Knaufe hatte er das Wort AZOT durch die Vergoldung tief in das Metall eingeritzt. Im Worte AZOT lagen die Zeichen der drei Urkräfte vereint: Sulfur, Mercurius, Sal. Aus ihnen beſteht die Menſchenwelt und die große Welt, in ihnen ſind beide geeint, trotz aller Scheidung.

Der Sylvan war in die Höhe gefahren, kauerte auf den Hufſpitzen und ſtützte ſich auf die langen Zottelarme. Auch die Nymphe ſaß aufgereckt. Beide Waldweſen erſtarrten unter dem Zeichen, ſie ſtierten den Menſchen an, der ihnen ein unerhörtes Lied ſang:

„Seht das Ein und All.
Keines kommt zu Fall.
Alles gleitet durch ſein Sternenhaus.

Keines lebt allein.
Alles lautet ein.
Anbeginnen iſt ein jedlichs Aus."

Da ſchnellte der Sylvan mit einem gewaltigen Satze über die Nymphe hinweg gegen den Menſchen an, die gehörnte Stirn geſenkt, die Fäuſte gegen die Bruſt geſtemmt. Paracelſus wäre faſt von dem Steine gefallen, wenn er ſich nicht mit einem Rucke erhalten hätte.

Er ſah um ſich. Der Wald war wieder lautlos und ſchreckensſtarr geworden vor dem Menſchen. Paracelſus raffte Hut und Kräuter auf und ſtieg den Holzſteig ins Tal hinab. Er wußte nun, daß ſeines Bleibens nicht länger war, denn die Einſamkeit drückte ſein Herz nieder.

Am zweiten Morgen ritt er neben dem Ochſenwagen, auf dem ſein Koffer lag, gegen Wildbad. Aber auch dort ſah er die Gelegenheit nicht, die er für ſeine Schriften ſuchte. Er blieb ſo lange, bis die Salze dieſer Quellen mit denen des Zellerbades verglichen und ihre Wirkungen feſtgeſtellt waren. Schon deshalb drängte er weiter nach Markgrafbaden: er hatte die chemiſche Verwandtſchaft der beiden Quellenorte entdeckt.

Im Spätherbſt des vergangenen Jahres waren die badener Thermen zornig von ihm zurückgelaſſen worden. Aus Freiburg eiligſt berufen, da der Markgraf Philipp an blutigen Bauchflüſſen zu verſiegen drohte, ſodann nach einer raſchen, glücklichen Kur von kaum drei Tagen, verhöhnt und mit einem Bettel entlohnt,

war er wie ein Landſtreicher von dem badener Schloſſe niedergeritten. Jetzt ſummte die kleine Stadt, von ſchwatzhaften Gäſten überfüllt, als hinge ihr noch vom Mai her, da der zungenfertige Doktor Eck gegen Oecolampadius disputiert hatte, ein Schwarm der redeluſtigen, rechthaberiſchen Herren an. Er hauſierte vom Salmen zur Sonne und weiter zum Baldrich, zum Vogel Greif und Spieß, bis er endlich im roten Löwen eine Kammer fand, darin ein knickriger freiburger Kaufmann wohnte, der ſich gegen zwei Drittteile ſeiner Miete dazu verſtand, daß der Strohſack für den Doktor eingelegt werde.

Auch andere Freiburger traf Paracelſus, die ihn erkannten und ein geheimnisvolles Weſen um ihn erhoben. Und die badener Bürger erinnerten ſich ſeiner Kur an dem Markgrafen. So merkte der Leibmedikus ſeiner Gnaden auf dem Schloſſe, dem es im Verein mit einem freiburger Profeſſor vor etlichen Monaten leicht gelungen war, einen Empiriker und Landfahrer, deſſen man ſich in äußerſter Not bedient hatte, zu prellen, daß er nun an Patienten einbüßte, und auch der Apotheker hatte zu klagen.

Man zog den Doktor Theophraſtus Gelagen bei, da er die gewichtigen Diätverhaltungen der meiſten Badegäſte verlachte und damit die Vergnügten einer Gewiſſenslaſt entband. Seine trotzigen Reden, wenn er dann, leicht bezecht und bald geſtimmt, von ſeinen Fahrten und den Erlebniſſen an Aerzten und hohen Schulen überſprudelte, beluſtigten ſie alle. Manchem, der es ſchlau angriff, indem er kläglich die Kuren und Mittel

aufzählte, die er hatte brauchen müſſen, gelang es, eine ſpottgewürzte, treffſichere Diagnoſe ſeines Zuſtandes zu erſchleichen. Nie war Theophraſtus ſeines Urteils ſicherer und mächtiger ſeiner Kunſt, als wenn er, leicht vom Weine beſeligt, erglühte.

Auch den baſeler Schiffsherren Simon Zwilhenbart vom Rate der Zünfte und deſſen Ratsfreund Jakob Lutenbach, Zunftmeiſter der Kürſchner, die gegen Podagra und Leberkolik für dieſes Jahr ins Badniſche gefahren waren, wußte er ſo unerwartet wirkſam und kühn zu helfen, daß ſie ihn drängten, in dem verſeuchten Baſel ſein Glück zu verſuchen. Dort wünſche man längſt einen Phyſikus, der ſich weniger mit den Predigern, aber mehr mit der Peſt und den Franzoſenblattern herumſchlüge. Aber Paracelſus meinte, er habe nun für eine Zeit der Univerſitäten genug erfahren.

Doch nicht nur dem Leibarzt ſeiner markgräflichen Gnaden und dem Apotheker mißfiel der kleine Doktor mit dem großen Schwerte, den kurzen Rezepten und der lockeren Diät. Es gab Kranke, denen er das Bad widerriet und eine Lebenshaltung vorſchrieb, die ſie der koſtſpieligen Zehrung überhob, ſo daß ſie abreiſten. Auch hatte Paracelſus erſtaunlich ſchnell Kundſchaft mit dem Goldſchmiede Meiſter Marx gemacht, hinter deſſen Werkgadem eine Küche lag, darin es nicht mit rechten Dingen zuging. Dort, ſo hörte man, ſott der Doktor die badener Wäſſer ein von den Fettquellen, vom Ungemach, vom Balderich, von der Höllen und vom Greif. Darüber habe er etliche Worte fallen laſſen: tief verborgen ſtünden die badener Wäſſer mit denen

vom Wild- und Zellerbade in Zuſammenhang. Und das war keinesfalls unbedenklich. Suchten doch die beiden Nachbarbäder mit allen Kräften Gäſte zu zügeln, indem ſie die Koſten für Miete und Küche drückten. Zudem hatte der Löwenwirt keine ſonderliche Freude an dieſem Gaſte, der meiſt woanders zechte, in ſpäter Stunde das Haus aufpolterte, halbe Nächte unruhevoll in der engen Kammer rumorte und Reden hielt, die kein Vernünftiger verſtand, beſonders ſeit von dem freiburger Knicker das Feld geräumt war – bälder als nötig war der abgefahren, und der Löwenwirt hatte das Nachſehen. Alles in allem, die raſchen Kuren und die Diätvorſchriften waren verdächtig, verdächtig die ſchlichten Mittel, die der kleine Arzt meiſt aus eigener Taſche reichte, verdächtig das heimliche Getriebe beim Meiſter Marx. Gefährlich konnte er werden. In Unfrieden war er damals von Baden geſchieden, vielleicht bezauberte er die Quellen und ſuchte Rache.

Als nun zu Mariä Heimſuchung jener tübinger Student Friedlin und zwei andere freiburger Schüler kamen, um den geheimnisvoll verſchwundenen Meiſter wiederzufinden – man hatte in Freiburg ſchon von einer Luftfahrt auf dem Buckel des Leibhaftigen geſprochen – fanden ſie zugleich einen Bedrängten, der auf den andern Tag durch den Büttel vor Stadtſchultheiß und Bürgermeiſter gefordert war. Der Leibarzt ſeiner gräflichen Gnaden und der Apotheker hatten dringliche Beſchwerden, die das Heil der Kranken und gemeines Wohl betrafen. Der Fremde

ſollte ſich defendieren. Paracelſus kannte den tiefſten Grund der Behelligung und hielt auch nicht zurück mit Pochen und Poltern, allein er kannte Punkte und Titel der Beſchwerde nicht.

Die drei Studenten gingen auf Kundſchaft durch die Stadt, vermehrten in ihrem Eifer das Gemunkel, aber ſie brachten doch das Rechtswirkſame aller Bedenklichkeit wider den Meiſter auf: es lag in etlichen Aeußerungen über die badener Wäſſer. Theophraſtus lachte, er wußte nun, wie weit es mit ihm und Baden ſtand. Was er an den Quellen erfahren wollte, war längſt ſein eigen, die Kranken und ein nicht unbeträchtlicher Verdienſt hatten ihn zögern laſſen. Er war wie immer entſchloſſen. Ihn lockte Straßburg längſt, das keine Univerſität, aber geachtete Chirurgen und zwanzig Druckeroffizinen beſaß, die Stadt an der Rheinſtraße, deren Reichtum und Freizügigkeit geprieſen und verdächtigt wurden, da ihr Rat auch Geiſtern Duldung gewährte, die nicht wie er in ſtillem Wirken der Kunſt ein neues Leben ſchufen, ſondern öffentlich für eine Ueberzeugung ſtritten, lauten und leiſen Anhang um ſich ſammelten.

Da er ſich keiner anderen Beſchuldigung gegenüber ſah, als daß er geforſcht und freimütig ausgeſprochen hatte, was in der Natur der Thermen zu finden war, trat er am andern Tage heiter den angeſtrengten Mienen und aufgepluſterten Beſorgniſſen entgegen. Und Schultheiß und Bürgermeiſter ſahen bald, daß der kleine Doktor nichts im Schilde führe, was dem Ruhme ihrer guten Stadt gefährlich werden könnte. Sie fragten

ihn endlich mit einer kümmerlichen Neugier nach den Heimlichkeiten, die er aus ihren Quellen gezogen habe; gutmütig klärte er ſie auf.

Alle drei Bäder, ſo Zeller-, Wildbad als auch Markgrafbaden, entſprängen derſelben Urquelle tief im Erdenſchoße.

»Sie hand ein Urſprung,« verſicherte er, »werden geteilt den Katarakten nach an die drei Oerter. Sie laufen us eim Kalkſtein, dadurch ſie Wärm empfahen. Der Gang, ſo hierher geht, do er am heißeſten fürbricht, der bleibt ohnzerbrochen bis in den Usgang.«

Sie nickten alle zufrieden.

»Er laufi durch den harten Stein und Gebirg.«

Auch das gefiel ihnen, denn es mochte ſchon ein Kerl werden, der ſo durch harten Stein uud Gebirg lief.

»Er empfahet unterwegen aber kein zufallenden Tugenden nit.«

Da ſtutzten ſie, winkten ab, ſchlugen auf den Tiſch und rieſen:

»Wieſo! Us welichem Grund! Kein Tugend nit! Die größiſt Tugend!«

»Er braucht kein ander zufallend Tugend nit, dann er bringt eine große us dem Herzen des Urgrunds mit ihme.«

Und ſie ſchwollen ab, wurden alle wieder zufrieden und meinten:

»Us dem Herzen des Urgrunds! Das iſt wohl geſprochen, Herr Doktor.«

Als er gar eröffnete, daß der Katarakt des nachbar-

lichen Wildbades durch ein grobes Gebirge fließe, deshalb vermiſchte Adern enthalte, wodurch er gebrochen werde, kühler ſei und vollends der des Zellerbades auf ſeinem Wege faſt gänzlich abgekühlt werde, wurden ſie einer Meinung, daß der Herr Doktor Hochgelahrt das überall verlauten und im Druck ausgehen laſſen ſolle, und wünſchten ihm die beſte Zeit. Er aber kündigte dem Schultheißen ſeinen Aufenthalt, denn er wolle nach Straßburg. Damit waren ſie noch mehr einverſtanden als mit ſeinen tiefſinnigen Erkenntniſſen von der Natur ihrer Quellen.

Die drei Studenten zogen mit ſeinem Reiſegut voraus, er mußte noch einen Tag zugeben, da er die Wirkung eines Arcanum, das er aus den Quellſalzen bereitet hatte, für dieſen Tag erwartete. Gegenüber den Toren am diesſeitigen Ufer wollte er wieder zu ihnen ſtoßen. Bis dahin hatte die markgräfliche Kanzlei einen Zoll- und Förderbrief für ſein Gut bewilligt. Er ritt gerne allein.

Im weiten, ſonnenträchtigen Tale des Stromes blitzten die Senſen ſchon, ein frühzeitiges Jahr. An einem Kloſter ritt er vorbei, deſſen verkohlte Dachſparren noch an Bauernzorn erinnerten, aber der Bauer ging mit arbeitskrummem Nacken und ſchleppendem Fronſchritte wie ehedem, grüßte den kleinen Herrn zu Roß, dem ein Schwert an den Bügel ſchlug, demütig wie je. Niedergetreten war der dunkelrote, ſchwerqualmende Brand ihres Herzens. Von Lothringen bis in die öſterreichiſchen Lande hinein muckte kein Bauer mehr auf, und die Herren frohlockten über den unmün-

digen gemeinen Mann. Hatte nicht Doktor Martinus wider ihn geschrieben: »Der Esel will Schlag haben, und der Pofel will mit Gewalt regiert sein.«

•

Die Fensterläden des Schneidermeisters Jörg Ziegler an der Steinstraß waren geschlossen, obwohl der Abend noch herbsthell durch den schmalen Spalt der Ueberhänge und spitzen Dachfirste niederebbte. Jedermann wußte, weshalb Jörg Ziegler sein Fenster geschlossen hielt.

Auf dem kurzbeinigen Werktische, der in die Mitte des Gadems gerückt war, stand ein Schaff, daneben die Holzkanne, und Strahlen einer übertrieften Talgkerze behauchten die Menschen vom ernstgeneigten Scheitel bis ans Knie mit rötlichem Scheine. Sie standen dicht um den Tisch, die Hände über dem Gürtel gefaltet. Ihre Augen waren, gläubig und weit aufgetan, dem waldhuter Kürschnermeister Jakob Groß zugewandt, der die Holzkanne ergriff und seinen Handwerksgenossen, den Matthis Hiller aus Sankt Gallen aufforderte, sich zu bereiten.

»Lieben Brüder, wir hand inbrünstiglich gebet' und seind also versammlet in des heiligen Gottes Namen. Zeuch us din Wammes unde Hembt, Matthis, dann du bist der wahren Tauf, darin uns Jesus Christ ist vorangegangen, zur Stund noch nit teilhaftig.«

Und während Matthis Hiller mit andächtigen, langsamen Bewegungen dem Gebote nachkam, zitterten die Lippen der meisten Brüder vor gläubiger Erregung.

Jakob Groß ſagte ſchlicht:

»Dies iſt ein Zeichen und nützit meh dann ein Zeichen. Matthis, du ſollt es wiſſen, din Fleiſch wird nimmer geheiliget davon und das Waſſer tuet den Unflat nit ab. Dannocht iſt es ein Zeichen, gegeben von dem Propheten in der Wüſten, dem Tüfer, als ein geoffenbaret Wort des höchſten Gotts. Der liebe Herr hat ſich ihme unterton, iſt in den Fluß ingeſtiegen und hat das Zeichen genommen an. Willig iſt er geſtiegen in den Fluß. Dann alſo iſt der Tauf Kraft und Wirkung, daß du willig biſt unde bereit, den Bund zu ſchließen mit dem heiligen Gott us des Gewiſſens Grund. Darumb ſo mußt du ehebevor ein Menſch ſein, erwachſen in Macht dines Willens, in Reu und Erkanntnus der Sünd, reif wie der Halm, den der Schnitter anſiehet. Du mußt abſterben dinem Sündenleben und dinem wollüſtigen Fleiſche. Das hat die Kindstauf nit vermocht an dir, dann du warſt der Sünd und des Fleiſches noch nit erwachſen und des Gewiſſens alſo frembt und ohnerfahrn.«

Er faßte den Matthis Hiller mit ſtarkem Griff an der Schulter und bog ihn über das Schaff nieder. Eine Welle tiefſter Ergriffenheit ſchwellte die Herzen des Bruderkreiſes und befreite ſich in ſeufzenden Atemzügen.

»Ich taufe dich, Matthis Hiller, im Namen des höchſten Gotts, der Himmel und Erde geſchaffen hat, und in der Nachfolge des Heilands, daß du fürder Chriſt und ein nüer Adam ſigeſt, wiedergeborn im Geiſte!«

Damit goß er ihm die Holzkanne über Kopf und Schultern aus. Und Matthis Hiller ſank, von funkelnden Tropfen überronnen, in die Knie, breitete die Arme und rief:

»Gott, lieber Gott, ich danke dir, du haſt mich zu einem reinen Menſchen gemacht und mir den Himmel uftan. All diner Gnaden Herrlichkeit harrend miner Seel. Ich ſeh dich ſitzen uf deme Gewölk, din Angeſicht machet mich blind ... es ſtürmet in minem Haupte ... mir willt der Hauch us ... minem Maul ... vergahn ...«

Er rang nach Worten, ſein Geſicht war verzückt. Alle neigten ſich, freudvoll gehoben, zu ihm nieder, etliche waren mit ihm auf die Knie geſunken und einigen rannen die Tränen über die Wangen. Der Täufer aber kniete auf dem Tiſche und betete mit geſchloſſenen Augen.

Sie lagen noch in ihrer kindlichen Frömmigkeit verſunken. Da pochte es an Tor und Fenſterladen, wie ſie erwartet hatten. Der Täufer Jakob Groß blieb im Gebete, während die andern, ihrer Gottestrunkenheit entriſſen, fragend und erblaſſend auf den kleinen Schneidermeiſter Jörg Ziegler ſahen. Die ihm zunächſt ſtanden, flüſterten:

»Der Tüfer hat wahr geſagt. Nu ſeind ſie ankommen.«

Meiſter Jörg, der Schneider, wurde rot vor Zorn.

»Das ſeind die Knecht des Capito, des Predigerlugenvolks, ſo den Heiland im Maul und die Schlang im Herzen führet!«

Draußen pochten ſie härter und riefen, man ſolle auftun. Allein der Täufer Jakob kniete noch über dem Schaffe auf dem Tiſche. Sein Geſicht war ruhig, ſeine Augen blieben geſchloſſen, nur die Lippen bewegten ſich im Gebete. Die andern waren weggetreten und ſtanden flüſternd in dem Winkel beim Herde.

Jörg, der Schneider, rief gegen das Fenſter:

»Was vor ein Tüfel iſt, der da willt ein!«

»Tu uf, Jörg Ziegler, uf Gheiß der Stadt Herren!«

»Ich hab alleinig ein Herren, der heißt Jeſus Chriſt!«

»Tu uf mit gutem Willen, bi dinem Eide!«

»Tu uf, Bruder«, ſagte der Täufer, »dann es iſt die Oberkeit, die Gewalt hat über dich und mich.«

So öffnete der Schneidermeiſter. Es waren vier Stadtknechte und ein Schreibergeſelle.

»Wo iſt der gottlos und ufrühriſch Jakob Groß von Waldshut, der will keiner Mahnung nit folgen und getrüem, fründlichen Rat und Zuſpruch, ſundern hat ihn ſelbſten wider die Obrigkeit geworfen und den Bürgern geheißen in ſiebzehn Artikuln wider das Schwören, uf kein Eid nützit nit zu trauen, noch ein Eid zu geben fürderhin . . .«

In einem Atemzuge ſagte das der Schreibergeſelle und ſappte hoch auf, als er beendet hatte. Er zitterte unter dem ruhigen Blicke des Täufers.

»Den du ſucheſt, der bin ich.«

»Und den du nit ſucheſt, in deſſen Hus und Werkgadem ihr dringet wie des Lucifer Rott, grob und ſäuiſch, der bin ich, der Schneider Jörg Ziegler. Hebet

üch hinweg, ihr Ottern und skorpioniſch Wuſt und Greuel us dieſem Gadem, darinnen Gott meh lebet, dann in ürem türmenden Geſtein und münſteriſchen Gebäu us eitel Hoffart und babyloniſch Werkheiligkeit ufgericht unde mit ſteinin Göttern überhäufet zur Schmach des alleinigen Gotts! Ich will üch wohl raten, laſſet üre ohnflätigen Händ von dieſem Mann des Heiligen, dann üer Capito und Buzer und die Prediger all mügend ihme nit utlöſen die Schuhriem! Wiſſet ihr nit, daß ich dem Capito hab widerlegt all ſin Gottloſigkeit, ihr . . .«

»Du halt din Maul,« ſchrie der Schreibergeſelle, der ſich einen Zorn geholt hatte.

»Laß gahn,« mahnte auch der Täufer und fügte ruhig hinzu: »Lieben Brüder, es hat unſer Meiſter und Heiland dem Kriegsknechte das Ohr gearzet, ſo ihme das fürwitzig Schwert des Apoſtels hat gehauen ab. Ich hab us Waldshut müſſen abſchiden, indem ſie mich geheißen haben mit Spieß und Harniſt gen den Bauren zu ziehen uf Zell und zu erwürgen den Bauren. Da hab ich geſaget: Laſſet mich in Harniſt und Gewehr wachen und die Stadt hüten, allein ihr ſollet nimmer begehrn, daß ich minen Bruder und Nächſten mit Händen erworg, dann es ſtehet: du ſollt nit töten. Dies aber iſt die Oberkeit in Geſtalt und Zeichen eines Schreibergeſellens unde vier Knechten, und ich bin Untertan der Oberkeit. So ſie mich nur will taſten und in Turm werfen, laſſet gahn; auch du, min Bruder Jörg Ziegler, laß gahn! Dann der Turm iſt alſo auch in Gottes Hand erbauet und als weit und

fri, als min Gebet und Glauben. Und glichermaßen als die Oberkeit ze Waldshut nit Macht unde Gewalt hat über mine Hand, daß ſie ſollet töten den Bauren und Bruder, alſo hab ich und ihr nit Macht, die Hand der Oberkeit ze halten, ſo ſie mich will taſten an und werfen in Turm. Ihr ſollet nit bellen und pochen, ſundern beten, daß Gott die Herzen erlücht.«

Er ſtieg von dem Tiſche und ſtreckte ihnen die Hände entgegen, daß ſie ihm die Eiſen anlegen konnten. Da folgten die taufgeſinnten Brüder bis zum Turm. Er betete laut vor und ſie ſprachen ihm nach. Die Leute auf den Gaſſen gingen mit und vergaßen den Spott über den Mann, der ſchandbar zwiſchen den vier Stadtknechten ging.

Auch Paracelſus begegnete dem Geleite der Taufgeſinnten, und da er den Schneider Jörg von deſſen Bruder Clemens her, der Gärtner in der Rupprechtsau war, kannte, wußte er, was dieſer fromme Zug mit dem Manne zwiſchen den Knechten zu bedeuten habe. Er blieb eine Weile ſtehen und ſah der aufgerichteten Geſtalt des Gefangenen nach. Eine Bitterkeit ließ ihm die Zunge an der Wurzel quellen und es kam ihm unverſehens über die kaum geöffneten Lippen: »Du Bruder in Ketten.« An dieſen leiſen Worten fand er ſich wieder.

Das Menſchenrudel war vorübergeglitten. Er ſtand vor dem Münſter.

Zum erſten Male in dieſen Wochen ſah er die rieſenhafte Quaderbruſt mit offenem Blicke. Ein Herz, das vor Ewigkeit glüht, ſchimmerte das Roſenfenſter aus der Steinwebe nieder. Ein letztes Tageslicht löſte das

zarte Netz des Stab- und Maßwerks und den heiteren Chor der Fialen und Wimperge in Schimmer auf. Der Leib des Münſters brach wie ein felsgewordener Wille hervor. Die Steinſtäbe wurden Harfenſaiten, Wimperge und Fialen blühten aus, umſangen und umdufteten – ein Glaubenslied, ein Gotteserjauchzen – den Felſenwillen, der die Menſchenwelt gegründet hat. Und ſie begannen die heilige Unterredung im Schutze des Felſens: Märtyrer, Evangeliſten, Kirchenväter und Propheten, die Könige des alten Teſtaments. Es frohlockten die klugen, es ſchluchzten die törichten Jungfrauen. Und was ſie flüſternd ſprachen, wurde zum Schattenſpiele in der Tiefe der geſpitzten Bogenfelder ober den Torflügeln. Das lockte und rief hinein aus dem Garten des Menſchenglaubens, in dem ſich die heiligen Erzähler und Bekenner unter den Klängen der Steinharfen und im Geranke der Blüten und Blätter ergingen. Es lockte hinein durch die Mauer des Felſenwillens, aus dem das Roſenfenſter ſchimmerte wie ein Herz, hinein in das unermeßliche Rätſel der Rechtfertigung Gottes durch den Sohn. Und einer Gnade gleich, die ſich dem Volke zeigt, thronte die Mutter mit dem Kinde über der Unterredung der Heiligen.

Du ſteingeborene Bibel der Armen, der ſeliggeprieſenen Armen, die nicht den toten Buchſtaben auf dem Papiere vernehmen, aber aus der Inbrunſt des Herzens leſen können! Du ſprudelnde Glaubensquelle des Gottestriebes! Du läſſeſt den ſtarren Fels knoſpen und blühen, harfen, reden und ſingen! Deutſche Sehn-

ſucht, in der das Maß ein Mittel wird, die Form ein Becher wird für das erſchauende Gemüt! Dich, dich verleugnen ſie und holen aus dem Wälliſchen, was ſie entzückt: ſo Rede und Schrift, ſo Bildwerk und Bau. Sie greifen nach der Schale, verſchütten den heiligen Wein. Und ſie beſpeien die alte Kunſt. Da ihre Herzen ausgebrannt ſind, wird ihr Auge irr an dem Reichtume des offenbarten Triebes. Da ihre Augen nur meſſen können und ihre Hände nur wägen, haben ſie das Geſicht und Gefühl für die Ewigkeit verloren und für die eigenſte Geſtalt der Sehnſucht aus des Menſchen Tiefe. Das hat den Bogen knicken müſſen, denn die Laſt war übergroß geworden im Herzen, das hat die flache Stirn furchen müſſen und der Gedanken Ernſt und Freude leibhaftig aus des Schädels glatter Wölbung gelockt. Da leg deine Ellen an und zieh deine Wagſchalen hervor: du ertaſteſt es nicht, du ermiſſeſt es nicht, du kannſt es nicht wägen, du kannſt es nur beflecken. Und deine wällſchen Meiſter werden deiner lachen, der du die alte Kunſt verraten haſt, vor der ſie in Schrecken ſchaudern.

Paracelſus hatte am Morgen den reichen Rheinreeder Ueberlin beſucht, einer vom Rate der Dreizehn und ein Konſtofler, deſſen Haus von der Flur bis unter das Dach angeſtopft war mit der neuen Kunſt, die über die Alpen kam.

Und nun ging Paracelſus aus dem Mehrern-Spital heim. Man hatte ihn zu einer Amputation gerufen, denn das Haupt der Straßburger Chirurgen, Hans von Gersdorff, der Schielhans, war alt und gries-

grämig, baderte nirgends anders als in ſeinem Sankt-Antonienhof.

Doktor Theophraſtus war »zur Luzernen« bei den Fruchthändlern zünftig geworden, wohin die Chirurgen gehörten, und Hans Ueberlin, der Konſtofler, hatte als Arztlohn verheißen, eine mäßige Taxe für das Bürgerrecht zu erwirken. Das freimütige, leichtbewegte Straßburg behagte dem Fahrenden. Aller Scheelſucht der Aerzte und Chirurgenmeiſter, die ſich auch hier nach etlichem Lauern und Taſten rührte, da Paracelſus mit ſeinen erſten kühnen Kuren und durch den Schwarm von jungen Geſellen, der ihm an Krankenbett und Baderſtuhl folgte, nicht geringes Aufſehen erregte, all dieſer längſt gewohnten Mißgunſt dachte er dadurch zu begegnen, daß er ſich neben die einen an den Zunftiſch ſetzte und Mitbürger der andern wurde. Die Phyſici, Licentiaten und Doktoren, konnten ihm nicht recht beikommen, denn er war von der Gilde angenommen und anerkannt, auch trug er das Doktorbarett mit gleichem Rechte wie ſie, und den Chirurgen mußte es endlich gefallen, daß ſich der Doktor zu ihnen ſchlug und ſeinen Geſellen nicht nur mit Lanzett, Zange, Laßbinde und Trepan meiſterlich vorantat, ſondern ihnen auch manch ein erprobtes Arcanum, Magisterium und Quintum Esse wies, um das die gelehrten Galeniſten ſie eiferſüchtig umſchnüffelten. Sie ſahen es gleichermaßen gern, daß er in manchen Praktiken von dem alten Polterer im Sankt-Antonienhofe abwich und ſie durch ſeine Wundtränke in die Nähe der ſtelzenden Barettleinträger und Graduierten führte. Er kämpfte auch hier

gegen das Brennen und Wühlen in den Wunden, ſeine Lehre von der Heilkraft der Natur, die nur geſchützt und geſchont, nicht aber durch Schmieren und Inſtrument geſtört werden dürfe, leuchteten ihrem tatſächlichen Sinne um ſo mehr ein, als ſeine Kranken raſcher heilten. Rühmte ſich der alte Schielhans auch aller Burgunderſchlachten, der Doktor Paracelſus hatte im Norden und Süden nicht weniger Kriege erfahren.

Als Theophraſtus, noch erfüllt von der geheimnisvollen Erſchloſſenheit des Münſters, in ſeine dunkelnde Behauſung trat, überfiel ihn der ſonſt faſt ſchüchterne Friedlin mit dem Berichte, daß ein Eilbote aus Baſel gekommen ſei, der aber am Frauenbrudertor aufgehalten und nicht eingelaſſen werde. Er warte mit zwei Pferden in dem Wirtshauſe an der Spitalgrube. Man habe nicht geſtattet, daß er lange mit ihm verhandle oder den Brief in die Stadt nehme, um eine Kontagion zu verhindern. Der Bote ſelber habe zugegeben, daß die Peſt in Baſel eher ärger werde als nachgelaſſen habe.

»Von wem iſt der Bot und ſin Zettel usgangen?«

»Es ſoll ein Druckherr ſin ze Baſel, heißt Froben.«

Mehr wußte der Famulus nicht. Und er trat, um ſeinen Auftrag erleichtert, an den Ofen, blies ein Häuflein Kohle, das neben einem breiten Hafen glomm, mit dem Blaſebalg an, ſtach einen Spahn in die Glut und entzündete die Zinnlampe. Paracelſus beleuchtete das Zirkuliergefäß, deſſen Hals aus dem Hafen hervorragte, er beſah deſſen Verſchluß und ſteckte den Finger in das Waſſerbad, um zu prüfen, ob es den richtigen Grad habe.

»Acht uf das Lutum, du haſt des Eiklar ze gering und des Boli ze viel an ihn tan und der Pellikan geſtund allbereits in dem Marienbad, da ich es geſehen. Du mußt achten, daß es nit riſſig werd, dann die Spiritus ſeind je länger je mehr volatile. Kunnteſt das Lutum etwan mit eim lützel abgetrieben Käs bedüpfen, doch nit ze viel. – Er zirkuliert auf die letzte Nacht, dann iſt der Liquor Alcahest reif, das Menstruum Universale. Sieh der Spiritus hat allbereits ein ſolauſch Farb aus der Ammoniakblüten zogen.«

Der Famulus neigte ſich zu dem einen Glasarm des Pellikan und betrachtete die ſchimmernden Tautropfen.

»Es wird ein trefflicher Liquor und ſoll uns vor ein Tincturam Antimonii gut ſin, dann ich hab nindert ſolich ein Alcohol Vini getroffen an in dütſchen Ländern, dann hie ze Straßburg.«

Zwei junge Leute kamen und ſtellten je eine Taſche an die Wand.

»Iſt er ohn vomitus erwacht,« fragte Paracelſus.

»Er iſt, Meiſter; darauf ſo iſt er entſchlaffen und hat einen ſteten Puls. Der Magiſter Sebaldus wöllets nimmer glauben, daß Ihr habet das Blut ohn Kauter und Stellpflaſter, alleinig durch ligatura geſtellet. Da ihm der Magiſter Sigismund Rot es zuſaget, mürmlet er, dies ſeie kein Kunſt nit, ſondern des Tüfels. So ſaget auch der Doktor Vendelinus. Die ſeind all kummen und habend das Bein beſehen.«

Und der andere fügte hinzu:

»Sie habend auch den Wundtrank geſchmecket und

von ihm genippt. Da hat der Doktor Vendelinus das Maul verzogen und gemeint: aliquid stiptici – und die andern hand genickt.«

Paracelſus lachte.

»Aliquid stiptici! Wohl geredt, Doktor Wendlein Hock, das haſt du fein heraus! Bleibet alleinig die Frag, was dasſelb aliquid ſeie. Iſt das Inſtrument gebrüht und uf dem Füer getrücknet!«

Sie verſicherten, daß alles gereinigt in der Taſche läge.

»Alſo gang, Gunthere, und hol aliquid vini, dasſelb wird uns wohl tun.«

Ein junger Mann nahm hellen Blickes das Geld und ſprang mit der Kanne fort.

Als ſie dann aßen und tranken, erwähnte Hohenheim den baſeler Boten und meinte, da ein Handpferd mitgekommen ſei, daß er wohl bald reiten werde. Wer wolle ihn nach Baſel begleiten? Da ſtand der ſtille Friedlin befangen auf und raſchelte in den Kohlen, der junge Gunther wetzte ſein Meſſer eifrig an der Stiefelſohle, und der dritte meinte, er ſei von Baſel entwichen, habe Kolleg und Koſtgeld im Stiche gelaſſen, und es ſei ein Sterben, ärger als vor zwei Jahren. Theophraſtus peitſchte ſie mit ſeinem Hohne, daß ihnen die Köpfe vor Zorn und Scham rot wurden, aber ſie blieben in ihren Furchtwinkeln. Keiner wollte mit in die Peſtſtadt.

Und bald ſaß er allein bei dem Kruge und dem Lichte. Der Aerger über die drei Geſellen verlor ſich mit ihnen, und eine leiſe Müdigkeit beſänftigte ihn

ganz. Aus der dunklen Wand ſchimmerten die drei Münſterportale, die heiligen Erzähler und Bekenner ſtiegen von ihren Poſtamenten herab und gingen paarweiſe durch die dunklen Pforten.

*

Der Knecht des baſeler Druckherren Froben war nicht mehr jung, ein Kerl mit endloſen Gliedern und mürriſch, wie es ſchien. Zwei Tage hatte er, ſchlecht untergebracht und beargwöhnt, als ſei er der giftige Ausſatz ſelbſt, in der verrufenen Herberge liegen müſſen, bis der kleine Doktor, bei dem es wunderlich zugehen mußte, wenn er ſich all der Unbill wert erweiſen ſollte, von ſeinen Kranken loskam. Er ließ ihn nun drei, vier Längen vorausreiten und beachtete Zuruf und Fragen kaum.

Hinter Mülhauſen auf der ſonnigen Straße des Sundgaues kam der Knecht jäh zu Leben. Er prellte, durch die glitzernden Lachen ſpritzend, vor und ſchwang zornig ſeine Fauſt gegen einen dunklen Menſchenhaufen, der ſchleppend, unter leiernden Geſängen eine Weile ſchon näher kroch, voran ein Kreuz und eine Fahne, inmitten des Haufens ein Marienbild, das farbig flimmernd auf einer Tragbahre haftete und ſteif im Schritte ſeiner Träger auf- und niederſchwankte.

Mit flatternden Zügeln, den Kopf des geſpornten Gaules hoch aufgeworfen, fluchend, ſprengte der Knecht die Abgötterei an. Und das Rößlein des Doktor Theophraſtus, vom Feuer ſeines Stallgenoſſen hingeriſſen, war weder durch Zaum noch Zuruf zu halten. Nach

etlichen bockenden Sätzen, die ſeinem leichten Reiter einen Bügel koſteten, behielt es den Willen und jagte hinter dem zornmütigen Vorreiter her.

Der Wallfahrtsleis war in Geſchrei umgeſchlagen, der Pfaffe lag keifend im Schmutz, die Prozeſſion zerſtob in ein Kornfeld, die Tragbahre mit der bunten Maria ſchleifte an den Schultern eines einzigen, der treu geblieben war, über Loch und Stein, die Blechkrone baumelte im Nacken unter dem kahlen Holzſchädel.

Als Paracelſus vorüberflog, erhielt ſein Pferd einen Hieb mit dem Kreuzſchaft. Der Kreuzträger, ein junger, kräftiger Burſche, war allein auf der Straße geblieben. Der getroffene Klepper ſtieg, hetzte an dem galoppierenden Knechte vorüber, der ſchon ſeine Zügel zu ſammeln begann. Da ging auch des Knechtes Pferd durch.

Die Stegreifen flatterten, die Schwerter taumelten, die Mäntel flügelten, und die Reiter hingen mit beiden Händen am Sattelbuge. Früh war es am Tage, bei einer guten Krippe in Enſisheim hatten die Gäule genächtigt, längſt witterten ſie die Heimat. In vollem Rennen durchſetzten ſie noch eine Ortſchaft. Erſt angeſichts des Kirchturmes von Sierenz blieben ſie ſchwerſchnaufend und zitternd ſtehen und ließen die dampfenden Reiter Mantel, Pack, Wehrgehäng, Bügel, Zügel und ſich ſelber finden.

Die erſte Befreiung des kleinen erhitzten Heilmeiſters praſſelte nicht allzu gemeſſen über den Knecht nieder, der den Nacken krümmte und ohne Murren dem Hagel ſtandhielt. Als aber alles ſorgſam beſehen, zurechtge-

rückt, festgeschnallt und verschnürt war, und Doktor Paracelsus, seines Sattels mächtig, losstrebte, während der Knecht dem tanzenden Pferde mühsam aufsaß, fand sich auch der zu etlichen Flüchen, die kräftig genug waren, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Der Knecht kleschte nach und hielt sich fortan neben ihm.

»Sumer Potz Gäuch und fallend Sucht uf min Seel, die treibend ein Speiwerk mit Gott durch ihren Götzen, schändend Christ unsern Herrn und sin Evangeli!«

Paracelsus schwieg; der Knecht mußte weiter.

»Die wöllend uns ze Basel nit mehr in der Kirch singend lon uf unser Wis und Muttersprach. Wir verstehnd das papistisch und wällsch Geplärr nit. Darumb hat uns gut evangelisch Lüt etwas Zorn überkummen und wir wellend es nimmer liden.«

Paracelsus nickte, das gefiel ihm. Und der Knecht hob seine Stimme:

»Sie sehnd den Finger Gottes nit. Es stirbet in unserer Stadt grousamentlich, und sie sehnd den Finger Gottes nit! Jedannocht es stahn bisammen und mügend meh sin dann die halbet Stadt, rich und arm, die wellend nimmer schweigen und in der Kirchen singen, als uns der fründlich Doktor Husschin, den sie Oekolampad nennen, zu Sankt Martin gelehrt, und der Magister Wissenburger im Spitäli und der Doktor Kürsner zun Barfüßeren – das sind alls Fründ von unserm Druckherren und kummen in die Druckeri „Zum Sessel", do unsers Herren ander Druckeri ist . . .«

Seine Zunge war gelöſt, die Herberge in der Spitalsgrube überwunden. Er berichtete von dem Hausſtande ſeines Herren, des weitberühmten Johannes Frobenius, der den Doktor Theophraſtus in äußerſter Not zu Hilfe rief.

In das Haus „Zum Lufft", auch dort werde gedruckt, kämen die evangeliſchen Prediger nicht. Dort ſitze der hochgelehrt Doktor Deſiderius Erasmus einen Stock ober dem Druckherren, der laſſe keinen Evangeliſchen zu. Ein kleins Männli auch, der hochgelehrt Doktor Erasmus, aber alle Welt täte ihm tiefe Ehrfurcht, als ſei er der leibhaftige Papſt; nicht einmal Doktor Oekolampad, der ein ordinierter Profeſſor ſei auf dem Kolleſo, traue ſich hinzu. Ein einziger wäre in Baſel geweſen, ein Franzos, und nannte ſich Farel, von dem ſei der Doktor Erasmus öffentlich ein Bileam genannt worden, darauf habe ihn der Doktor Erasmus auf dem Fiſchmarkt, da er aus dem Garten heimging, vor allem Volke beſchimpft, und der Franzos ſei ihm nichts ſchuldig geblieben, und da der Franzos auch ſonſt ſein Maul aufgetan und nichts verhehlt, ſei es dem Doktor Erasmus nicht ſchwer geworden, denn der wiſſe überall willige Freunde, auch im Rate. Auf Pfingſten habe der Franzos die Stadt verlaſſen müſſen, und Doktor Erasmus ſei Sieger geblieben. Aber der Doktor bleibe Papiſt, wenn auch die Päpſtiſchen keine ſonderliche Freude an ihm hätten, denn er ſei ein großer Speivogel und täte aller Welt Schimpf an. Und auch im Rate gäbe es noch zu viel Papiſten. Darum müſſe der gemeine Mann des Evangeli Sach in die Hand nehmen

und für das Evangeli kämpfen, es ſei in den Mauern oder auf der Straß. So erfuhr Paracelſus noch mancherlei von Rat und Volk zu Baſel.

Von fern ſchon blinkerten ihn die buntglaſierten, ſpitzen Ziegeldächer in blitzender Mittagsſonne an. Und als ſie unter das Spalentor kamen, das ſeine ſtolze Bruſt der Reichsſtraße hoch und wehrhaft entgegenſtreckt, lächelte die ſchnörkelfaltige Muttergottes von der Bruſt des Spalentores vertrauter auf Paracelſus herab.

Sie ritten den Spalenberg nieder. Die Stadt war ſtill, ſie ließ ihre bunten Dächer vergeſſen. Es duftete nach Räucherwerk aus den Häuſern. Der Knecht merkte die ernſten Falten um Mund und Brauen des kleinen Arztes, da vermied er etliche Gäßlein und lenkte auf den Kornmarkt, wo ſie das ſtolzbezinnte Haus mit den drei großen Hallentoren und den bunten Malereien in hellem Lichte ſehen konnten. Das Auge des Paracelſus wurde freier.

»Hie ſitzend unſer Herren zu Rat.«

Sie ritten weiter, den Birseckbach aufwärts bei den Gerbern, und gegenüber dem Kaufhauſe hielt der Knecht am Tore der Wirtſchaft „Zum Schnabel".

»Dies iſt Uer Herberg und iſt ein Herrenwirt, do ſollet Jhr fründlich behalten ſin.« Er wies weiter. »Jhr ganget den Birseck lang ze denen Barfüßeren, daſelbſt kunnt Uech ein jedliches mit Fingern wiſen unſer Druckeri „Zum Lufft".«

Paracelſus wurde ehrerbietig empfangen. Er gab dem Knechte ſein Inſtrument und die Medikamenten-

taſche mit und ließ ſich ein Herreneſſen für neun Kappen auftragen, es wurde ein mildfeuriger Wein zu offenem Zapfen gereicht.

Als er dann geſtiefelt und geſpornt und noch von jenem Rennen durch den Sundgau bis an die Bruſt mit Kot beſpritzt, ſein Schwert an der Seite hochhaltend, um es nicht poltern zu laſſen, und eine landsknechtiſche Barettfeder über dem Nacken wiegend, auf dem Söller des Hauſes „Zum Lufft“ von der halbdunklen Treppe emportauchte, wurde er von zwei Frauen empfangen, die erſchrocken ihre Nadelarbeit ſinken ließen. Die eine fragte beſtürzt, was er begehre und wer ihn eingelaſſen habe, der Druckherr Frobenius ſei krank.

»Dasſelb iſt mir wohl bekannt, Jungfrau, ſunſt möchte ich zur Stund bi denen Kranken zu Straßburg ſin.«

»Da ſeid Ihr . . .«

Paracelſus zog ſein Barett, drückte es ans Herz, ſpreizte ſeine Wehr, ſtellte den rechten Fuß vor und zeigte, daß er auch vor Fürſten und Herren Reverenzen gemacht hatte.

Die ältere Frauensperſon verſteckte ein Gelächter, indem ſie die Nähterei umſtändlich in einem Korbe verſorgte, und auch die junge legte eine Hand zierlich vor den kaum bemeiſterten Mund, ſie brachte gerade noch hervor, daß ſie den Vater benachrichtigen wolle.

Theophraſt ſah, ein wenig betreten, an ſich nieder und bemerkte die weißgetrockneten Kotklexe, er war ge-

ſprenkelt wie ein Kiebitzei. Aber man ließ ihm nicht lange Zeit zu Betrachtungen. Ein junger Mann, er mochte um acht Jahre nachſtehen, kam lebhaft auf ihn zu.

»Wir habend Uech erwart', Herr Doktor. Min Vater verlanget mit Schmerzen Rat und Hilf.«

Er ſchüttelte die vorſichtig gereichte Hand.

»Da hand Ihr ein ſcharfen Ritt ton von Mülhuſen, der Knecht hat uns bericht'.«

Theophraſtus murmelte etwas von Bereitwilligkeit. Der Sohn des Hauſes, Hieronymus, ließ ihn eintreten.

Froben ſaß in einen hochlehnigen Stuhl gebettet, ſein rechter Fuß lag auf einem Schemel. Er begrüßte den berühmten Arzt mit geſpannter Aufmerkſamkeit, die eine gewiſſe Enttäuſchung nicht verhehlte. Neben ihm ſtand ein Mann von ſchlankem Wuchſe und edlen Zügen, auch er zog die Brauen hoch und kräuſelte die Lippen.

»Dies iſt Doktor Bonifacius Amorbachus, Professor juris et Ordinarius, ein naher Fründ. Und hier, die Uech allbereits begrüßet, iſt Juſtina, min Tochter, des Druckherrn Episcopii Husfrau.«

Juſtina brachte die ſorgfältig gereinigten Taſchen des Paracelſus, ſie wünſchte offenbar etwas zu tun, um nicht wie die andern den gefleckten Heilmeiſter zu beſtaunen. Der kleine Mann tat ihr faſt leid.

Allein Theophraſtus beachtete nach einem flüchtigen Gruße die andern nicht mehr. Er ſah den Kranken: das gerötete Geſicht, abgefallen aus früherer Feiſte, ſchmerzensſchlaffe Züge, übermüdete Lider. Froben mochte

im ſiebenten Jahrzehnte ſtehen. Auch ſein Wams ſchlotterte, er war am Leibe tief heruntergekommen.

Theophraſt hatte noch nichts geſprochen.

»Seid Ihr mit Uerem Logiment „Zum Schnabel“ zefrieden, Herr Doktor! Min Hus iſt voll, ich kunnt Uech nimmer . . .«

»Das iſt kein Sach nit. Die Herberg iſt gut. Ich bin nit Gaſtierens halber ankommen. Ehrenhaft, wollet Wams und Hembt usziehn.«

». . . der Fuß . . . im rechten Fuß . . .«

»Wohl, ich ſeh. Tuet fürderſt, worumb ich gebeten.«

Hieronymus Froben und Juſtina, des Episcopius Hausfrau, beeilten ſich dem Vater zu helfen. Bonifacius Amerbach wechſelte raſche Blicke mit ihnen. Und er redete Theophraſtus in einem Latein an, deſſen geſchmeidiger Fluß dem kleinen Heilmeiſter mehr ſagte, als ſeine Augen hätten ergründen können, deshalb unterſuchte Paracelſus auch, ohne den Sprecher anzuſehen, die Fläſchchen und Näpflein, die auf einer Bank neben dem Kranken ſtanden.

»Schon im Sommer haben wir von Euch Rühmliches gehört, Doktor; Euer ärztlicher Ruf ſtrahlte damals von den warmen Quellen des markgräflichen Baden bis nach Baſel. Man ſagt, Ihr habet der Natur manches Geheimnis auf empiriſchem Wege abgelauſcht. Wir ſind voll Erwartung und voll der ſchönſten Hoffnungen unſeres geliebten Froben wegen, dem die Aerzte den Fuß amputieren wollen.«

Paracelſus tropfte aus einem Fläſchchen, das er von

der Bank genommen hatte, in ſeine Linke, zerrieb das Heilmittel zwiſchen den Handflächen und roch aufmerkſam daran. Er entgegnete auf den Vorhalt, daß er ein Empiriker und vielleicht kein gelehrter Arzt ſei:

»Der Ruf eins Arzet ſeind die geneſen Kranken. Die Kranken hinwieder ein Teil der Natur. Die Natur antwort' nit us denen Bücheren. Do iſt kein andrer Weg nit, dann der empiriſch.« Er ergriff einen Salbentiegel. »So Menſchen Bücher wärend und nit Menſchen, brauchten ſie der Erfahrung oder Empirik nit, ſundern möchtend am Buchſtabieren und Silbendreſchen geneſen. Was aber Ueer Hoffnung anlanget, Doktor und Profeſſor, ſo will ich die uf mine Kunſt ſtellen.«

So alſo ſah es hinter dem beklexten Gewande, an dem ein Henkerſchwert mit Goldknauf hing, aus. Er verſtand Latein, das war entgegen allem warnenden Gemunkel erwieſen. Er antwortete deutſch, und es klang nicht, als ob es aus Beſcheidenheit geſchähe. Er war empfindlich, wies ſofort zurecht, lehnte aber Schmeichelei ab, vielleicht aus Empfindlichkeit. Die vier aufs neue verblüfften Menſchen ſchwiegen, als ſei ihnen die Rede unterſagt, aber die Augen des Kranken ſuchten den Freund und die Kinder nicht mehr, ein mattes Licht belebte ſie, und ſeine Bruſt hob ſich.

Paracelſus war noch immer mit den Näpfchen und Schachteln beſchäftigt, als ſei er allein im Zimmer. Froben wartete entkleidet, Juſtina wärmte ihm die Bruſt mit dem Wams. Theophraſt prüfte noch ein Pulver, indem er an ſeiner benetzten Fingerſpitze eine

Spur aus dem Büchslein hob. Er leckte, koſtete, ſpie aus. Und dann unterſuchte er den Kranken, der leiſe erzitterte; er unterſuchte ihn nicht anders, als ſei auch Froben eines der bereitgeſtellten Dinge. Seine kurzen Fragen zielten ſtets auf ein Symptom, unter dem Froben litt. Er fragte nicht nach der Art des Leidens, er wußte es. Er wollte nur hören, wann dieſer oder jener Schmerz eingetreten wäre, ob er gewachſen ſei, oder nachgelaſſen habe, wie lange Froben des Schlafes und der Eßluſt ermangle. Und dabei konnte man ſehen, wie Auge, Ohr und Hand des Arztes ſich zielſicher an – man fühlte: in dem Körper des Kranken ergingen, als ſei dieſer den erkennenden Sinnen ein Haus, von Kindheit vertraut. Sie ſahen ihm ſtets geſpannter zu. Sie witterten den Meiſter.

Er ließ den Oberkörper bekleiden und wickelte das quälende Bein auf. Binden und Pflaſter warf er mit einer Bewegung zur Seite, daß ſelbſt der Kranke aus Bangen und Schmerzen ein befreites Lächeln fand, denn allen ſchien es gewiß, daß der Paracelſus eigener und anderer Meinung geworden war. Er kniff in die gefühlloſen Zehen, dann betupfte er zart beſtimmte Stellen des Fußes und Beines, und der Kranke ſtöhnte laut auf.

Er wandte ſich endlich an Juſtina.

»Ihr ſollt Ueerm Vater das Bein mit warmem Waſſer wäſchen, ſonach in ein wollin Strumpf tun, der nit zu lind ſeie.«

»Sie wöllend mir min Bein nehmen bis an das Knie,« klagte Froben.

»Ich will Uech dasſelb Bein heilen bis an die Zechen, allein die werden toub bliben Ueer Leben lang.«

»Sie ſagend, es ſeie Gangrän und ſtoße der kalte Brand hinzu, als müſſet ich ſterben.«

»So die Uech ſchneidend und ſägen ab das Bein, kunnt wohl alls verſchweinen und ein Eryſipel oder Sankt Antoni-füer zuſtoßen, allein do iſt kein Meſſer nutz. Ueer Krankheit iſt gutta. Sie habend Uech ſchier zu Tode purgiert und vomiert und das Blut wahrlich nit geſpart. Gnug des Leerens und Laſſens. Ihr ſollt ſchlafen und eſſen. Die Schmerzen ſeind mit den Eiſen nit geſtellt. Es ſoll Uech geholfen ſin.«

Er fragte noch nach der letzten Mahlzeit und der letzten Entleerung, dann trat er an den Tiſch, auf dem ſeine Medikamententaſche ſtand. Ueber die Schulter hin meinte er:

»Ich will Uech ein Trunk geben, davon ſollet Ihr ruhig ſchlafen. Laſſet Uech in das Bett legen.«

Während die Geſchwiſter den Vater entkleideten und betteten, näherte ſich Bonifacius Amerbach.

»Ihr habt uns Troſt und Hoffnung gegeben; das gelehrte Baſel wird euch danken, wenn Ihr dieſen Mann rettet.«

Paracelſus hatte aus der Inſtrumententaſche ein Feuerzeug gezogen und angeſchlagen, er entzündete den Schwefelfaden und dann eine Kerze. Ueber der Kerze wärmte er in einem Zinnbecher Wein. Indem er den Becher langſam über der Flamme bewegte, meinte er:

»Der Krank kunnt in drei oder fünf Wochen geneſen.«

»Ihr ſagtet vorhin: gutta, eine tropfende Flüſſigkeit alſo – was meinet Ihr damit, Doktor!«

»Die Krankheit des Frobenii.«

»Wohl, wohl, allein ich habe noch nie . . .«

»Was iſt ein Nam, Doktor und Profeſſor! Nichts iſt ein Namen und alls iſt das Weſen. Ich will guttam heilen am Frobenio und, als Ihr ſaget, das ganz gelehrt Baſel ſoll mir Dank wiſſen.«

»Ich frage nicht, um Euch zu verſuchen; vergebt. Wir ſind in ſchwerer Sorge um Froben.«

Da ſah der kleine Meiſter mit einem ſcharfen, prüfenden Blicke in die großen dunkelbraunen Augen des ſchönen Mannes, der in allem ſein Gegenſpiel ſchien, ganz leiſe antwortete er:

»Apoplexia. Schweigt davon, ein leichter Fall. Paralysis inferior.«

Er blies die Kerze aus und warf ſie in die Taſche zurück; an einem Aermel wiſchte er den Ruß vom Boden des Zinnbechers ab. Dann ließ er aus drei Fläſchchen etliche Tropfen in den Wein fallen und ſchwenkte den Trunk.

Froben lag im Bette und wimmerte vor Schmerz. Er ſchlürfte begierig und flüſterte zwiſchen den Schlukken:

»Ich dank Uech . . . dank . . . es iſt ohnleidig . . . ein Marter und Pein. Kummer und Sorg darzu . . . ich ſollet nach Frankfurt uf die Meß . . . helfet mir, lieber Doktor!«

Er gab zitternd den Becher zurück, ſank in die Kiſſen und ſchloß die Augen. Paracelſus behielt ſeine

Hand und fühlte den Puls. Die drei andern ſtanden am Fußende und warteten. Der Arzt hatte ihnen den Rücken zugekehrt. Nach einer geraumen Weile ſagte er:

»Die Doſis iſt gering, dannocht läßt der Schmerz nach, bald ſo iſt der Schlaf ſtärker dann der Schmerz. Seid gutes Muts.«

»Ich bin ... gutes Muts ...«

Paracelſus legte langſam den Arm des Entſchlummernden auf dem Bettkolter zurecht.

Er ordnete an, daß Bruſtfleiſch von vier Tauben geſchabt und mit einer geröſteten Zwiebel dick eingekocht werde, Salz und Würze wolle er ſelber geben. Die Speiſe müſſe in drei Stunden bereit ſtehen, inzwiſchen ſei auch der Strumpf zu beſorgen.

Sie begleiteten ihn auf den Söller. Alle gaſtfreundlichen Fragen und Beſorgniſſe, womit die beiden Kinder Frobens ihn überhäuften, lehnte er heiter ab. Nach der Wohnung des Oekolampadius erkundigte er ſich, da er einen Brief des ſtraßburger Predigers Capito überbringen wolle. Man hatte dem Knechte nicht geſtattet, die Fahnen eines griechiſchen Druckes, den Capito für die frobenſche Offizin korrigierte, in die Stadt zu bringen, und Theophraſtus hatte vermittelt.

Seine und Frau Juſtinas Schritte hallten noch auf der Flur, Bonifacius Amerbach und Hieronymus Froben klopften im Oberſtocke, der Sphäre reinſter Klaſſizität des Hauſes »Zum Lufft«, an die Vorzimmertür des Deſiderius Erasmus. Ein Famulus öffnete ihnen mit der bekümmerten Miene eines Menſchen, der ein

Heiligtum mit ſeinem Leibe zu ſchützen bereit iſt. Beide Hände flehend vor der Bruſt erhoben, wehrte er:

»Er wünſcht allein zu ſein.«

»Er wünſcht, daß wir ihn benachrichtigen.«

»So war er ſchon hier!«

»Er war hier.«

Der Famulus kam ſofort zurück, er ließ die Tür offen.

Die kleine, zierliche Geſtalt des Weltweiſen ſaß in der etwas ſteifen Haltung eines Weitſichtigen vor dem Schreibpulte. Er unterbrach, winkte freundlich, ohne die Feder abzulegen, und ſchrieb nach einigem Beſinnen den Satz zu Ende, las ihn, ſpitzte den feingeſchnittenen Mund, ſtrich ein Wort, ſetzte ein anderes darüber; ohne aufzublicken flüſterte er zärtlich:

»Ich ſchreibe gerade das Gutachten, das der Rat über die Abendmahlſchrift des vortrefflichen Oekolampad abverlangt hat. Ich will euch, meine Lieben, dieſen Satz vorleſen. Helft mir, wenn euch meine arme Feder allzu ſtümperhaft erſcheint.«

Er hob das Blatt auf und neigte ſich leicht gegen die beiden hin, während er las:

»Die Arbeit iſt durchaus gelehrt, vortrefflich geſchrieben, ſie zeugt von Fleiß, ich würde beifügen, daß ſie fromm ſei, könnte ich fromm und gottesfürchtig nennen, was den Dogmen der Kirche zuwiderläuft, von denen abzuirren, meiner Ueberzeugung nach, gefährlich iſt.«

Er legte den Kopf lächelnd zurück, und ſeine ſtahlgrauen Augen trafen Bonifacius Amerbach, deſſen

Züge die freudige Verklärtheit des unbedingten Bewunderers erhellte.

»Ein Deſiderius Erasmus in jedem Worte! Unübertrefflich! Die Arbeit des guten Oekolampad iſt allein dadurch gerechtfertigt, daß ſie deiner Feder zu dieſem Meiſterſatze Anlaß gibt. Die biederen Zünftler werden alle Feinheiten deines Urteils und deiner Vorbehalte gar nicht zu genießen imſtande ſein. Uns aber haſt du wieder ein Licht aufgeſteckt, wie wir religiöſen Fragen, da ſie einmal auf die Gaſſe geraten ſind und barfuß einhertölpeln, begegnen ſollen.«

Erasmus lächelte. Er überſchätzte die Schmeichelei des jüngeren Freundes durchaus nicht; die übliche Umgangsform eines von ihm anerkannten Liebhabers der Wiſſenſchaft. Er wäre gekränkt geweſen, wenn ſie weniger getrieft hätte. Da ihre Feiſte entſprach, vermochte er ſich über ſie hinwegzuſetzen.

»Du biſt alſo einverſtanden. – Aber Ihr bringt mir Nachricht von meinem andern Ich, von meinem geliebten Gönner. Was iſt mit Froben! War er da, dieſer ſtraßburger Medicus, dieſer – nun, wie nennt er ſich! Wie hat er ſich geäußert!«

»Er wird den Vater heilen.«

»Wird er! Er hat es alſo verſichert. Hoffen wir, daß er auch hält, was er verſpricht. Ich würde ihn ſegnen.«

»Er verwirft die frühere Behandlung.«

»Das tut jeder neue Arzt.«

»Er verhöhnt ſie, die amputieren wollen.«

»Ah, er ſcheint alſo ſeiner Sache ſicher! Ihr gebt mir Hoffnung, ich werde heute ſorgloſer ſchlafen.«

»Auch Froben ſchläft.«

»Das iſt ſchon etwas. Das iſt viel! Kein Mittel wollte helfen.«

»Er hat ihm nur eine geringe Doſis ſeines Mittels zu geben brauchen.«

»Das wäre gut. Was ſagt er ſonſt?«

»Er redet nicht viel.«

Boniſacius Amerbach beſchrieb das Auftreten und Verhalten des Paracelſus. Unter dem ermunternden Blinzeln des großen Spötters verlor ſich bald jene erkennende Scheu, zu der Theophraſtus ſie alle gezwungen hatte. Und endlich wedelte der wullin Strumpf, der nit zu lind ſei, wie ein Zeichen harmloſer Quackſalberei, an die man noch ein letztes Vertrauen wagen wollte, über der Unterhaltung der drei Männer.

Als aber Johannes Froben nach vierzehn Tagen ohne Stütze, wiewohl ein wenig lahmend, über den Kornmarkt ging, um ſeine andere Druckerei »Zum Seſſel« zu beſuchen, wurde er wie ein triumphierender Dichter nach der Krönung von einem Schwarme gerade jener Männer begleitet, die Boniſacius Amerbach mit dem gelehrten Baſel bezeichnet hatte. Nicht die Univerſität war darunter verſtanden, ſondern der zahlreiche Kreis von Humaniſten, die gleich Erasmus, angelockt von den Druckereien Baſels, die Stadt zu einer Wiege des wiedergeborenen Altertums machten. Und da die Blüte des Latein unter der Sonne eines hymniſchen Lobes am üppigſten Farbe und Duft entfaltet, fiel nicht geringer Preis auf den ſchütteren Scheitel

des Paracelſus. Erasmus hatte es ausgeſprochen: Froben war ihnen allen durch Theophraſtus von den Schatten der Unterwelt zurückgerufen worden. Man wäre beglückt geweſen, wenn dieſer kleine, merkwürdige Mann ein flüſſiges Latein geſprochen hätte, wenn nur einigermaßen zu behaupten geweſen wäre: er iſt einer von den Unſern. Aber er unterſchied nicht, faſt ſchien es, als wolle er nicht unterſcheiden. Auf das zierlichſte gefragt, widerbellte er in einem Deutſch, das beſſer ſein mochte, als man es ſelbſt geſprochen hätte, aber jeden zarteren Geiſteshauch vertilgte. Er verkehrte mit Oekolampad und den anderen Predigern, die trotz ihrer Talente an die lutheriſche Demagogie verloren gegangen waren und gegenwärtig einen bedenklichen Kampf gegen den lateiniſchen Geſang angezettelt hatten, einen Kampf, der das Baſel der erblühenden Muſen neu beunruhigte. Und dieſer geſchickte Medicus ſchien noch am meiſten zu jener neuerungsluſtigen Art zu neigen, deren Ehrgeiz die Menge feſſelte. Es war bedauerlich, man mußte ihn preiſen, ohne ihn empfangen zu können.

Ein Auftritt, den Paracelſus in der Apotheke des Doktor Oswald Berus hatte, des einzigen Profeſſors der mediziniſchen Fakultät, beluſtigte aber auch die Humaniſten.

Längſt waren die teueren Gemengſel dieſer Arzneiküche verdächtig und man ſchlich lieber zum Krämer, um fertige venetianiſche Medizin unter unverfänglichen Namen einzukaufen. Paracelſus fahndete nach lemniſcher Terra Sigillata, derentwegen er in Straßburg alle

Apotheken vergeblich durchſtöbert hatte. Er war kein Freund von überſeeiſchen Mitteln, allein die beſondere Wirkung dieſer Erdart hatte er erprobt. Der Laborant der Beriſchen Apotheke brachte ihm etliche der nußgroßen Erdkugeln, denen das Siegel eingeprägt war. Doktor Theophraſtus prüfte und begehrte den ganzen Vorrat zu ſehen. Da trat der Profeſſor aus der Offizin und erkannte den Heilmeiſter, der Froben entgegen ſeiner, des einzigen Profeſſors und Ordinarius, und aller anderen Aerzte Ueberzeugung und Kunſt auf die Beine gebracht hatte. Profeſſor Berus herrſchte den Laboranten an, weil er den Vorrat auslege, obwohl der Käufer keinesfalls mehr als ein oder das andere Klümpchen kaufen werde. Indes Theophraſtus ließ ſich nicht ſtören, ſchob ſodann die Holzſchachtel zurück und meinte:

»Iſt dies Uer lemniſch Terra?«

Der Laborant beteuerte es.

»Do hand Uech die italieniſchen Kaufleut nit übel hinters Ohr gehauen. Etlich Stuck ſeind wohl strigenses, us denen ſchweidnitzer Goldgruben, etlich als auch lignicenses, us Lignitz, allein was das lemniſch Sigil führt, iſt alls falsum, das ſollet Ihr ehrlich uf den Miſt ſchmeißen.«

Berus ſchäumte prächtig auf, und Theophraſt ſtand mit geſpreizten Beinen, ſtützte ſich auf ſein Schwert und ſah zu, wie der Profeſſor in der Schachtel wühlte und fluchend die Erdklößchen durcheinander warf. Endlich ſchien eines gefunden. Es wurde dem fremden Arzte bedrohlich unter die Naſe gehalten.

»Hie! Lug! Du ohnwiſſender Schererknecht, dies iſt Sigillum lemnicum!«

Paracelſus antwortete, ohne die Stimme zu heben:

»Das Sigil iſt falſch, du galeniſcher Sudelkoch, die echt Terra lemnica iſt roſenrot und nit geel. Gang, lern fürderſt Simplicia kennen. Es ſoll dine geringſt Schmach ſin, ſo du von Theophraſto lernſt — anderſt ſolltu dine Apotheken eine Beſchißgruben heißen.«

Berus rang nach Atem und rang nach Würde. Er hatte ſich hinreißen laſſen vor dieſem Landfahrer. Indes verließ Paracelſus lachend die Apotheke.

Die Humaniſten überſetzten den Titel, den Theophraſtus der Beriſchen Apotheke angeraten hatte, ins Latein, Griechiſch und Hebräiſch.

Auch andere Kuren waren ihm geglückt. Seine beiden badener Patienten, der Ratsherr Zwilhenbart und der Zunftmeiſter Lutenbach begünſtigten ihn allerorten. Da er jedoch Frobens wegen Peſtkranke nicht beſuchen konnte, Oekolampadius aber mehr als alle zungenfertigen Ruhmredner und gönnerhaften Förderer die triebhafte Hilfsbereitſchaft des kleinen Meiſters erkannte, beſtimmte auf Betreiben des Reformators der evangeliſch geſinnte Oberzunftmeiſter Jakob Meiger zum Hirzen die drei Scherermeiſter, Dietherich, Tiebold Wernher und Holzrütter ſamt ihren Geſellen, eine Abendſchule mit dem Doktor Theophraſtus über die Seuche zu halten. Sie verſammelten ſich zu Sankt Martin, der Kirche Oekolampads. Und ſie hörten ihn, der nicht mit Griechen und Arabern aufzog, ſondern ſeine weite Peſterfahrung aus allen Ländern in einem

ſchlichten Deutſch vortrug, das da und dort ein kraftgewürztes Wörtlein führte, unter wachſendem Vertrauen. Neu war die Behandlung und Arznei, neu die Anſchauung des kleinen Doktors vom Weſen der Peſt und nur zögernd entſchloſſen ſich die Scherer zur Folgſchaft. Aber die erſten Heilerfolge brachten ihm immer neue Hörer zu, unter denen gelehrte und ungelehrte Laien ſaßen.

Die Aerzte wurden unruhig, die Fakultät äußerte Bedenken. Doch tröſtete man ſich mit der Erwartung, daß die Heilung Frobens bald beendet ſein werde. Für alle Fälle nahm man Fühlung mit den ſtraßburger Kollegen. Bald war bekannt, daß Paracelſus auch unter der dortigen Medizin mißliebiges Aufſehen erregte: ein Unruhgeiſt, ein Neuerer, es wäre behaglicher zu heilen und zu leben, ſeit er in Baſel weile, doch ſei bekannt, daß er wiederkehren werde. Der hochgelehrte Doktor Wendelinus erwarte ihn und wolle ihn bei guter Gelegenheit herausfordern. – Nicht zum erſten Male gingen Meinungen über Paracelſus zwiſchen Straßburg und Baſel. Schon Capito, der ſtraßburger Prediger und Humaniſt, hatte Froben auf ein Gerücht hin vor Paracelſus gewarnt, als er aber Günſtiges erfuhr, den Ahnungsloſen begütigend an Oekolampadius empfohlen.

Von Haus zu Haus war durch die Ratsknechte der deutſche Kirchengeſang verboten worden, eine Bittſchrift blieb ohne Antwort. Von Mund zu Mund trug es ſich durch die Stadt: Sonntag nach Mariä

Geburt ſoll niemand in den drei Predigerkirchen fehlen um des Evangelii willen.

Auch Theophraſt ging in die Kirche zu Sankt Martin. Und bis an den Hochaltar ſtanden Männer und Frauen dicht gereiht, Kranke waren auf Stühlen und Matratzen unter die Kanzel getragen worden.

Die Orgel blieb ſtumm. Die Glocken aber ſangen lauter als je und ſie ſchwiegen nicht, als längſt ſchon alle verſammelt waren. Eine bebende, wortloſe Stille ſchwellte ihre Seelen wie eine Föhnerwartung. Sie wußten, daß ſie Aufruhr wider das Gebot der Weltherren in ihren Herzen trugen und harrten unter den Glocken, die nicht enden wollten, auf die erlöſende Predigerſtimme. Etliche verſuchten ſich zu helfen, ſie falteten die Hände über der pochenden Bruſt und ſprachen lautlos zu Gott.

Oekolampadius, der zurückhaltende, redeſcheue, erſtieg, blaſſer als ſonſt, die Kanzel – aber ſeine Augen leuchteten; das gab ihnen eine erſte Hoffnung. Noch in die verklingenden Glocken hinein rief er das Wort des königlichen Propheten David: »Singe Gott, alles, alles Erdreich!«

Viele vermochten ſeinen erſten Gedanken nicht zu folgen. Sie fühlten nur, daß eine namenloſe Kraft von dem Worte: Singe Gott, alles Erdreich – über ſie ausging. Wie das Geläute dieſes Tages ſchwebte es über ihnen und überdeckte die Rede des Predigers. Dann aber hörten ſie alle, und alle erkannten ſich und den Nächſten rein im Aufruhr, geheiligt im Widerſtande. Theophraſtus war nie noch ſeines Bekennt-

niſſes zur Mutterſprache ſo freudig bewußt geworden. In allen erblühte es, als müßte nun das deutſcheigene Weſen dem Heilande gleich auferſtehen aus ſeinem Steingrabe, das von der fremden Kirche mit dem Fels fremder Dogmen bedeckt worden war.

Der Prediger blieb auf der Kanzel, als er geendet hatte. Er ſah erwartungsvoll zum Orgelchore auf, und eine neue beklemmende Stille überwältigte die Gemeinde. Dann fiel ohne Vorſpiel aus allen Regiſtern die Orgel mit dem Liede ein. Und es brach aus ihnen, als ſeien ſie ein Leben lang ſtumm und im Elend geweſen:

„Lob ſei Gott, die Zit iſt kummen,
Er willt ſelber ſin der Hirt.
Ihr, Papiſten, müßt verſtummen,
Die ihr habt die Welt verführt.
Gott hat unſer Bitt vernummen,
Sin Urtil üch ſcheiden wird."

Es rannen ihnen die Tränen über die ſtrahlenden Geſichter; ſie ergriffen einander bei den Händen und ſie waren einig.

Der Rat erkannte die Macht, die ſeiner Macht überlegen war.

Nicht der evangeliſche Mut dieſes Gottesdienſtes wirkte in Paracelſus fort, der Glaubensſtreit befremdete ihn mehr und mehr, je zäher und erbitterter er ihn werden ſah. Was ihn erfaßte und ihm zugleich Baſel über die Weltläufigkeit Straßburgs zu erheben ſchien, war das ergreifende Bekenntnis zur Eigenart, zum deutſcheigenen Weſen. Nur wer zu ſeiner Art

fand, konnte zur Wahrheit und zu Gott finden, denn beide, Wahrheit und Gott, können nicht aus andrer Art empfangen werden, ſie müſſen entwachſen und erfahren ſein in der lebendigen Tiefe. Was Streit um Evangelium und Paulus, was um Meſſe und Liturgia, und was um Galenus, Avicenna – alles ein Würfeln um den Rock! Das, über allem Würfelſpiele: der Drang und Trieb, der ſie bewegte und ihn, war ihr erwachendes Weſen, und das vermochte Gott und Natur, Evangelium und Arzenei nur mit den arteigenen Augen zu ſchauen. Deſſen war er an dem Sonntage in des Oekolampadius Kirche zu Sankt Martin hoch und freudig bewußt geworden. Unter dem rauhen Geſange ſchien ihm der Spruch ſeines Lebens neu und geheiligt verliehen:

Alterius non sit, qui suus esse potest!
Du ſollt keins andern ſein, ſo du beſtehen kannſt in dir!

Noch in derſelben Woche ritt Theophraſtus an einem Nachmittage, der fremd und ſommerſchwül unter einem bangen Himmel dunſtete, durch das Spalentor zurück. Froben bedurfte ſeiner nicht mehr.

Er wollte gegen Abend Mülhauſen erreichen und hatte mit dem Aufbruche vielleicht zu lange verzogen. Sein Weggut mochte ſchon in Straßburg liegen, es war auf einem Schiffe vorausgeſandt. Er ritt leicht, nur die Arzneitaſche und das Inſtrument am Sattel, er ritt froh des Andenkens wohlgeſinnter Menſchen und trieb ſein Tier zu munterer Gangart an. Ueber das

Staket des Frobenſchen Gartens hinweg grüßte er den weltweiſen Erasmus, der ſich, gewiß aufs elegenteſte, mit etlichen Bewunderern im Schatten der formlosgetreuen, ſchwerfruchtenden Apfel- und Birnbäume unterhielt. Man rief ihm nach, er verſtand nicht, aber er glaubte, zu allem Günſtigen geneigt, daß es ein köſtlicher Geiſtesblitz geweſen ſein mochte.

Auch Erasmus hatte ihn einmal gebeten, und Theophraſt war ſtatt zur vorbeſtimmten Stunde am andern Tage zu einer ihm genehmeren Zeit in der Sphäre reinſter Klaſſizität des Hauſes „Zum Lufft“ erſchienen. Eine Begegnung mit Erasmus hätten die berühmteſten Männer nicht zu verfehlen gewagt. So war er von dem Gefeierten mit einer Laune empfangen worden, die zwiſchen Gereiztheit ſchwankte und der gewichtigſten Beſorgnis über ein körperliches Unbehagen, das ihn ſchon lange bedrängte. Theophraſtus hatte, und diesmal mit Vergnügen, die ſeeliſchen Zärtlichkeiten übergangen und bald erkannt, daß der zierliche Körper des Weltweiſen vor allem unter allzu häufigen Koloquintenpurganzen litt, ſonſt aber durch eine leichte Kur gegen Sand und Stein von den Beſchwerden befreit werden konnte. Die dürren, kaum gewählten Worte des Arztes waren der Feinnervigkeit des Patienten ſtets peinlicher gefallen. Und als Erasmus endlich von etlichen Verſuchen hatte abſtehen müſſen, die Natur ſeines Leidens in Ausdrücken der galeniſchen Medizin zu erfahren und alle förderlichen Verhaltungen und Mittel obendrein, weil Theophraſt auf einer angemeſſenen Kur unter ſeinen Augen beſtanden war, hatte ſich Eras-

mus zu einigen unhöflichen, zweifleriſchen Biſſigkeiten hinreißen laſſen. Theophraſt war gleichwohl mit lachendem Munde geſchieden.

Auch jetzt, da er der Unterredung gedachte, lachte er in ſich hinein. Er wußte: Erasmus werde kommen und höflicher kommen, wenn er nicht mehr der Unbefangenheit des Arztes, ſondern der Schmeichelei eines leeren Papierzettels gegenüberſaß, der jedes Schreibers Eitelkeit wohliger zu kitzeln verſteht als der glatteſte Metallſpiegel. Er wußte, daß Erasmus an ihn ſchreiben werde.

Heiteren Geiſtes beachtete der Reiter nicht, daß vom beflorten Himmelsrande zwei rieſenhafte Turmwolken ſchnell und wuchtig zur Mittagshöhe aufwucherten. Erſt an der Unruhe des Tieres, und als bereits die niedergepreßte Luft ſtäubende Windwirbel über die Straße trieb, erkannte er das drohende Unwetter. Unwillkürlich ſah er, vor einem Walde bangend, in den er einritt, nach der Stadt zurück, die hinter einer Bodenwelle verſunken war. In dieſem Augenblick blendete ihn ein Lichtſtrahl. Das Pferd ſtieg, er vermochte ſich kaum zu halten. Dem Getöſe des Donners folgte unmittelbar eine dröhnende Erſchütterung des Erdbodens. Mit Mühe gelang es ihm, ſein Pferd ſo weit zu beruhigen, daß es ſtand. Aus der Talſenkung, in der Baſel lag, ſchoß eine dunkelquirlende Rauchwolke in den Himmel, und Paracelſus ſah, wie ſich die Wetterwolken über der Säule teilten. Das erſchien kein Brand. Der Stadt war ein Unheil widerfahren. Menſchen mochten nach Rettung ſchreien. Als hätte das Pferd

dieſen erſten Gedanken des Helfers erfaßt, ſagte es zurück. Und bald war er ſo weit, daß er aus der weſtlichen Stadt, wo auch das Haus „Zum Lufft“ lag, die trägeren Brandwolken aufquellen ſah.

Die Straßen lieſen von beſtürzten Leuten laut und voll. Je näher er den Heuberg niederkam, deſto ſchwerer war über Ziegelſcherben und Trümmer hin und durch das Gedränge weiter zu dringen. Sein Gaul fand irgendwo unter ein Flurgewölb, deſſen Tor geborſten war, er dachte nicht mehr daran, ihn zum „Schnabel“ zurückzuführen, in der Flur lag einer mit offenem Schädel. Und kaum wußte man, daß ein Arzt zugegen ſei, wurden ihm die blutenden Menſchen zugeſchleppt. Ein Scherenknecht erkannte ihn und half. Unterdes erfuhr Paracelſus das Unglück. Der Schneiderturm beim Eſchamartor war mit fünfzig Tonnen Pulver in die Luft geflogen, kein Stein ſtand mehr auf dem andern, die Malzgaſſe war ein Schutthaufen.

Bei drängender Arbeit wurde es Nacht. Sie leuchteten ihm mit Fackeln. Allmählich hatte er die breite Flur in eine Feldſcherei umgewandelt, andere Baderknechte waren hinzugekommen, zuletzt der Meiſter Tiebold Wernher. Ein Dutzend Menſchen warteten ungeduldig, um den Doktor Paracelſus in ihre Häuſer zu holen, wo Leute an ſchweren Wunden, notdürftig geſtillt, lagen. Erſt als er um die elfte Stunde im „Schnabel“ einkehrte, konnte er hören, daß im Hauſe „Zum Lufft“ alles wohlbehalten ſei.

Am anderen Morgen mit Torauf ritt er unbemerkt und leichten Herzens davon.

Paracelſus fühlte bald, daß die Aerzte in Straßburg während ſeiner baſeler Wochen nicht ſtillgelegen hatten. Allein Frobens wunderſame Heilung war weitum bekannt geworden. Auch den ſtraßburger Predigerhumaniſten floß die Milch wohlklingender Ruhmredigkeit leichter von den Lippen. Die Druckereien der eidgenöſſiſchen Stadt, allen voran die Frobenſchen Offizinen, waren in Straßburg eiferſüchtig beachtet, denn die Buchdruckerkunſt Baſels hatte der Wiegenſtätte den Rang abgelaufen.

Wiewohl ſein Anſehen gewachſen war, und neue Schüler, zum Teile Nachzügler aus Freiburg, ſich zu ihm hielten, hatte er Mühe, an die Drucker heranzukommen. Drei Manuſkripte lagen bereit.

Man wußte gut, daß Froben unter des Erasmus Einfluß nur klaſſiſches Sprachgut verlege, und doch wies man ihn immer auf Froben und Baſel hin und ſtellte ſich wunderlich. Als die Knoblochſche Offizin endlich geneigt ſchien, wußten ſie die Aerzte dahin umzuſtimmen, daß ſie den Druck ſeiner Wundarznei vom Gutachten eines Kollegiums abhängig machte, welches aus heimiſchen Phyſikern und Chirurgen beſtehen ſollte. Gewarnt zog er die Schrift zurück. Er wollte warten, bis er Bürger wäre.

Am Mittwoch nach Andrä Apoſtoli erbrachte er auf der Ratsſchreiberei an ſonſtiger Urkund Statt das Diplom von Ferrara. Zerknittert war es, das Siegel zerſprungen, bröckelicht, kaum zu erkennen. Wenig Schriften mochte der Ratsſchreiber prüfend unter die Augen gehoben haben, die ſo weite Wege im ganzen

Abendlande herumgekommen waren. Er hörte es mit Staunen.

Paracelſus zählte dreißig Gulden und ſechs Schilling auf den Tiſch und ſchwor ſodann: Bürgermeiſtern und Räten, ſo jetzt ſind und hernach geſetzet werden, gehorſam zu ſein, der Räte und Stadt Mandate getreulich zu halten, Steuer und Umgelds zu geben nach jeder Zeit Geſatz, mit der Stadt Lieb und Leid zu leiden, Bündniſſe und Einungen zu wahren und mit Veſtinnen und Leuten, ſo er etlich hätte, der Stadt treulich beholfen zu ſein. – Die Feſte, die er hatte, war die Kunſt und ſeiner Leute Helfertrieb und Sorgfalt um der Kunſt, nicht um des Lohnes willen.

Und des Abends füllte „Zur Luzernen" ein Saum tiefgoldenen Pfälzers die Zunft- und Handbecher der Scherer, Müller, Kornhändler, die alle zur Luzernen dienten. Froh, Mauern und Seßhaftigkeit erworben zu haben, hatte er ein Pfund Pfennig und vierzehn Schilling drangeſprengt. Sie ließen ihn freundlich leben, ſonderlich die Müller und Kornhändler, denen er nicht ins Gehege geſtiegen war.

Schon im Sommer hatten Aerzte, Chirurgen und Spitalsleute den Rat darum angegangen, einen Mann aufſchneiden zu dürfen. Das war ſeit zehn Jahren nicht mehr geſchehen, damals hatten es die Hebammen an einer Frau durchgeſetzt. – Sie wollten wieder ſehen, wie es inwendig ausſah. Und bei dem Schweineanatomieren wollten ſie nicht mehr zufrieden bleiben, es regte mehr Appetit als Wiſſenſchaft an.

Der Rat war immerhin unbefangen und ſetzte ſich über den Gedanken hinweg, daß irgendein Laur, der wegen Straßenraub, Mord oder Diebſtahl ſeines Daſeins enteignet worden wäre, am jüngſten Tage mit zerlegtem Eingeweide aufſtehen müſſe, obwohl – und darin lag der bedrohliche Reſt von Bedenklichkeit – die Untat durch die Pön verbüßt war, und der arme Sünder aus Henkershand ehrlich hervorging. Und auch wenn die Raben, Hunde, Füchſe, ab und zu ein Wolf vom Schindanger das Ihre holten, was immer noch vorkam, obwohl man ſchon ſeit hundert Jahren eine Mauer um den Galgen erhielt, dies konnte nur als natürliches Begräbnis gelten. An Würmer aber mußte doch endlich auch der Frömmſte glauben. Immerhin, ein Bedenken gegen die Anatomie blieb. Allein Freiſinn ohne Bedenken iſt kein Freiſinn, ſondern Gleichgültigkeit. Und wann wurde durch Gleichgültigkeit etwas zuwege gebracht!

Der Rat wäre einverſtanden geweſen, es fehlte lange die Leiche. Was an Rad und Galgen hing, war ungeeignet. Bei dem Gliederbrei der Geräderten verſtand ſich das von ſelbſt, die Gehängten aber mußten am Galgen verweſen, das war Buße. Auch ein lebendig Begrabener gehörte unter die Erde. Und von den Geköpften, die beſonderer Gnade oder ihres Standes wegen zu dem leichten Tode kamen, ſah man vorſichtshalber ab, zudem war der Wunſch begreiflich, einen ganzen Menſchen aufzuſchneiden. Und endlich – die heilige Adventzeit ſollte doch verſtreichen.

So kam es, daß der Nikolaus Milutz, ein fremder

Schüler aus Franken, der auch eine Zeitlang des Doktor Paracelſus Knecht geweſen war, noch über Drei König hinaus das Leben behielt, obgleich er ſchon vor Advent mit dem Sack hätte gerichtet werden ſollen. Er war dem Goldſchmied Kunrad Dunne über den Zaun des Obſtgartens in der Marx-Aue geſtiegen, hatte die Aepfel ſcheffelweis davongeſchleppt, frech verhandelt, das Geld verlottert und nicht lange nachher der Frau Agneſe Saspachin unter der Steigen eine Truhe erbrochen und drei Weben Leinwand geſtohlen. Er gehörte an den Galgen. Allein er verteidigte ſich ſo artig und geſchickt in trefflichem Latein, daß die Richter ſich ſcheuten, ihn wie einen gemeinen Dieb zu hängen. Nur die rechte Hand ſollte ihm vor dem Sacken abgehauen ſein. Und auch darüber wußte Nikolaus Milutz hinwegzukommen. Er bot ſich ſelber der Anatomie an und verſtand es, glaubhaft zu machen, daß ſeine Rechte inwendig nicht weniger ſehenswert ſei als ſeine Linke.

Vielleicht waren die Aerzte gerade deshalb auf den Gedanken gekommen, dem unbequemen Kollegen bei der Leichenöffnung ein Bein zu ſtellen, weil Nikolaus Milutz eine Weile Knecht bei Doktor Theophraſtus geweſen war. Sie wußten, daß der kleine Heilmeiſter nichts von ihrer Anatomie hielt, und verbreiteten, daß er kein Herz von einer Leber unterſcheiden könne und darum ſchon bedacht ſein werde, von der Anatomie fern zu bleiben, während Doktor Vendelinus Hockius einen jeden Nerv des Milutz aus dem Galenus und Mundinus verleſen und erklären wolle.

Paracelſus erinnerte ſich des verlauften Bacchanten

wohl, den er aus Mitleid für etliche Wochen bei ſich behalten hatte, bis ſein Famulus Friedlin auf Diebereien gekommen war. Längſt hatte er beſchloſſen, mit ſeinen Schülern dieſe Anatomie zu beſuchen, um ſie von der Torheit zu überzeugen, mit der man den Frieden eines Toten ſtörte, auch wollte er einem Steinleiden nachgehen, das er bei dem verlotterten Studenten vermutete.

Vor Advent war die Ill unter der Schindbrucken zugefroren geweſen, um den heiligen Abend aber taute es, und Nikolaus Milutz, der im Kathrinenturm lag und die Waſſer rauſchen hörte, hätte lieber erbärmlich gefroren, als den faſt lenzigen Weſt durch die Fugen der Fenſterſcharte gewittert. Der Tag ſeiner Anatomie ſtand feſt. Es kam nur darauf an, daß er herzhaft Einſacken und Wurf von der Brücke überſtand. Die Ill war eiskalt, da mußten ihm bald die Sinne ſchwinden.

Und die Torhüter und Ratsboten, die bei ihm gingen, hatten zu tun, um Platz für das kurze Wegſtück zu ſchaffen. Unterſchultheiß und der Fürſprech am Stadtgericht ritten hinter ihm. Er biß die Zähne zuſammen und wollte aufrecht bleiben, daß alle die Leute ein Beiſpiel nähmen, andächtig für ihn beteten und ihn mitleidigen und verſöhnten Blickes betrachteten. Oft hatte er die gemeine Kraft gefühlt und wirkſam geſehen, wenn er unter dem Volke geſtanden war, da man einen armen Sünder zur Richtſtatt führte, manch ein Schelm hatte einen letzten Troſt und freudige Zuverſicht für das frühe Sterben aus der Andacht gewonnen, die

ihn aus allem Volk umgab. Allein, je weiter ſie durch die Menſchen drangen, deſto haſtiger und banger wurde ſein bettelnder Blick. Und zogen ſie auch die Hüte, und falteten ſie auch die Hände, Neugier bleckte aus ihren Augen, Neugier verzerrte ihre Lippen zu einem halben Grinſen. Das Blut erſtarrte ihm, die Knie wurden ihm weich, zwei Torknechte faßten ihn unter den Armen. Er ſtierte vor ſich nieder, ein Grauen vor den Begierigen ſchüttelte ihn, ein Grauen vor dem eigenen zerſtückelten Leichnam. Er hatte ſich verkauft. Er taumelte vorwärts. Jeder Schritt war eine Ewigkeit.

Stadt- und Ammeiſter erwarteten ihn auf dem kleinen Raume inmitten der Schindbrucken, der von zwei Reitern freigehalten wurde. Als ihn die beiden Turmknechte losließen, ſtreckte er die Hände nach dem Sacke aus, den der Henker hielt. Und der Henker erbarmte ſich ſeiner.

Vendelinus Hock faßte diesmal die Anatomie weit prächtiger an als vor zehn Jahren, da er, ein junger Doktor, nach Straßburg gekommen war und ſein kaum entkeimtes Anſehen nicht überfrachten wollte. Doktor Vendelinus war in Padua geweſen und hatte den Profeſſor Benedetti in ſeinem Theatro Anatomico gehört. Er baute den Straßburgern im großen Refektorium des Mehrern-Spitals aus Tiſchen, Brettern und Bänken, die hoch unter die Decke geſtaffelt wurden, ein richtiges Anatomietheater auf. Sein Pult war mit einem Turm von Schriften beladen: Galenus und Mundinus und deren Kommentatore. Zuunterſt in dem engen Raume, dicht bei dem Tiſche, ſaßen die Doktoren, Li-

zentiaten, die Scherermeiſter und der Spitalſchaffner, unter ihnen auch Theophraſtus. Und rings bis an die Dübelbäume zwängten ſich die Leute dicht an- und übereinander, ſo daß das Theatrum knarrte und knackte, hie und da ein ängſtlicher Frauenſchrei aus der Dunkelheit vorſchlug, und mit Gekicher und Gröhlen beantwortet wurde. Auf dem Pulte und an den Ecken des Tiſches rußten dicke Talgkerzen. Der Raum war bald von heißem Menſchendunſte voll, und man roch die Näſſe der Kleider. Während der Hinrichtung war ein Sprühregen gefallen.

Vendelinus zog im roten Talare auf. Hinter ihm brachten zwei Scherknechte den toten Miluz, und dieſem folgte der Scherermeiſter Andreas Stößer mit einem Geſellen, der das Inſtrument trug; es fehlten nur Trommeln und Pfeifen.

Vendelinus begann mit Donnerſtimme, die alle aufſchreckte, eine Drohrede gegen die Verächter der Anatomie und rannte gewiſſe Aerzte an, die ſich nicht ſcheuten, gleich marktfahrenden Salbadern für alles Eingeweid ihr Arcanum magistrale oder Elixir de Quinta Essentia auszuſchreien, ohne auch nur von den Heimlichkeiten der Leber und Milz eine Ahnung zu haben. Kein Wunder, daß ſie auch den ehrſamen Meiſtern von der Luzerne das Lanzett aus der Hand nähmen, kecklich ins unbekannte Fleiſch und in des Leibes Tiefe einſtießen, aber das heilſame Brennen und Aetzen verachteten und Nadel und Sonde verwürfen. Wie ſie die Heilung bewirkten, darüber müſſe er ſchweigen, denn ein tiefes ſchauderndes Grauen verſiegle ihm den Mund und er

werde den nicht bei Namen nennen, ſonderlich angeſichts der Leiche eines gerichteten Lotterbuben, der ſolchen Aerzten beiſtünde.

Nicht wenigen ſtanden die Haare zu Berge und lief die Katz den Buckel hinunter. Denn während der letzten hohlen Worte des Doktor in dem ſcharlachenen Talare hatte Meiſter Stößer den Nilutz geöffnet und der aufgetriebene Magen ſtieg aus dem Bauche des armen Sünders, als blähe ſich ſein Inneres in einem grauenvollen Atemzuge. Scheue Blicke zuckten hin, wo der Doktor Paracelſus ſaß. Eine Frau, von dem heißen Dunſte und aller Unheimlichkeit überwältigt, wurde ohnmächtig und konnte nur mühſam aus dem Gedränge hervorgezerrt werden. Die meiſten erblichen. Auch Doktor Vendelinus ſtarrte erſchrocken auf den offenen Bauch nieder, in dem ſich das Eingeweide regte. Ein Rucken, Flüſtern, Stoßen. Einzelne warnende Rufe. Das ganze Theater knackte in allen Fugen und bebte. Der angeſtrengten Stimme des Doktor Vendelinus gelang es nach gefährlichen Augenblicken, die Ruhe und ſein Unternehmen zu retten; er ſelbſt ſah mitgenommen aus.

In Paracelſus kämpfte Zorn und jene kaum erträgliche Scheu, die er vor angeſtauten Menſchen hatte, deren Augen auf ihn gelenkt waren. Seine ſtammelnde Zunge, die nur gelöſt werden konnte, wenn er geneigte Herzen um ſich wußte, quälte ihn faſt körperlich im Munde. Hundert Argumente gegen die ſchwülſtige Herausforderung durchrannten ſeinen Geiſt wie ein zügelloſes Kriegsvolk, das eine Stadt plündernder

Hand durchläuft. Als man das ohnmächtige Weib hinaustrug, war sein Zorn Herr geworden. Er sprang auf und rief den jungen Günther an, der hinter ihm stand; viele hörten ihn.

»Gang, Gunthere, lug, was dem Weibe ist zugestoßen, ob sie möcht miner bedürfen. Ich will bleiben und hörn, was der scharlachene Gugelant uf dem Katheder mehr will.«

Doktor Vendelinus ermannte sich an seinem Siege über die Unruhe und rief mit erholtem Schwunge, streckte dabei drohend die Faust gegen Paracelsus:

»Potz Taubenast und Fickerment, so will ich ein ehrlich Anatomiam lehren, und wenn der Tüfel und sin Hexenmeister alle toten Lichnam Luft schnappen lässet, daß die Därm ufquellend. Das solltu wissen!«

Da antwortete der kleine Meister:

»So heb an und forcht nit, Doktor Wendlein, in diner scharlachen Livrei! Und solltu dich nit verblätteren, so du us dem Galen die Heimelichkeit der Leber und Milz herusbuchstabierst; allein du sollt allen zu wissen tun, daß der Galen seine Heimelichkeiten nit us der Menschen Leib und Wesen hat, sundern von Affen und Hunden!«

Darauf zitierte Doktor Vendelinus, fröhlich sein Fahrwasser gewonnen zu haben, aus dem Kompendium des Mondino, aus dem Galeatus de St. Sophia, dem Benedetti, Jacobus Silvius und Matthäus de Gradibus, die alle dem großen Erzvater der gelehrten Medizin, Galen, gefolgt seien und ihn hoch gepriesen hätten, während der Meister Stößer kundiger Hand

den toten Milutz zerwirkte, Leber, Milz, Nieren, Pankreas, Herz und Lunge ſäuberlich auslegte, und ſchon daranging, die Arme und Beine zu öffnen.

Die Scherermeiſter, von dem Redeſchwall des zitatetrunkenen Doktors beluſtigt, zwinkerten einander zu, doch ſie wurden bald ſatt und hielten ſich an den arbeitenden Zunftgenoſſen, ſie beſprachen halblaut das Eingeweide des Milutz. Paracelſus winkte dem Redner mehrmals beſchwichtigend ab. Dann zeigte ihm ein Scherer die vergrößerte Milz und er äußerte flüſternd ſeine Meinung. Endlich ließ er für ſich und ſeine Schüler die Blaſe öffnen.

Aber die andern Doktoren und Licentiaten genoſſen eratmend den Triumph der Zitate, bis es dem ernüchterten und gelangweilten Volke zu dumm wurde und einer aus den letzten Reihen rief:

»Hilf Gott, Meiſter Wendlein, was vertunt Ihr Zit! Wir wellend dolme dem Milutzen ſin Gelungel ſehn!«

Und von allen Seiten erhob ſich ein befreiendes Gelächter. Doktor Vendelinus ſteuerte behend aus der Flut ſeiner Zitate, nicht ohne Beteuerung, daß er jede andere Oppoſition gegen ſeine Anatomie gleich ſiegreich niederſchlagen werde, wie die ſeines wertgeſchätzten Kollegen Doktor Theophraſtus. Und alle Aerzte applaudierten ihm ſo ſtark, daß die Leute ruhig wurden, denn ſie glaubten, daß nun das Theatrum beginnen werde.

Indes ſtand Theophraſtus mit etlichen Schülern und Scherern am unteren Ende des Tiſches und erklärte ihnen an dem Sande, den man in der Blaſe des

Milutz gefunden hatte, ſeine Theorie der Steinleiden, die er die Lehre vom Tartarus nannte. Die letzten Worte des Vendelinus überhörte er und ſie alle, die ihn eifrig umgaben.

Vendelinus las über jedes Organ aus dem Galen, dem Mundinus und den Kommentatoren vor, und ein Scherknecht hielt jeweils Leber oder Milz oder Nieren, an einer langen Sonde aufgeſpießt, hoch empor, ein anderer beleuchtete das Schauſtück.

Als Paracelſus geendet hatte, ging er mit den Schülern fort. Doktor Vendelinus unterbrach, um ſeinen Sieg voll zu machen, und rief ihm lateiniſch nach:

»Seht, ſo ſchimpflich muß der Verächter vor dem Lichte der Gelehrſamkeit entfliehen!«

Die Doktoren applaudierten wieder.

Des andern Tages hörten alle, die zugegen geweſen waren, daß Theophraſtus von Vendelinus bei der Anatomie glänzend überwunden worden ſei und ſie mußten zugeben, daß der kleine Heilmeiſter nicht viel geſprochen und nur den Doktor Vendelinus und einen gänzlich unbekannten Galenius Hund und Affen geheißen habe. Vielleicht ſei der ſcharlachene Habit damit gemeint geweſen.

So lächerlich das Gerede war, und ob es gleich von etlichen beſtritten wurde, die Druckereien hielten ſich daran und machten einen Einwand mehr gegen die Hohenheimiſchen Manuſkripte daraus. Dazu kam eine Klage, die der Seilermeiſter Vix Klaus gegen den Apotheker „Zum Einhorn“ erhob. Paracelſus hatte ihm dazu geraten, denn die Arzneien der Einhornapotheke wa-

ren, trotz genauer Weiſung, des Quid-pro-quo verdächtig und die Preisforderungen unverſchämt geweſen. Der Apotheker wußte den Prozeß zu ſtrecken, andere Aerzte – ſie zehrten ja alle aus einem Beutel – kamen ihm zu Hilfe, hingegen der Seilermeiſter, auf ſeinen Arzt geſtützt, blieb hartnäckig. Da langten mitten im Eifer des Streites der baſeler Kaufherr Wolfgang Hutſchy und Meiſter Simon Zwilhenbart, beide des Rats, einer Handelsſache wegen in Straßburg ein. Zugleich trugen ſie ein Ratsſchreiben an den Doktor Theophraſtus von Hohenheim mit ſich.

An Geſicht und Händen rußig, mit verſengten Aermeln, in einem ſchmutzbedeckten Wamſe, vor dem ein Lederſchurz hing, fanden ſie ihn bei ſeinem Ofen. Der gepflegte Kaufherr mußte an dem vertrauten Weſen, das der Zunftmeiſter Zwilhenbart dem ſchmierigen Männlein gegenüber zur Schau trug, einiger plötzlicher Bedenken Herr werden. Daß ſie nicht allzu dienſtbereit empfangen wurden, ſondern erſt hören mußten, wie der kleine Meiſter zwei jungen Geſellen kurzgeſchürzte, faſt ſcheltende Weiſungen gab, bevor er ſich ihnen zuwandte, ließ ihn der Perſon des berühmten Paracelſus gewiſſer werden. Die beiden Herren faßten ſich in Geduld und brachten einige Höflichkeit an, die offenbare Störung zu entſchuldigen.

Theophraſtus fragte den Kaufherren unvermittelt nach ſeinem Leiden, den Geſundheitszuſtand des Meiſter Zwilhenbart kannte er. Allein Wolfgang Hutſchy ſetzte zu einer flüſſigen Rede an, indem er das Schreiben aus dem Buſen zog. Nicht einer Krankheit wegen

kämen ſie, ſondern von wegen des Rats und der Stadt Baſel, gleichſam als Boten. Seit dem Herbſte des vergangenen Jahres ſuche man nach einem Stadtarzte, der auch geeignet wäre, die andere Profeſſur, die von der Stadt an der Aerztefakultät der hohen Schule erhalten werde, würdig zu beſetzen. Merkliche Heilerfolge und probate Weiſungen, die Doktor Theophraſtus von Hohenheim in Zeiten nunmehr verwichener Peſtſeuche denen Scherern erteilt, hätten die Augen des Rates auf ihn gelenkt, und auch der werte Mann und Prediger Husſchin oder Oekolampad habe auf ihn gewieſen, als einen Mann von Gewiſſen, der nicht in Eigennutz und fremdgeſinnter Gelehrſamkeit befangen ſei, und einen Mann von evangeliſcher Art. Man glaube, er werde nicht nur manchem Uebel im Heilweſen der Stadt ſteuern, ſondern auch der Schul zu Nutz kommen, denn es ſei wohlbekannt, daß ihm von anderen hohen Schulen etlich nachfolgten. Darum ſetze man ihm ein reichlich Stipendium aus, fünfundſiebenzig Pfund, wofür er aber mit der Lektur ſich unentgeltlich zu verhalten habe. Dieſes Wunſches und Willens ſei das anweſend Ratsſchreiben Urkund, das ſie hiemit wohlmeinend übergäben. Sie wollten aber nicht ſeinen eigenen Schluß und Meinung überlaufen, ſondern ſeiner morgenden Tages getreulich bei denen Schiffsleuten „Zum Kappen“ warten. Doch möge er bedacht ſein, daß Rat und Stadt Baſel ſich ihm großgünſtig erwieſen, indem der höchſt Sold, der des Ratsſchreibers, fünfundneunzig Pfund betrage und auch der werte Doktor Oekolampad nicht mehr als ſechzig erhalte.

Der Ratsherr fügte mit einem unmerklichen Lächeln hinzu, daß der Professor und Ordinarius Oswald Ber nur fünfzig Pfund genieße, obwohl auch das keineswegs gering sei.

Paracelsus war tief erblaßt. Seine Stirn sammelte sich über der Nasenwurzel und den gesenkten Brauen in scharfen Falten, und der trotzig gekniffene Mund verzog sich hoch unter die Nase, das Gesicht wurde eng und spitz. Die aufgetanen, niedergewandten Augen blickten in sich hinein. Seine Arme hingen schlaff und die Finger waren halb geöffnet. Er hatte die Hand nicht nach dem Schreiben ausgestreckt. Der Kaufherr Hutschy wandte sich, von der sonderbaren Grimasse befremdet, dem Zunftmeister zu, doch dieser schüttelte leicht den Kopf und blinzelte begütigend. Die beiden jungen Leute beim Ofen stießen einander und schielten hinüber, ein dritter hatte den Schlegel, mit dem er irgend etwas im Steinmörser zerrieb, sinken lassen und starrte den Meister aus klaffendem Gesichte an.

Vor den Augen Theophrasts huschte traumschnell der Marterweg seines Lebens vorüber. Sein verhehlter Schmerz, sein bitterer Trotz loderten auf, ein kaum bezwingbares Schamgefühl überkam ihn: Montpellier, Paris, Danzig, Wilna, Wien, Tübingen, Freiburg — überall hochmütige, höhnische Gesichter unter den Baretten und überall neiderfüllte, haßkalte Blicke. Und sein Herz, vor Verlangen berstend, ihnen auszuteilen, was den Geist in Ueberlast der Erkenntnisse, Gesichte und Erfahrung bedrängte! Nun öffnete sich die Pforte von selbst. Er war bettelnd von Stadt zu Stadt ge-

wandert, daß ſie ihn hörten und in der Kunſt vom alten Wahne ließen. Er war überall geächtet worden und ſtets im Wettlaufe der Zungen unterlegen. Nichts galt der Ruhm, den er von Krankenbetten holte, ſie glaubten ihm nicht, hätte er Tote erweckt, ſie glaubten ihm nicht, weil ſie nicht ſehen wollten. Und was ſich zu ihm hielt, das ſuchte ihn um Handgriffe zu belauern. Auch die verachteten ſein Licht, denn ſeinem Lichte fehlte der Kandelaber, vor dem ſie in die Knie geſunken wären. Arm iſt die Kunſt und ein Bettel vor aller Augen, die nur den Altar ſehen und nicht den Gott. Alle, alle ſehen nur den Altar. Wer ſie zur Ehrfurcht zwingen will, der muß vor dem Altare ſtehen. Nun öffnete ſich die Pforte, und er wußte, daß er je und je bittend und unerhört vor ihr geſtanden war. Er ſollte Schüler haben, die ihn nicht belauerten; Gläubige, die ihn hörten und ſeinem Wege folgten.

Langſam taſtete er über Stirn und Glatze, dann richtete er den ſchimmernden Blick auf die Ratsherren und griff behutſam nach dem Ratsſchreiben.

»Uech lohne Gott, Ihr Herren, daß Ihr habet der Kunſt gedacht. Der ſollet Ihr wohl bedienet ſein.«

Zunftmeiſter Zwilhenbart war bang geworden, er hatte geprahlt. Da er nun den Doktor Paracelſus willig ſah, faßte er ihn lebhaft bei der rußigen Hand und überſtrudelte ihn mit fröhlichen Worten. Und auch der Kaufherr zeigte ſich zufrieden, denn er war einer beträchtlichen Sorge ledig.

In dieſer ſchlafloſen Nacht fand ſein Herz kaum

Halt vor Jubel und Erſättigung. Zu ſeinen Füßen lagen hingekrümmt die vier Elementstiere der Alten, er aber türmte den Altar der neuen Kunſt, ſeiner eigenen deutſchen Kunſt auf vier Steinſäulen aus dem Feuergrunde. Und die Säulen trugen ihre Namen: Philoſophei, Aſtronomei, Alchymei und die Tugend des kunſtlauteren Gemüts. Er flüſterte in den Rauſch ſeines Weſens, das von geheiligtem Zorne brannte:

»Ihr müſſend offenbar werden den Bauren uf den Dörfern, daß ihr der Kunſt weder Wiſſens noch Wahrheit habet. Dann üer Kunſt iſt der Narren und Gleißner Kunſt, do ihr arzneiet Fürſten und Herren, Städten und Ländern allein durch Bſcheißerei. Wie ich alſo nehme die vier Säulen für mich, ſo müſſet ihrs auch nehmen und müſſet mir nach. Ich nit üch nach, ihr mir nach! Mir nach! Avicenna, Galene, Rhaſis, Montagnana, Meſue! Mir nach ihr von Paris, ihr von Montpellier, ihr von Schwaben, ihr von Wien und was an der Donau und Rheinſtrom liegt! Ihr Inſuln im Meer: du Italia, du Dalmatia, du Sarmatia, du Athenis, du Griech, du Arabs, du Iſraelita! Mir nach und ich nicht üch nach! Ich wird Monarcha, und min wird die Monarchei ſin, und ich führ die Monarchei und gürte üch die Lenden!«

Er ſank in die Knie, betete von dem Gipfel ſeines Weſens zu Gott und dankte, daß er die Kunſt erheben wolle in ihm:

»Du haſt mir den Laut geben und min Laut beruhet in dir. Dann du haſt mich bſtellt wie ein Ackerland. Alſo bin ich gewandlet durch die Länder und ein Pere-

grinus geweſt mine Zit, allein und fremd und anders. Do haſt du wachſen lan dine Kunſt unter dem Hauche des fruchtbaren Windes mit Schmerzen in mir. Du haſt ein Ziel geſatzt, weil dine Kunſt us Not iſt zitig worden und gereift, und haſt ihr gegeben den Ort und Statt, do ich ſoll dienen.«

Und ihn überkam die geborgene Müdigkeit des Heimgekehrten. Sein alter Vater in Villach lebte in ihm auf, ſeine Kindheit mit dem. An der Hand des Vaters zog er in das wetterſchwarze Ochsnerhüsli an der Tüfelsbruck zurück. Das Land ſeiner Geburt begehrte ihn. Und wie Geſtalten einer verklungenen Sage erſtanden: der Mann mit dem ſuchenden Blicke, ſein Ahn der Ochsnerwirt, er trug ein Holzbeil auf der Schulter; der rieſenhafte Recke und Mannesſchwinger, ſein Ohm Hanns, er trug an der Seite ein breites Schweizerſchwert mit einem Goldknauf und mächtige Federn wedelten ihm vom Barett; eine Frau ſaß auf hohem Throne, ihre weiten Augenſterne ſchauten in die Ewigkeit, ein Strohkranz lag auf ihrem Haupte, und ſie ſang:

„Ich willt heint ſchlaffengahn,
Zwölf Engli bi mir ſtan . . .“

Da wurde Theophraſtus mild und milder, er vergaß den Kampf, der ſein Leben geworden war, und er wäre entſchlafen.

Aber ſeine hoffenstrunkenen Pulſe ſchlugen wieder jäh, und wilder jauchzte ſein Weſen in Zorn und Siegestaumel. Erſt als ihm das ruhige Antlitz ſeines Vaters abermals zurückkehrte, verebbte die Sturmeswelle.

Er wollte ihm ſchreiben, dann von Baſel aus, Pro-

fessor et Ordinarius ſollte unter ſeinem Namen ſtehen, und er wußte, daß ſeines Vaters Blick leuchten werde. Der letzte Brief war vor zwei Jahren mit venetianiſcher Poſt über die Tauern nach Villach gegangen. Er erinnerte ſich der bedächtigen Griffe des Poſtmeiſters Michael Taler im ſalzburger Rathauſe, als der den Brief in den „Maz", den ledernen Poſtſack, tat und ſorgſam zuſchnürte. Paracelſus war gerade recht gekommen. Der Knecht wartete bereits, und der uralte Poſtmeiſter machte ihm bekümmert Vorwürfe über die Gelaſſenheit, mit einem Briefe bis zum letzten Augenblicke anzuſtehen.

Das Geſicht ſeines Vaters lächelte, und ſchon reichte ihm der ernſte Mann die frauenhaft milde Hand, um ihn auf die weiche Wolke des Schlafes zu heben, da ſagte ein zorniger Mann mit breiten, geifernden Lippen auf, und ringsum glitzerten Tiegeln und Flaſchen höhniſch von den Wänden.

Kollega! Kollega, hie ſteht der Schererknecht! Fünfundſiebzig Pfund, Kollega! Fünfundſiebenzig! Fünfzig ſeind minder, minder umb meh dann zween Dutzend, zween Pfund pro mense! Das ſoll dir im Herzen brennen, du Sudelkoch! Da ſolltu wohl zapplen, Ber, Berus, Berulus . . .

Der Pelzausſchlag des ſchäumenden Ordinarius der Medizin wuchs über die Schaube hinab, über die Beine und Arme hinaus, wucherte über Geſicht und Barett, eine ſpitze Schnauze mit feuchtglänzender, ſchwarzer Naſe und bleckendem Gebiſſe . . . er tanzte, brummte, tanzte, die Zunge hing ihm aus,

und Theophraſt ſtampfte mit ſeinem Schwerte den Takt dazu.

Er hörte noch die Matutinglocke von Sankt Stephan, dann erſt fand er eine kurze, tiefe Ruhe.

Orion

Die braune Erde lag ſamenſchwer und ſatt vor Sehnſucht. Ueber dem Aſtgeſpinſte der knoſpenden Buchenwälder flimmerte das zarte Lachsrot. Der Himmel ſchmiegte ſich licht, lau und lächelnd an das Rheintal. In ſtrahlend weiße Schwärme aufgelöſt, langſam, ohne die Sonne zu kränken, ſtrichen die Wolkenſchwäne nach Norden hin, nur um den Zug des weichen, lungenſpannenden Lenzhauches wie eine ſichtbare Melodie zu begleiten.

Da ſagte Paracelſus zu dem jungen Gunther von Andernach:

»Der Weg iſt derſelb, das End iſt daſſelb, dannocht: ich reis der Heimat zu nach einer weiten Fahrt, die mich hat beſtäubet, durchnäſſet und erkältet, allein mehr dann alles rich gemacht und mächtig miner Kunſt – du aber, Gunthere, ſollt eine Heimat nit grüßen mit dieſen minen Augen, du ſtehſt am Anbeginn. Ein Arzt ſolltu werden, das iſt, du mußt die Natur erfahrn, als ich ſie hab erfahrn, nit alleinig mit Aug, Ohr und Händen, ſundern auch mit Füßen. Der Menſch hat es in ihm, und iſt ein groß Erkanntnus, daß er iſt gezwungen, denen Gaben Gottes nachzugehen, wo ſie liegen. Codex naturae lieget vor dir und du mußt zu blätteren verſtehn drin; ſo oft ein Land, ſo oft ein Blatt. Mit Landſtreichen ſolltu blätteren, perambulaniſch, peregriniſch. Mit Füßen ſolltu treten das Buch der Natur und nit glichen dem ſtubengelehrten Theoricus

und Kloſterbruder, ſo alleinig ſine eigen Geigen kennt und nützit weiß, dann Glockenſeil und Krüzgang. Wohl, die es nit tund, haben mehr, als die es tun. Die hinterm Ofen ſitzen, eſſend Rebhühner, die den Künſten nachziehen, eſſen ein Milchſuppen; die Winkelblaſer tragen Ketten und Seiden, die do wandern, vermügend kaum ein Zwilch zu zahlen; die in den Ringmauren haben Kaltes und Warmes, wie ſie wellen, die in den Künſten hätten, ſo der Bom nit wär, nicht einen Schatten. Allein der dem Bauche will dienen, der folget dem Paracelſo nit, und Paracelſus iſt dem Willen Gottes nachgefahren in ihm, darumb ſo hat Gott ſeines Landſtreichens ein Ziel gſatzt. Dort ſollend die Jungen zu ihm kommen, denen Gott hat die Kunſt und Arzenei geſäet in die Wiegen, daß Paracelſus ihnen den Weg weiſe in das Buch der Natur. Die Jungen müſſend es ſin. Dann iſt es nit möglich, daß us eim alten Lorbeerbom ein junger Sambucus wachſe, noch viel unmöglicher, daß ein Arzt werd us eim alten Conventor in einer Logiker-Burs oder eim alten Korrektor in einer Druckerei, dann die ſeind die Zeitloſen, das iſt die Kunſtloſen, und wachſend im Herbſt. Deren will Paracelſus in Baſel müßig gahn. Er will niemand änderen in ſinem Weſen. Allein er will den Lenz rufen, in den Gott hat gelegt die Kunſt der Arzenei ſamenweis. Er will den Lenz mit ſinem füchten Atem befächlen. Daß es wachſe und im Alter groß werd in denen! Und alſo groß, daß ſie nit nur Menſchen ſeien für ſich ſelbſt, ſondern auch für all ander...«

Es war ein Märztag, Paracelſus ritt mit dem hell-

äugigen Gunther von Andernach ſchon nahe bei Baſel. Ein Dutzend Schüler waren vorausgezogen und hatten ſeine Habe, Gerät und Werk, in einem Karren bei ſich. Sie mochten ſchon einen Tag in der Stadt ſein.

Als Bonifacius Amerbach vor nicht ganz zwei Jahren von Avignon, wo er ſich ſein Doktorbarettlein hatte eilig aufſetzen laſſen, in Baſel eintritt, wurde er von den Kollegen im Habitus Scholasticus empfangen, eine Schar berühmter Schriftſteller winkte ihm zu und grüßte ihn durch eine ſplendide Lobrede. Lächelnde Frauen und Mädchen, köſtlich geſchmückt, ſtanden dabei.

Theophraſtus von Hohenheim zeppelte auf einem Maultiere unempfangen durch das Spalentor. Nur der junge Gunther ritt neben ihm, glühende, wortloſe Begeiſterung im Herzen, voll Sehnſucht, ſeinem Lehrer gleich zu werden, und des erſten Winks gewärtig, da der Meiſter ihn heißen werde, ſich von ihm zu trennen und den Codex naturae zu beſchreiten.

Paracelſus hatte in dem ſchmalen Häuslein „Zur Gilgen", das während der Peſt bis auf die alte Mergili Binzin ausgeſtorben war, ſein Genügen gefunden. Das Haus lag gegenüber der Wirtſchaft „Zum Blumen" bei der Sankt Brandolfskapelle, unweit der Rheinbrücke, unterhalb deren der Birſik in den Strom fließt. Der Gadem neben der Treppenflur war ein niedriges Gewölbe mit einer Schmiedeeſſe in der Tiefe, da der Kläui Binz ein Plattner geweſen war. Die alte

Binzin ließ dem Mieter gewähren, ſie war froh, das Haus um einen guten Zins bewohnt zu wiſſen, da ſie nach der minderen Stadt zu einer Tochter gezogen war.

Er vermauerte das Gademfenſter halb und baute unter die Eſſe zwei Oefen und einen Herd, deren Türme, Roſte und Einſenkungen ſo abſonderlich waren, daß der Handwerker verſchwor, nie wieder derlei Arbeit einzugehen, denn der kleine Doktor fuhr ihm bei jeder Lage Mauerwerk dazwiſchen. Hinter der chymiſchen Kuchel lag ein Raum auf den Hof hinaus in der ganzen Breite des Hauſes. Dort ließ er etliche Bänke in das Eſtrich ſchlagen für die kranke Armut, der er als Stadtarzt zu helfen hatte. Und in den beiden Stöcken – vier größere und zwei kleinere Kammern blieben ihm noch – ſiedelte er ſich mit ſeinen Gehilfen an. Es waren drei, bald vier, ſie hauſten, wo ſie wollten, richteten ſich mit dem Geräte ein, wie ſie mochten.

Der ſtille Friedlin war in Straßburg geblieben, denn er hatte geheiratet, der junge Gunther, Famulus an ſeiner Statt, hatte einigermaßen auf das unbeweibte Hausweſen und den Knecht acht. Er ſchlief in einer Lade gegenüber dem Bette des Paracelſus, um auch zur Nachtzeit, da die Oefen brannten, und wenn des Meiſters ruheloſer Geiſt zum Diktate trieb, des Winkes gewärtig zu bleiben. Es war kein leichtes Dienen um die Kunſt. Paracelſus ſchlummerte dann und wann bei Tage und bei Nacht wie ein eilender Wanderer, der ſich gelegentlich Raſt gönnt, um raſch geſtärkt weiter zu können. Seine Famuli mußten ihre Zeit beweglich nutzen, wenn ſie nicht bald ſchmal und

übermüdet abfallen ſollten, aber ſie ſahen und hörten mehr als alle.

Noch in den erſten Tagen, da Paracelſus ſeine Oefen baute, war einer vom Mörtelſchaff zugeſtoßen. Der Doktor hatte gehört, wie der junge Menſch, der dem Maurermeiſter zulangte, mit einem Schüler lateiniſch ſprach.

»Du biſt ein Schüler, als ich vernehm. Waſer Nation biſt du!«

»Ich bin ein Meißner. Ich hab mich zu Heidelberg in Studio verzehrt; wollt gern dies Frühjahr, dieweil nunmals die Dienſte überall verſäumet, einem Bürger die Kinder lehren. Allein es ſeind der Lehrmeiſter viel zu Baſel.«

»So du nicht weiter künnteſt, ſo wollte ich dich zu mir nehmen und dich unterhalten. Wie heißeſt du dann!«

»Franz.«

»Nun wohlan, Franz us Meißen!«

Und es blieb dabei. Auch der Maurer wars zufrieden, wiewohl er den Kopf ſchüttelte.

In einer Woche war ſeiner geringen Seßhaftigkeit genug getan, das wenige Gerät, an dem es gebrach, beſchafft. Da zog er ſeinen rauchgrauen, damaſtenen Wams an, ließ die fuchsgefütterte Schaube klopfen und ging aufs Rathaus, um dort ſein Mannesrecht zu erweiſen. Er legte den Bürgerbrief mit dem Straßburger Siegel und ſein Diplom vor und bekannte zu Protokoll, wie er ſich zu Straßburg gehalten und weshalb er geſchieden war. Darnach empfing ihn an-

ſtatt des Bürgermeiſters Heinrich Meltinger ſein Gönner, der Oberſtzunftmeiſter Jakob Meiger zum Hirzen und hieß ihn in der Stadt willkommen. So hatte er ſein Amt angetreten. Und er wurde in den Straßen und auf den Märkten als Stadtarzt ausgerufen. Zugleich ſchlug er am Dome, zu Sankt Martin und Sankt Peter, ſowie an der neuen Burs in der mindern Stadt einen Zettel an, zu welcher Zeit er die Kranken erwarte und, daß er vom Rupertitag fortab täglich zwei Stunden am Rheinſprung in der Stadt und Univerſität Kollegio über die Natur und Grade der Heilmittel leſen werde, zudem wolle er den Schülern in ſeinem Logiment „Zur Gilgen“, auf daß ſie nicht nur hören, ſondern auch ſehen und greifen möchten, vor den Kunſtfeuern den neuen Weg der Arznei weiſen, den er mit Gottes Hilfe gegründet habe und zu Baſel bekräftigen werde.

Froben ließ ſeinem Arzte zu Ehren ein Herrenmahl in der Krone zurichten. Oekolampadius, Bonifacius Amerbach und deſſen Bruder Baſil, ſowie Albanus Torinus von der Artiſtenfakultät tranken ihm unter freundlichen Reden zu, und er ließ ſichs wohl ſein wie einer, der heimgefunden hat. Als aber der tieferglühende Südwein ihnen Ehrenkleid und Barettlein lüftete, gewahrten ſie mit Staunen und, die ihm beſonders wohlwollten, mit Beſorgnis, daß des Paracelſus Herz auf ewiger Wanderſchaft heiß, trotzig und bitter geworden war. Er ließ ſeine Zunge unbekümmert laufen; und lachten ſie auch über den polternden Witz, er klang

ihnen je länger, je ſchärfer in die Ohren wie unzeitiger Hahnenkraht über dem Miſte, den man nicht immer willens iſt zu ſchmecken. Und ſie deckten ihn freundlich mit dem Feuermantel des Weines zu, um ihn zu ſtillen und die Freude ihres kleinen Feſtes nicht zu verlieren. Am nächſten Morgen ſollte er leſen, ſie wollten faſt alle zugegen ſein. So brachten ihn, der ſteifſchreitend und murrend in ihren Armen hing, Baſilius Amerbach und Albanus Torinus nach Hauſe „Zur Gilgen“. Dort öffnete der junge Gunther.

Und ſie wollten ihn über die ſchmale Steige ziehen, da löſte er ſich los. Seine Augen verloren den Glaſt, blinzelten, und ſeine Stirn ſammelte ſich. Leiſe ſtrich er mit der Hand über die Lippen. Dann nahm er bedachten Griffes dem jungen Manne die Lampe aus der Hand und ſchritt, als habe er kaum eines Bechers Grund geſehen, ohne zu ſchwanken, wie wohl ein wenig behutſam, in ſeine chymiſche Küche. Die beiden, die ihn noch nicht am Werke kannten, folgten neugierig und ſahen, daß der Famulus keine Spur des Staunens zeigte und befliſſen zur Hand war, als wäre die Arbeit nicht unterbrochen worden.

Theophraſtus ſtelzte auf einen Kolben zu, deſſen Hutſchnabel in eine gläſerne Vorlage mündete, und durchleuchtete das Deſtillat.

»Dies iſt gnug, Gunthere. Du ſollt das Füer unter dem Kolben abtun. Geuß das Oleum in ein andern Kolben. Dann ſatz in Balneo Marinae. Den Alembik drüber! Iſt aber nit vonnöten, daß er ſo feſt lutieret ſei. Füer unter, daß das Waſſer heftig feud! Gnug vor

dieſe Nacht. So gibt es ſein Aquositatem und bleibet das Oleum im Glas.«

Der Jamulus begann die Weiſungen auszuführen. Paracelſus wandte ſich um, er ſah die beiden Begleiter an, als müſſe er ſich erſt erinnern. Dann lachte er kurz, ergriff eine Kerze, entzündete ſie an der Lampe und leuchtete ihnen auf die Hausflur. Sie muſterten ihn betroffen, faſt glaubten ſie ſich geäfft. Aber ſie wußten es, ſie konnten es beſchwören: er war trunken geweſen.

Der kleine Mann ſtand ſteif vor ihnen, blaß, eine unſägliche Müdigkeit lag über ſeinen Lidern.

»Gewaltiger iſt die Kunſt,« flüſterte er; und er ſetzte begütigend hinzu: »Ich muß ſchlafen wohl ein Stund, etwan auch drei, dann morgenden Tags ...«

Er ſprach nicht weiter, ein kindliches Lächeln verſchönte ihn. Und die beiden gingen bewegt und verſöhnt mit dem Weſen dieſes ſonderbaren Menſchen.

Das Auditorium am Rheinſprunge war ſeit den erſten Tagen, da Doktor Oekolampadius gegen den Willen der Univerſität ſeine Vorleſung begann, nicht wieder ſo voll geweſen. Man wußte, daß der Stadtarzt gleich Oekolampad deutſch leſen wolle. Neben der ungewöhnlichen Schülerzahl füllten Gelehrte und Laien aus allen Ständen den ſummenden Raum und ſie erzählten einander Geſchichten über den Paracelſus, um die Zeit zu vertreiben. Indes ging der kleine Mann langſam und tief in ſich gekehrt, demütig wie ein Kind zum erſten Sakrament das kurze Wegſtück an der Brücke vorbei ins Kolleg am Rheinſprung.

Er wurde erſt erkannt, als er ſich ſchon bis an den Lehrſtuhl durchgedrängt hatte. Sie verſtummten im Augenblicke. Kein Talar, keine rote Gugel und kein feierlich zur Bruſt erhobenes Buch, kein Ring, keine Handſchuhe; eine dicke Schaube und eine Pelzkappe, wie ſie die Bauern bis in den April hinein trugen. Das breite Schweizerſchwert mit dem Goldknaufe, von dem man gehört hatte, polterte an die geſchnitzten Wangen des Katheders. Er rückte ſich mit etlichen kurzen Rucken in dem engen Stuhle zurecht und ließ den Blick unter ſorglich gefälteter Stirn über die Geſichter huſchen, dann hob er zögernd die Hand, lüftete die Glatze. Die nicht ſtanden, erhoben ſich nun. Manche konnten ein Lächeln nicht unterdrücken. Er bemerkte es, und es gab ihm die Ruhe wieder, um die er etliche ſtürmende Herzſchläge hatte ſchwer ringen müſſen. Sein Schwert nahm er zwiſchen die Knie und faltete die Hände über dem Worte AZOT. Seine Stimme klang ihm ſelbſt fern und gellend.

»Eingeborn iſt mir die Gewalt des Heilens und das Ungeſtüm der Kunſt nur durch das Vaterland. Arabia hat gezügt Avicennam, Pergamum hat geborn Galenum, Italiae iſt entſproſſen Marſilius, alſo hat Germania fürbracht ihren Notarzt und heißt Theophraſtus, iſt us der Not geborn. Du biſt geſunken, du Arabs, du Griech, du Italus, eingeſargt in Wort, Theſis, Punkt, Libell und Commentario, zehrend die Würm haufendweis an dir. Alt iſt die Kunſt worden ein Würmerfraß und ein Verderben der Kranken. Do geſtund dine Art auf in dir, Germania, die do iſt

lebendig und über der Alten Art, und hat erweckt das Evangeli us Gott, das nit beſchloſſen liegt in denen Evangeliſten, Apoſteln und Propheten alleinig, ſundern auch in der Kunſt. Dine Art iſt worden fri und mündig. Ich frag: was kunnt Rhaſis nützen denen von Wien, was Savonarola denen von Friburg, was nützet Arnoldus in Schwaben, was des Gentilis, Jakobi de Partibus Commentarii uns dütſchen Arzten! Die all warend us ihrer Art geborn und waren ihrer Art grecht, ihr Zit iſt umb, und verwichen die Krankheit ihrer Zit. Wir aber ſtehnd mit beiden Füßen in der nüen Zit, falle zu, was da wölle, und ſtehen in dütſcher Art und Weſen. Wohlan, ſo laſſet uns erwachſen ſin, ein Arzet us dem Vaterlande, und laſſet uns die Kranken heilen nach Art und Mittel dütſch!«

Sie waren von den erſten Worten dieſer gellen Stimme gleichſam in ſich ſelber zurückgeſtaut worden, einige erſchreckt, andere peinlich betroffen. Er hieb ſeine Sätze mit dem Hackmeſſer zu und warf ſie ihnen vor. Aber er hatte kaum zwei geſprochen, da überholte ſie die Inbrunſt ſeines Weſens, und ſie ſahen nur mehr ſeinen unbegrenzten Blick, ſeine Stimme ſtand über ihnen wie der Adlerſchrei des Gewiſſens. Alle wußten, daß in dieſem Manne Kunſt und Leben eins geworden waren, wie Leben und Atem eins iſt. Alle fühlten, daß er ein kühnes Recht hatte, Evangelium und Kunſt auf die gleiche Stufe vor Gottes Thron zu ſtellen. Und als er ihnen dann an etlichen Pflanzen und Mineralien erwies, daß die Heimaterde auf Flur und im Berges-

ſchoße Heilmittel hege, von ihm nach Grad und Wirkſamkeit erfahren und erprobt, die nicht nur das fremde und teure Gewächs der galeniſchen und arabiſchen Receptur erſetzten, ſondern übertrafen, war kaum einer, der nicht lebensvoll empfand, daß in dem Forſcherwerke dieſes Mannes ein neuer Grund der Arznei gewonnen ſei, kaum einer – ſolange der unbegrenzte Blick über ſie hinwegſah, ſolange die aufreizende Stimme über ihnen ſtand. Die beiden Stunden entglitten unbewußt wie ein Atemzug. Und als er faſt unvermittelt abgebrochen hatte, aus dem Lehrſtuhle geſchlüpft und tiefgeſenkten Hauptes durch ſie hindurchgegangen war, befreiten ſie ſich aus den Feſſeln dieſes Erlebniſſes an einem betäubenden Applaus, den Theophraſtus nicht mehr hörte.

Der Famulus und Franz von Meißen holten ihn keuchend ein und berichteten. Er ſah faſt unwillig vor ſich nieder und beruhigte ſie:

»Wir wöllend ſehn mit Gottes Hilf.«

Er loderte auf wie nie in ſeinem Leben. Die Neugierigen hatten ſich aus dem Hörſaale verloren, aber es waren Schüler von Tübingen, Freiburg und ſtraßburger Nachzügler zugewachſen. In das erſte Lenzergrünen führte er ſie aus den Mauern und wies ihnen, wie ehedem ſein Vater ihm getan, an Kraut und Strauch, an Tier und Stein den Reichtum der heimatlichen Heilkräfte. Dann ſammelte er ſie vor den chymiſchen Feuern und geleitete ſie in das dreigeſtaltete Weſen der Welt, deren Heimlichkeit von Form und

Farbe bedeckt iſt. Aus dem Spiele der drei Urkräfte erbaute er vor ihren bemeiſterten Blicken ſeinen Makrokosmus. Kein Kräutlein oder Bodenkrümchen war zu gering, er fand von ihm aus über die Erdnähe hinweg in die fließende Gewalt der Geſtirne und zum Urwillen des Archäus. Und drohte er ſchon im Unendlichen verloren zu gehen, ſo ſchwang ſein Geiſt in kühner Bahn nieder zur nächſten und unmittelbaren Erlebniswelt ins Menſchenweſen, in den Mikrokosmus. Unerhört war ſeine Lehre und, da er ſich zuweilen eigener Wortzeichen bediente, vielen kaum verſtändlich. Die wenigen aber, die ihm nahe kamen, erlebten ihn mit Beben, und allen, auch ſolchen, die ſich gegen das Neue mit ſelbſtgefälliger Zweifelsſucht wehrten, ſchien er gewaltig.

Mit ſeinen älteren Schülern ging er von Bett zu Bett. Sie ſahen die Kranken an ſchlichten Mitteln geneſen, ſie konnten ihn mit Arzneien aus ſchwerſten mineraliſchen Giften, die ſie früher nicht zu berühren gewagt hätten, heilen ſehen. Und vor ihren Augen an ſeinen Feuern in Kolben, Kacheln, Keſſeln und Retorten ließ er ſeine Heilmittel bereiten. In den Laßſtuben war er mit ihnen zu treffen, und ſie ſaßen mit den Scherergeſellen auf einer Bank, wenn er den Badern ſeine Abendſchule zu Sankt Martin hielt. Auch begann er den eigenen Rezepten und ſolchen ſeiner Kollegen, deren Kranke ſich in letzter Not an ihn wandten, bis in die Apothekertiegel hinein nachzugehen. Sein alter Kampf und ſein bitterſter Aerger: der Suppenwuſt der Apotheken!

Wenige Wochen – ſein Weſen prickelte durch die

Stadt. Ein Neuerer und einer, der Tag und Nacht nicht Ruhe fand! In einer Zeit, da das Volk gegen den Rat zuſammenlief, wenn es ſein Evangeli galt, während im Rate ſelbſt heftiger Zank tobte! In der ſpottlüſterne, allzu gewandte Zungen und Federn heidniſches Gift in den Offizinen der Druckherren rührten! In einer Zeit, da alles Geſetz und Privileg erzitterte! Die Klöſter, von der Peſt gelichtet, wurden, wo ſie noch beſtanden, eines nach dem andern des Beſitzes entkleidet und löſten ſich in einzelne, mißtrauiſch und ſcheel beachtete Halbbürger auf, denen man Zunft und damit Erwerb verweigerte. War nicht die Univerſität die einzige Letzi geblieben! Sie allein konnte noch dem jungen Blute heilſam zügelnde Ehrfurcht vor der Autorität gegen alle geiſtſpiegelnde Liebhaberei und das lutheriſche Ungetüm zuſetzen. Aber auch ſie, angetaſtet und wund! Der Streit, den die Artiſtenfakultät mit Glareanus führte, blieb unausgefochten, ein ewiges Schwären. Oekolampadius war, vom Rate der Theologenfakultät aufgedrungen, ein Schmarotzergewächs, das Peſtfrucht trieb. Und nun dieſer Scherergeſelle, ein Landſtreicher, ein Empiricus von draußen her, der prahlte, bei alten Weibern, Juden, Scharfrichtern Heilſameres geſehen zu haben, als auf den hohen Schulen, da man die tauſendjährige Autorität begoß und düngte.

Sie waren zuſammengetreten. In der Wohnung des Profeſſor und Ordinarius der Medizin Doktor Oswald Berus, der im vorigen Jahre ein Präſident der badener Glaubensdisputation geweſen war, bei

der Doktor Eck, beredter und prächtiger denn je, über den ſtammelnden Oekolampad obgeſiegt hatte, bei Berus alſo tagten ſie: der alte Doktor Wonnecus – er war ja auch als Schererknecht nach Baſel gekommen, aber er hatte ſich bewährt und vor fünf Jahren war ihm ſchmählich die Stadtarztei vom Rate entriſſen worden, weil er eine ſaftige Theſe gegen den lutheriſchen Unrat angeſchlagen hatte. Der Doktor Decretorum Johannes Argentimontanus, auch Doktor der Medizin – er weilte nur vorübergehend in der Stadt, aber er konnte billig zur Fakultät gezählt werden, hatte übrigens auch die Theſen Ecks in Baden unterſchrieben. Der Doktor Leonhard Caromellis, wiewohl ein wenig anrüchig, denn er verkehrte mit den Amerbachen von Paris her, und die Amerbache waren unverläßlich – Baſilius entblödete ſich nicht, die Vorleſung dieſes Landſtreichers, dieſes Empirikers nachzuſchreiben – aber Caromellis war immerhin auf das Anſehen der Fakultät bedacht. Dann der Doktor Berthold Barterus, ein ſicherer Mann: er war reumütig nach einem heftigen Zanke mit der Fakultät, über den man nun gerne Gras wachſen ließ, da Barter ſich in allem bittflehentlich unterworfen hatte, wieder aufgenommen worden; er beſchwor hinfort alles, was Berus ſagte. Endlich Doktor Eucharius Holzach, des Schultheißen Sohn aus der minderen Stadt, alſo ein Sohn Baſels, wenn auch des minderen jenſeits der Brucken, er gehörte auf den Poſten, den man dem alten, tapferen Wonnecus ſchmachvoll entriſſen und dem Fremden an den Hals geworfen hatte.

»Ho! Rat und Herren! Befelch und oberkeitlich Gewalt! Wer willt uns mit Oberkeit uſſpieln! Unſer Privileg und Geſatz iſt vom heiligen Vater! Civitas in republica. Wir hand unſer Statuta, die hat der Rat beſchworen!«

»Vom Rat fleußt das Stipendium, er kann den Mann berufen!«

»Berufen, ohnverwehret berufen! So einer iſt berufen, der muß herantreten! Wir ſeind facultas medica. Der muß bittlich werden: Immatriculatio, den Grad erweiſen, das iſt, ſin Diploma fürlegen, Disputatio, Promotio zu Baſel, über ein Aphorisma determiniern. Das iſt Privileg, Statuta, beſchworn Recht! Demnach und ehender nit kunnt er zu Baſel heilen und uf der Schul leſen. Sufficiens testimonium suum gradum. Alſo! Anderſt nit!«

»Gut, ausgezeichnet,« antwortete Argentimontanus, der ſich nicht zur Vulgärſprache hinreißen ließ. »Allein er wird ſich nicht nach Baſel begeben haben, ohne daß ihm der Rat Praxis und Profeſſur zugeſichert hätte. Mögen die Straßburger ſchreiben, was ſie wollen, es war gar keine Disputation mit dem Doktor Vendelinus, und er hatte dort beträchtliche Einkünfte, die ihren Mann ernähren konnten.«

»Sumer Potz Schrunden und uf min Seel, er iſt ein Waldeſel us Einſiedeln, ein Marktſchreier, ein Triakkrämper, ein Empiricus! Etwan hat er kein Grad nit! Wo iſt ſin Diploma! Hats einer von der Schul gſehn! Komm einher, wer da wöll, ein Vagant, ſchlag ein Zettlin an die Kirchtür und halt ein Lecturam de gradibus

und Scholia et Observationes in Macri de virtutibus, lauf durch unſerer Kranken Hüſer mit ſiner Rott, ſo ſich Studioſi nennen, ſeind usgedinget Baderbuben!«

»So iſt! So iſt! Er rennet als auch in die Apotheken, hanget ſin Naſen ein in Tiegel und matulam, ſtößet ſin ſäuiſchen Händ in all Laden, beſpeiet unſer Recepta ſider fünf oder acht Wochen ohnverwehret, lachet des Galen, Avicennae – ein Lutherus medicorum, ein Ketzer der Fakultät, ein Haereſiarcha!«

»Ihr tund ihm der Ehre ze viel, Kollega Bartere, manglet noch ein Stuck bis zu des obriſten Tüfels, des Lutheri, Dignität! Er iſt ein Lecker, ein Mamaluk, ein Baurenſchelm.«

»Item, lieben Fründ,« Berus ſammelte die überſchäumenden Kräfte der Fakultät, »wir hand Mittel und Weg. Zween Monat ſeind umb und er iſt vor der Univerſität ohnbewährt blieben: kein testimonium, kein Diploma und kein Immatriculatio. Wir werdind das Kolleg ſperren, ein Zettul an die Tür, zween Pedellen darfür ton. Soll nindert ad actum scholasticum gelaſſen ſin: Lecturam beſchloſſen, Disputaz verwehret, jus promovendi vor all Zit verweigeret, kraft des beſchworen Rechtes der Arztenfakultät ze Baſel, daß ſiner lauſigen Rott die Augen ushangend als eim geſtochen Kälblin, do ſie es leſen und das Kolleg beſchloſſen ſehn. Er ſoll mit ihnen gahn an die Sporengaß, iſt nit gar wit von Rhinſprung, do die Metziger ihr Bänk hand, als der Pofel »Die School« heißt, dort müget er ſin Narretei usüben und ſich berühmen, er leſe uf der School ze Baſel.«

Berus lachte am lauteſten über ſeinen Witz, Argentimontanus wandte ſich hüſtelnd ab.

Wonnecus und Eucharius Holzach aber waren nicht beruhigt.

»Der Rat! Berus, der Rat hat ihn berufen!«

»Er iſt von Rats wegen, Profeſſor, der Rat . . .«

»Laſſet ihm gahn, lieben Fründ – es ſeind gute Chriſten noch allerwegen im Rat, desglichen unter denen Bürgeren und ſeind noch Bichtväter und Mönch, Klöſter mannicherlei ze Baſel. Als der Kollega Barterus von dem Waldeſel us Einſiedlen geſaget hätt, er ſige ein Lutherus medicorum, ein Haereſiarcha, dasſelb iſt wohl geredt und ſoll unter die Lüt. Ihr müget ſin getröſt: derſelb iſt alleinig, wir ſeind viel. Ich han dri lupi unter ſinen Schüleren, die wöllend promoviern, und iſt denen wohlbekennt, daß der Vagant ſie in kein Weg kunnt förderen. Die ſchriben flißig mit und bringen mir längsoſt ſin Narretei.«

Berus zog einen Zettel hervor, hielt eine Brille an die ſtarke, eifergeblähte Naſe, er las:

»Archäus – wiſſet Ihr, was Archäus wär in der Medizin? Iliadus – Iliaſter – kennt Ihr den?«

Sie ſtutzten, ihre Brauen rutſchten hoch, ihre Ohren ſpitzten ſich, ihr Mund wurde breit, keiner hatte vom Archäus oder Iliadus je etwas geleſen und gehört.

Berus las weiter: »Eſſatum – Taphneus — Ares – liquor alkahest – Duelech – Azot . . .«

Berus konnte nicht weiter, er lachte dröhnend mit, auch Argentimontanus und Caromellis waren von der Heiterkeit angeſteckt. Die letzten Wortzeichen des Para-

celſus wurden im Chore nachgeſungen: Liquor alkahest – Duelech – Azot! Sie freuten ſich wie Lateinſchützen. Der heilige Zorn der Fakultät geriet ins Gleiten. Da raffte Berus im richtigen Augenblicke ſeine Freunde noch einmal zuſammen.

»Sollich ein toller Stierskopf rennet wider Galenum und Avicennam, ſaget denen Schüleren, Galenum müget das Füer freſſen, uf daß alles Ohnglück der Arzenei mit dem Rauch ganget in die Lufft!«

Und die Empörung kannte keine Grenzen, denn ſie fühlten ſich ihrer Sache weit mächtiger.

Sie hatten viele Freunde in Rat, Bürgerſchaft und in den Klöſtern.

Paracelſus erhielt ein Schreiben der Fakultät. Es führte ſeine Unterlaſſungen an, ſtellte ihm einen Termin, da er ſich mit Diplom, Determination und Disputation erweiſen ſolle. Berus hatte nicht gewagt, den Hörſaal ohne weiteres zu ſperren.

Der kleine Meiſter ließ den Pedellen zurückrufen.

»Du haſt mir dieſen Zettel bracht von dinen Herrn.«

Der Pedell nickte.

»Da ſolltu ein wenig warten, dann uf dem Zettel iſt noch viel Papiers ohnbeſchrieben.«

Er hatte die Feder ergriffen und gloſſierte den Fakultätserlaß unter dem Siegel. Er habe ſich weder um Stadtphyſikat noch Profeſſur beworben, ſondern ſei zu beiden von den Regenten berufen worden. Vor Rat und Gemeine ſei er durch Urkund und mehr noch durch Meiſterſchaft in der Arznei hinlänglich bewährt, die Fakultät möge ihren Bacchanten Termine vorſchrei-

ben. Er unterzeichnete Physicus et Ordinarius Basiliensis und ſiegelte mit dem Wappen derer von Hohenheim. Zehn Kappen gab er dem Pedellen, als ſei ihm ein Ehrengeſchenk überſandt worden.

»Du ſollt dinen Herren ſagen, daß mir die Zit ſeie vor ihr Begehren nit alſo lang.«

Dem Pedellen gefielen die zehn Kappen und er meldete eifrig, wie der Doktor Paracelſus das Schreiben empfangen und was er ſonſt geſagt hätte. Das war Handhabe: die Univerſität konnte ſich angetaſtet fühlen, es gehörte vor den Senat der Univerſität.

Inzwiſchen gewannen die hundert heimlichen Zungen Laut und fanden den Weg zu tauſend begierigen Ohren. Seine Schonzeit war um. Die Neugier ſtieß ihre Naſe an Mauern. Der Doktor Paracelſus tat keine Wunder, er heilte die Kranken nicht im Handumdrehen und lag doch den heimiſchen Aerzten in der Krippe. Auch die Apotheker waren baſeler Kinder, alteingeſeſſen, ehrenwert, und mancher verdiente mit ihnen. War es nicht überheblich, daß der Fremde, ſtatt Fühlung zu ſuchen wie jeder andere ehrliche Mann in Zunft und Gemeinweſen, gerade dort rückſichtslos bekämpfte und unbekümmert verletzte, wo er hätte nachbarliche Hände ſuchen ſollen! Schien es nicht, als wolle der kleine Mann, der ſeine Kunſt und Eigenart immer vor ſich herſchwenkte wie eine Fahne, mehr ſein als ein braver Stadtarzt und Lehrer auf der Schul! Er war auch kein Bekenner, wie ihn die Zeit verlangte. Man ſah ihn nicht in den Papiſtenkirchen und zu Sankt Martin nur, wenn er mit ſeinen Scherergeſellen Schule hielt.

Bös und peinigend wurden die Zungen, als der Senat ihm das Kolleg am Rheinſprung ſperrte. Man rannte ihn offen mit Schimpf- und Spottred an, und er hörte nicht einmal nur den Waldeſel us Einſiedlen und den Lutherus hinter ſeinem Rücken. Aber darüber hätte er hinweggefunden, denn auch er ſparte ſich nicht, und was den in Wittenberg betraf, er murrte drohend dawider:

»Es wird noch alls darzukommen, und weiter, dann ſie meinen. Sollend mich den Lutherum ſchmächen, dem ſein am aller mehriſten Schälk und Buben feind!«

Allein ſeine Schüler wurden unſicher. Er ſah wieder das ſcheele Licht in ihren Blicken, das Warten des Zweiflers, das Lauern des geiſtigen Diebes, der ſich den Handgriff ſtehlen will, weil er meint, das Beſte zu halten, da ihm Glaube und Ehrfurcht mangelt. Was iſt eine neue Lehre vor ehrfurchtsloſen Herzen! Ein Raub des Windes, der dürres Laub wirbelt.

Und er wurde wieder ſcheu vor den andern. Er vermied die beiden Amerbache, denn er fürchtete, daß Bonifacius vor einem Ausgeſchloſſenen und offen Beſchimpften zurückweichen werde. Insgeheim erwartete er, daß ſeine Freunde ſich äußern würden. Froben war gegen ſeinen Rat nach Frankfurt gereiſt, bald mußte er zurückkommen. Oekolampadius, dem Manne des Evangeliums, der ſich für ſeine Berufung eingeſetzt hatte, ging er aus dem Wege. Und auch ſie warteten, die ihm wohlgeſinnt waren.

In der erſten Bitterkeit hatte er den jungen Gunther von Andernach fortgeſchickt.

»Es iſt Mai, Gunthere, und es iſt Zit. Du ſieheſt, ſie verwehren mir den Actum uf der Schul. Du ſollt uf Mompelir, Paris. Du mußt die andern hörn mit uſtanen Ohren, die von mir ſeind uſtan. Din Glauben haſt du in mich und mine Lehr geſatzt, allein des Glaubens wird kein Arzet nit ſelig. So ſolltu ſelber hörn und ſehen und miner Lehr allen Widerpart erfahrn von denen anderen und merken, was in dir lebendig iſt us mir erwachſen, dann ein jedlich Saatkorn muß in Wind und Wetter bewähret ſin.«

Und Paracelſus beharrte auf ſeinem Willen. Was im Hauſe „Zur Gilgen" bei ihm blieb, waren wenig geſchickte oder unverläßliche Leute, und den anderen, die ihm nachgefolgt waren, mißtraute ſein geſchmähtes Gefühl. Ein einziger, Franz von Meißen, hing ihm menſchlichtreu an, allein er war noch jung und in der Kunſt unerfahren. Die hochgetürmte Lebenswelle ſtürzte in ihren Abgrund.

Aber der Tag war voll, und ſpotteten ſie auch des kleinen Arztes im ſchmierigen Wams mit dem Schweizerſchwerte, wenn ſie krank lagen und Wonnecus und Berus zu verſagen ſchienen, riefen ſie ihn doch. Seines Herzens Räße wurde nicht übermächtig, ſolange er heilen konnte, ſolange ihn Schüler umſtanden, und ſchienen Kranke und Schüler auch des hurtigen Vorteiles bedacht.

Er fürchtete ſich nur vor der Müdigkeit und dem Bette. Dann brach er auf in ihm, der ſchmerzvolle, ringende Zorn ſeiner getretenen, ſeiner heiligen Liebe. Er war rein von Ehrſucht, er ſtand weit von dem Be-

gehr nach einem üppigen Leben, er wollte nicht einmal mehr die Heimat für ſich: ſeiner Kunſt hatte er eine Herdſtatt geſucht, daß ſie nicht vor den Türen betteln brauche, und ſeiner Lehre ein Feld, daß ſie nicht ewig auf den harten und auf den kotigen Straßen ſuchen müſſe, auf den unfruchtbaren Straßen. Aber ſie wollten nicht, daß er ſich ſchenke, ſie weigerten ihm die Weihe ſeines Weſens. Demut verlangten ſie ſtatt Gabe, doch nicht die Demut vor der Kunſt, die ſie kreuzigten: Demut vor dem Latten- und Pfahlwerk, hinter dem ſie ihre Menſchheit geſichert wußten, die forderten ſie. Dagegen wog ſeine Liebe nichts. Vor der böſen Stunde gehetzter Müdigkeit, vor ſeiner friedloſen Bettſtatt entwich er in die Schenke „Zum Blumen“.

Er hatte Geld, und dort floß ein Veltliner, auch gab es etliche ſtumpfwillige Ohren dort und Mäuler, die grinſten und ja ſagten, wenn man ſie mitſaugen ließ. Er ſchuf ſich Luft und vermehrte ſeine Feinde.

Aus der Schenke „Zum Blumen“ holte ihn an einem Abend Baſilius Amerbach. Die Gaſſe war noch hell. Sie gingen langſam zur Rheinbrücke. Paracelſus redete nichts, aber Baſilius merkte an den willigen, kurzen Schritten und der Aufmerkſamkeit, mit der Paracelſus jeder Wendung ſeines Redens folgte, daß er den Heilmeiſter von ihm ſelber erlöſt habe. Und Baſilius redete über die alltäglichſten Dinge. Hinter der Brückenkapelle lehnte er ſich an die Brüſtung und blickte in die lichten Weſtwolken.

»Ich bin um etliche Jahre älter als Ihr, Profeſſor . . .«

Theophraſtus ſah mißtrauiſch auf, als er den Titel hörte, allein Baſilius Amerbach war ernſt.

»Nicht vom Salmenfange oder vom Veltliner zu ſprechen, bin ich zu Euch gekommen. Geſtattet mir eine Frage, es iſt die Frage aller Euerer Freunde: Worauf wartet Ihr!«

»Bis mine Zit umb ſeie. Ich hab nit geglaubt, daß ſie möcht ſo ſchnell ſin.«

»Vor zwei Monaten erſt ſeid Ihr gekommen!«

»Ich war an Orten und nit ſo lang.«

Der Amerbach erhob ſich von der Brückenbrüſtung und ſah den bitterbereiten Meiſter fremd und ſtaunend an. Er ſuchte nach eitlem, kindiſchen Trotz. Er fand einen Mann, der ſein unerbittliches Geſtirn kennt und ſich beſcheidet, wenn er nur eines Menſchen wache Teilnahme fühlt.

»Wir wellend Uech alſo nit fahren lan, Doktor, und Ueer Lehr und Theorik hörn uf dem Kolleſo! Ihr müget der Abgunſt und Schmach wehrn! Der Rat wird Uech billig behoupten, dann Ihr ſeid im Recht. Hilf Gott, was ſeid Ihr alſo reiſig und wenig müd!«

»Ich bin müd uf dieſen Abend, Baſilius Amerbach. – Daß ich anders bin, das vermügend ſie hie nit und nindert ze liden. Des bin ich faſt gewohnt.«

Sie waren im Hauſe „Zum Lufft“ beiſammen geweſen; Baſilius, der außerhalb der Univerſität ſtand, ſollte den trotzigen kleinen Mann aufrütteln, ihm ſein unkluges Weſen vorhalten und den Weg zeigen, der zum Rechte verhalf. Nun aber war er aller Ueberlegenheit entkleidet, und ein ehrfürchtiges Mitleid überkam

ihn. Er ſprach wieder lateiniſch, denn er fürchtete zu rauh zu werden: Sie alle ſeien über das alberne Geſchimpfe und den Starrſinn der Fakultät erzürnt. Doch er dürfte vor dem Rate nicht ſchweigen. Dort ſei man ſeines Einſpruchs gewärtig. Ehrenwerte Männer ſtünden auf ſeiner Seite. Baſilius beſchrieb ihm die Form der Beſchwerde.

»Ich wills ton,« meinte Paracelſus kurz und wandte ſich ſtadtwärts. Baſilius folgte ihm.

»Noch eines, Doktor: Ihr habt Euren Famulus fortgeſchickt. Es lebt hier ein gewiſſer Herbſter, er nennt ſich Oporinus, ein junger Menſch, zwanzig Jahre dürfte er ſein. Er iſt vertraut mit unſerem Oekolampadius, ſchreibt für Froben Manuſkripte ab, ein Schulmeiſter am Münſter. Er möchte Medizin ſtudieren. Oekolampad rät ihm, Euch zu dienen. Er iſt ein tüchtiger Lateiner und recht ſchreibgewandt.«

»Ihr ratet mir zu dem, Baſilius, und Oekolampad rät ihm zu mir – genug, daß er alſoglich komm und bleibe.«

»Beſonders dafür, daß er bei Euch bleiben kann, werdet Ihr ihn treu und eifrig finden. Er iſt nämlich verheiratet. Eine Eſelei. Er hat Geldmittel für ſeine Studien gewinnen wollen und ſich ein altes, keifendes Weib, das ihrem erſten Manne die Grube geſchaufelt hat, an die Ferſen gehängt. Obendrein aus Pietät! Das Weib war die Witwe ſeines Lehrers, des Canonicus Xylotectus.«

Baſilius lachte in ſich hinein. Paracelſus, dem Allzuperſönliches ärgerlich fiel und der bereits von ſei-

ner Beſchwerde an den Rat erfüllt war, antwortete ſchroff:

»Das Wib ſchiert mich den Tüfel, und wer mir willt dienen, der muß bereit ſin Tag und Nacht.«

»Das iſt es, was Operinus möchte.«

Paracelſus reichte dem Freunde kaum die Hand. Die ſchmale Tür des Hauſes „Zur Gilgen" verſchluckte ihn, und Baſilius ſtand in der warmen, durchhellten Maiennacht, ein wenig verblüfft von dem kurzen, dankloſen Abſchiede. Er ſchüttelte den Kopf und ging langſam die Gaſſe aufwärts. Schien es doch nicht möglich, jemals mit ſchlichtem Gefühle von dieſem Manne zu ſcheiden! Auch wenn er verſöhnte, blieb ein wühlender Reſt.

Baſilius ging am Fiſchmarktbrunnen vorbei, deſſen zierliche Baldachine, Figuren, Kapitäle und Fialen dem plätſchernden Waſſer in das ungewiſſe Dämmerlicht entblühten. Da blieb er ſtehen, ſah die Schönheit an, faſt erſchrocken und doch beglückt.

Erſchüttert ſchritt er und tiefgeſenkten Hauptes weiter. Er ſah das fremde Weſen des Paracelſus aufgeſchloſſen. Der kleine Heilmeiſter, den ſie belachten, über den ſie ſich ärgerten, ſchritt ſelber über ſich hinweg. Sie alle ſuchten ihr Behagen, ihre Ehre – er kannte nur ſeine Kunſt, die ihm nicht ſeine, ſondern Kunſt vor allem war. Mochten ſie ihn preiſen oder beſpeien, mochten ſie ihn fördern oder unterdrücken, ſie taten nicht ihm zu Nutz und Verderben, ſondern der Kunſt. Es gab keinen freieren Menſchen zu Baſel als ihn und keinen gebundeneren Mann. Wer konnte es wagen, Dank

von ihm zu fordern, aber auch, wer konnte Rache von ihm befürchten. Baſilius glaubte die unſchöne, quarrende Stimme neben ſich zu hören: »Daß ich anders bin, das vermügend ſie hie nit und nindert zu liden ...« Und es kam dem andächtigen Manne unverſehens über die Lippen:

»Gott ſchütz die Kunſt!«

Indeſſen verfaßte Paracelſus die Beſchwerde. Doktoren und andere Aerzte ſchmähten, läſterten und ſchändeten ihn, den beſtellten Phyſikus und Ordinarius, hinterrücks in den Klöſtern, und offen auf den Gaſſen. Fakultät und Dekan beſtritten ſeine Fähigkeit zu heilen und zu lehren, weigerten ihm Lectur und Promotionsrecht, während er verderbte Kranke wiederherſtelle und ſtatt Schmach und Schmutz Ehre verdiene. Man habe ihm Ordinariat und Phyſikat zugeſagt. Unterdienſtlich und demütig bitte er, ſeines Standes Freiheit unzweifelhaft anzuzeigen. – Und dann, er wußte, von wo die Quelle des Haſſes ſprudelte, tat er ſeinen Streich gegen die Apotheken. Er verlangte Viſitation und eine Verordnung, daß untüchtige Rezepte unter Eidespflicht einem Stadtarzt vorgelegt und kaſſiert werden ſollten, daß die Doktoren weder Geſchenke noch Gewinnanteile aus den Apotheken erhielten, die Apotheker examiniert und ihre Gehilfen erprobt würden, daß eine Taxe für Heilmittel und Zubereitung eingeführt werde.

Und ſchon am andern Tage ſchrieb Johannes Oporinus ſeinem Meiſter die wehrhafte Epiſtel rein.

Der Rat ſchuf dem bedrängten Stadtarzte vor der

Univerſität Luſt: er beſolde die Profeſſur und habe ſie beſetzt, das Kollegium am Rheinſprung ſei Stadteigentum, es zu ſperren, ſtünde nur dem Rate zu. – Von dem Promotionsrechte ſchwieg der Rat. Man wußte wohl, daß die Univerſität zu anderen Zeiten und einem weniger tüchtigen, aber umgänglicheren Manne gegenüber keine Schwierigkeiten gemacht hätte, aber das Recht, den Grad zu verleihen, war das Kronjuwel der Univerſität, die Erbitterung wäre maßlos gewachſen. Und auch die Apothekerordnung des Stadtarztes ließ der Rat ruhen. Man kannte die Mängel und erkannte die Trefflichkeit der Vorſchläge, allein die Macht des neuen Mannes wäre zu hoch geſchnellt. Er kam von außen her, der berühmte Paracelſus, und hatte keine Freundſchaft in der Stadt. Doch ſollte er das Programm ſeiner Vorleſungen an üblichem Orte gleich allen anderen Profeſſoren anſchlagen.

Und Paracelſus ließ eine Einladung anheften und in Druck ausgeben, wie ſie das Brett einer Univerſität noch nie getragen, auch keine Offizin je geſetzt hatte. Er rief im Ueberſchwange ſeines Meiſterrechtes alle zu ſich nach Baſel, die Verlangen trügen nach neuer Kunſt der Arzenei, deren Quellen Naturerkenntnis und Naturerfahrung ſeien. Glänzende Dozenten über ihre Propheten Hippokrat, Galen und Avicenna, zungenfertige Redner könnten ſie überall werden, Aerzte aber nur bei ihm in Baſel. Aerzte, denen Titel, Grammatik und Maulwerk gleichgültig ſeien, die aber erkennenden Blickes in die Geheimniſſe der Natur ſähen. Aus eigenen Werken, nicht aus denen der Alten, wolle

er leſen: Phyſik und Chirurgie – und die Kunſt wiederherſtellen.

Seine Gegner mußten verſtocken, zu früh hatten ſie ihren Sieg bekränzt, das Laub fiel aus der Krone; und er ſchonte ſie nicht. Doch nicht Berus und Wonnecus, noch Barterus oder Euſtachius Holzach waren ihm des Streiches wert; das allein, was ſie und alle andern machte: Silbendienſt um Griechen und Araber, Buchwiſſen tauber Gelahrtheiten, die Ohnmacht vor der Krankheit, die bauernprellende Prahlſucht einer Standestracht und eines geſpreizten Gehabens hieb er da und dort und nie vergeſſend an, während er über tartariſche Krankheit und Aphorismen des Hippokrates, über Aderlaß und Impoſturen in der Mutterſprache las, die er in die Begriffe der Medizin erſt einbilden mußte. Auch vor den Krankenbetten, da ſeine Schüler ihn umſtanden, ſchonte er die Eitelkeit der andern nicht, denn ſie waren nicht ſeine Feinde, ſondern die Feinde der Kunſt. Sie mußten ihren Zorn zu giftiger Latwerge einkochen laſſen und lauerten auf ihre Stunde.

Aber ſie hatten doch einen Sieg errungen, nur vermochten ſie ihn nicht zu genießen. Die heilige Freude war ihm vergällt und ſie war das tiefinnerſte Frohlocken ſeines Lebens geweſen. Als er – in Straßburg noch – ſein entfremdetes Herz von Staub und Zornfieber der Wanderſchaft befreit und zu demutsvollen Heimgedanken geläutert hatte, wußte er den Altar der neuen Kunſt auf den vier mächtigen Säulen ſeines Wiſſens und Gewiſſens feſt und feierlich gegründet.

Geheiligter als der Prieſter, der den Leib des Herren zu opfern meint, wollte er des eigenen Lebens reſtloſe Opfertat bringen. Die Schüler ſollten keine Kirche der Gläubigen, die Gemeinde der Erkennenden ſollten ſie werden. Er hatte den Turm ſeines Ich in der Liebe durchbrochen, die alles Weſen enthüllt, wie ein Heiland die Schmach und Glorie ſeiner Wunden vor den Augen des Zweiflers enthüllen muß, vor dieſen gerade. Wer Menſchentum ſolcher Weihe trägt, geht den Weg ſelbſtzüchtiger Gnade, und Gnade muß die ehrfürchtige Liebe der Nächſten finden oder ihren Haß, ſie iſt das ewige, letzte Gericht der Lauen. Sie heiligt oder verwirft, ohne auch nur die richterliche Hand zu heben, kraft ihrer Blöße allein. Und wer den Weg der Gnade geht, muß für die Lauen büßen, die an ihm zur Hölle des Haſſes fahren: er muß ſein tiefinnerſtes Frohlocken geben, ſeine Weihe geſchändet ſehen.

Des Paracelſus Heiligtum war beſpien und konnte es auch nicht zerbrochen werden – es ſtand auf dem Herzen der Natur – daß ſie es ehrfurchtslos zu ſchmähen ſtrebten, entweihte es und nahm ihm das Glück. Sie jagten ſein Ich in den Turm zurück. Und hurtige Dämonen ſchleppten Stein um Stein, häuften und mauerten. Sein Herz erhärtete wieder in heimatloſem Trotze.

Johannes Oporinus ſaß neben einer ſummenden Retorte und kämpfte mit dem Schlafe. Sein ſchmales, übermüdetes Geſicht war ſtumpfſinnig aufgelöſt, doch eine leiſe Befriedigung ſpielte zuweilen um die Lippen.

Jedesmal, wenn der Kopf vorfiel und die Bruſt ſich einkrümmte, merkte er das leiſe Kniſtern unter ſeinem Wams. Er hatte einen Schatz zuſammengeſchrieben: geheimnisvolle Winke, die dem Meiſter entſchlüpften, wenn er in ſeinem Werktaumel alles um ſich her vergaß; Rezepte, die aus den zahlreichen Merkblättern des Paracelſus aufgeſtöbert waren – für viele wußte Oporin die Krankheit nicht, aber er kannte ſie auswendig und paßte auf irgendeine zufällige Äußerung – dann peinlich beſchriebene Handgriffe zu chymiſchen Prozeſſen, wie er ſie nirgends in der Welt an größerer Erfahrenheit hätte beobachten können. Das Papier wuchs und fütterte ſein Wams. Noch wußte er nicht, wo er den Schatz bergen ſollte. Das Weib, dem er entwiſcht war, hätte aus Zorn und Bosheit alles verbrannt, und im Hauſe des Meiſters war nichts vor den Schülern und Knechten ſicher; Paracelſus ſelbſt hätte ihn verhöhnt und ihm die Schreiberei verboten.

Der Meiſter hielt ſich dunkel und drohte den Schülern, nichts zu wagen, was ſie nicht aus Lebenstiefe der Erfahrung erkannt hätten, und zur Erfahrung wolle er ſie führen. War das Weisheit oder Heuchelei! Er, der Lehrer, hatte alles zu geben! Wollte er ſie verdummen, um ihnen das Heimlichſte vorzuenthalten! Faſt alle waren ungelehrt, kaum Grammatici, doch er, Oporinus, war gelehrt, anerkannt von Oekolampadius, Froben, Amorbachus, er hatte ſogar einen Lobſpruch von Erasmus empfangen, dem er ein Manuſkript fehlerlos nach Diktat geſchrieben hatte, und er ſtand im Begriffe, Hebräiſch zu lernen. Ein Schüler wie er

war Paracelſus noch nicht zugeſtoßen. Zwei oder drei Jahre, dann wußte er die beſten Künſte des Meiſters und hatte ſie ſchwarz auf weiß. Zwei oder drei Jahre, dann war er Hebraiſt und Mediziner, Lateiner, belobt von Erasmus, und Gräciſt ohnedies, und vielleicht war das Weib, das ihn marterte, tot.

Neben ihm ſummte etwas, daran der Doktor verberiertes Gold getan hatte . . .

Oporinus riß die Augen auf. Der letzte Gedanke ernüchterte ihn. Er langte nach der Lampe, ließ den Schein über die Retorte hinab zur Vorlage gleiten. Es hatte ſich rötlich niedergeſchlagen und ſammelte ſich. Rot war die Farbe der Goldtinktur, das wußte er.

Das Lämpchen flackerte in ſeiner Hand. Leiſe klopfte er mit dem Knöchel an die in feuchten Sand gebettete Vorlagenkugel, der Beſchlag rann in Tropfen nieder. Er ſah ſein verzerrtes Spiegelbild, eine mächtige Naſe, wulſtige Lippen, ſtechende Augen.

Hinter ſeinem Rücken knackte es. Er fuhr zuſammen, drehte ſich langſam um. Nichts. Aber doch: ein kalter Hauch im Nacken, als hätte ihm einer über die Schulter geſehen, einer, deſſen Nüſtern eiskalten Atem bliesen. Sein Haar ſträubte ſich, er ſchlich mit ſteifen Beinen in den Winkel, leuchtete. Nicht einmal eine Ratte konnte es geweſen ſein. Aber es roch nach Schwefel, nach Schwefel roch es, kein Zweifel. Da raſchelten die Kohlen, in der Retorte prickelte der Sud, er ſprang hin, faſt wäre das Lämpchen verlöſcht. Er riß den Gluthaufen auseinander. Die Tinktur durfte nicht wallen, Paracelſus hatte gewarnt und dabei eigen ge-

lacht. – Er konnte lachen, daß es einem die Kehle würgte, faſt lautlos, aber ſchnürend, man wußte nicht, war es Triumph geheimſter Weisheit oder Hohn, der jeden zum Narren machte, der ihm glaubte. Vielleicht war alles nur Betrug! Er taſtete an die Bruſt. Sein papierener Schatz, die geheimnisvollen Winke, Rezepte und Praktiken ... Betrug! Und alle Heilungen, die berühmten Arzeneien ... Blendwerk! Auch Erasmus war Skeptiker, hatte ſich nicht in die Kur des Paracelſus begeben, und Paracelſus wurde boshaft, wenn man von Erasmus ſprach, boshaft wie immer, wenn er dem Zweifel begegnete. Aber doch: Baſilius Amorbachus und Albanus Torinus hörten ihn! – Daß es nicht mit rechten Dingen zuginge, daß da vielleicht ... Oporinus bekreuzte ſich. Dahinter wäre er längſt gekommen. Er ſah ſich langſam nach dem Winkel um. Es hätte ihm nicht entgehen können. Nichts konnte ihm entgehen. In einem chymiſchen Gewölbe roch es nach ſo manchem. Er lauſchte, tief erſchrocken. Die Tinktur ſummte nicht mehr! Mit haſtigen Stößen häufte er wieder Kohle um die Retorte und ergriff den Blaſebalg. Das Tor krachte. Oporin fuhr auf, ſchwang den Blaſebalg, zum äußerſten bereit, und im nächſten Augenblick ließ er ihn erleichtert ſinken. Es mußte der Meiſter ſein, der kam aus der Wirtſchaft „Zum Blumen". Aber das Herz ſchlug dem Uebermüdeten unter dem Papiere hoch in den Hals hinauf und ſeine Knie zitterten.

Paracelſus ſtellte ſich vor ihm auf, reckte den Bauch und hob drohend den Finger.

»Hänſeli, Hänſeli, us dinen Augen lugt der heimlich Näſcher und Lecker an denen verwehreten Dingen!«

Er faßte die Lampe und leuchtete dem Schüler unter die Naſe.

»Was biſt du bleich und zitterſt! Din Adech iſt verſtöret faſt. Iſt er vor dich kommen leibhaftig: Truphat, der Kraft des Miner, Emur, der Urſtoff des Steins! Hat dich Aquastor genarrt, ein täuſchend Geſicht, du heimlicher Lecker!«

Die Tinktur wallte und aus dem Halſe der Vorlage fuhr ſtoßweiſe der Dampf. Es roch beißend.

»Du haſt ihm zu heiß ton,« meinte Paracelſus und regelte die Glut. Oporin ſtand wie gelähmt.

»Willtu hundert Jahr werden, Hänsli! Hundert Jahr! Alſo fang ein den Spiritus, der us dem Cucurpit fließt, fang ein, es iſt der kräftigeſt und jungiſt, dem auro potabili entwichen!«

Die Augen des Paracelſus funkelten.

»Wie ſollt ichs ton . . .« flüſterte Oporin begierig.

»Früdig, Hänſeli, und beherzt! Stoß ein din Naſen in Dampf hie und zeuch kräftig! Ein Chymiſta, ein Spagyricus, ein Adepta, der darf kein Forcht nit han!«

Oporinus taumelte gegen den Ofen. Hundert Jahre! Wer wollte nicht hundert Jahre werden, wenn er erſt zwanzig geworden iſt! Er faßte ein Herz, ſog den ſcharfen Dampf ein und brach zuſammen.

Paracelſus hatte ihn aufgefangen und ließ ihn niedergleiten. Er wußte, daß es nur eine kurze Umnachtung ſein konnte.

»Hundert Jahr willtu werden in einzig eim Atem-

zug, du begehrlicher Narr! Nimmſt hundert Jahr uf dich, als ſeiend ſie eins Kindes Spiel! Meineſt die Prädeſtinaz dins Lebens, us Gott in der Natur geborn, mit eim freventlichen Ruch zu ſtrecken! So willtu ein Arzet werden! Du Schelm.«

Er kniete nieder und beleuchtete das blaſſe Geſicht, auf dem die Schweißperlen ſtanden. Da verdunkelten ſich ſeine Augen, er riß den Wams des Oporinus auf, taſtete an das Herz, drückte das Ohr daran. Aufatmend erhob er ſich. Einen Augenblick ſann er nach und legte wieder die Hand an die kaum bewegte Bruſt des Ohnmächtigen.

Die Lampe ſtand neben dem Kopfe des Oporin. Paracelſus ſah ernſt und geſpannt in die blaſſen Züge. Leiſe ſchob er dann das Lid von dem Auge, das dem Lampenſcheine zunächſt lag, und beobachtete die Pupille. Eine Weile nur. Er hatte geſehen, was er wollte. Beruhigt zog er die Aufzeichnungen des Schülers aus deſſen Buſen, blätterte, nickte, las weiter, lächelte ein wenig und dann faltete er das Schreibwerk zuſammen, ſchob es wieder unter das Wams und ſchloß die Neſteln. Erſt jetzt erhob er ſich, beſprengte Oporins Stirn mit Waſſer, doch da der Famulus ſich allzulange beſann, holte er ein Fläſchchen und hielt es unter die lange Naſe. Ein gewaltiges Ziehen und Nieſen. Oporin ſetzte ſich auf, ſtierte betroffen ins Licht. Paracelſus ſtand abſeits und machte ſich zu ſchaffen, als ſei weiter nichts geſchehen.

». . . . Meiſter . . . Doktor . . . Domine . . .«

»Professor ordinarius, Physicus, Lutherus medico-

rum ... was willtu uf dem dreckigen Lehm für dem Ofenloch! Gang! Weck den Franz, gang ſchlafen!«

Oporin war aufgetappt und wiſchte das Waſſer von der Stirn. Mit zitternder Hand taſtete er in ſein Wams. Auch er lächelte, ein wenig matt und verängſtigt.

»Es ... iſt ein Spiritus ... gewaltiglich ... und ſtößet eim ſchier das Herz ab ...«

»Und will dich lehren, Hänsli, daß du din Naſen ſollt hüten und den Grad des Füers wahrn! Allein es iſt keiner ein Chymiſt worden und Adept der Kunſt, dem nit alſo wär beſchechn, als dir und zum dickeren Mal. Gang ſchlafen und merk: hundert Jahr Menſchenleben wellend ertragen ſin.«

Oporin wankte hinaus, als ſei er und nicht Paracelſus in der Wirtſchaft „Zum Blumen" geweſen.

Er war in ſeinem Drange, ſich zu geben, unſtillbar geworden. Als ſtünde ſein Geſchick mit Geißelhieben hinter ihm, jagte er ſich und ſeine Schüler auf alle Felder der Arzneikunſt. Und blieb den meiſten der Kern ſeiner Lehre dunkel und verborgen, konnten ihm auch im beſonderen die wenigſten bis zur Sättigung folgen, da er ſeinen Reichtum, als müſſe er haſtig bergen und decken, zuweilen in überträchtige und in ihrer Kürze unerſchöpfliche Sätze band, er blieb doch ſtets ſo neu, ſo eigen und lockend, daß ſie ihm folgten. Als die Univerſität unter der Hitze der Hundstageferien ſtumm lag, ſchob er ein Kolleg über Urin- und Pulsdiagnoſe und eines über mediziniſche Phyſiognomie ein.

Man begann ihn zu gewöhnen, wie man unaufhaltſame Menſchen gewöhnt, ſtets auf der Hut vor einem Wunder oder einer Enttäuſchung. Auch die ihm wohlgeſinnt waren, fanden ein Lächeln über ihn, das ihn vogelfrei erklärte, denn keiner, außer Baſilius Amerbach, hatte den Grund ſeines Weſens geſehen. Und Baſilius Amerbach lächelte mit ihnen. Er wußte ſich hilflos dieſer Natur gegenüber, die das eigene Weſen preisgab und, um der Kunſt willen, auch das der Freunde preisgegeben hätte. Die Gegner aber ſammelten ihren ſtumpfen Groll nicht mehr an den Paragraphen ihrer Privilegien, ſondern an der Idee. Des Paragraphens war der Aufgedrungene durch Ratsgebot überhoben, man mußte den Unfug ſeiner Lehre treffen. Der perſönliche Schimpf und die Verdächtigung waren niedergeſchlagen, ſie glimmten nur weiter, eine kläglich wärmende Wohltat. Man mußte die Autorität der Jahrhunderte gegen den kleinen Prahler ſtellen, die eigene reichte nicht mehr. – Bittere Zeit, Zeit des Unterganges, in der es galt, ein letzter Kämpfer zu werden! An einem Vaganten, an einem Poſſenreißer, an einem frivolen Empiriſten!

Das gedruckte Programm des Paracelſus war weit ausgeflattert, auch nach Zürich. Und bald langte ein Brief des züricher Stadtarztes Doktor Chriſtof Klauſer an ſeinen baſeler Kollegen ein.

»Du ſollt kommen in denen Hundstägen,« ſo ſtand von einer großen Hand geſchrieben, die noch alle Zeichen des wuchtigen Mannes und Menſchen trug, »du

ſollt kommen an den See, do nit witab diner Kindheit Täg liegend und ſollt mit mir und minen Discipeln ein und den andern Stutzen Seewins bis uf den Grund ziehn, ingedenk der edeln Schul zu Ferrar und Zit der Jugend ...«

Theophraſt folgte dem Freundesrufe; nicht in den heißen Sommertagen, in den Herbſtferien, als ſchon der Seewein gekeltert war und ſtürmte.

Zu Zürich blieb er im erſten Wirtshauſe hängen, wo der Fuhrknecht einſtellte, deſſen Wagen ihn das letzte Stück bis in die Stadt geholpert hatte. Sein Gaul war mitgehumpelt, an den Achſenbaum des Fuhrwerkes gehalftert, ein Sturz hatte ihn unbrauchbar gemacht.

Er fand Klauſer, den bärtigen Rieſen, in einer Stube, die kein Gerät beſaß, das nicht von irgendeinem kleinen Menſchenweſen irgendwie beſeſſen worden wäre. Es ritt, zerrte, trommelte, es tappte, es wälzte ſich auf und unter Tiſch und Bänken, über Pult und Truhen, an Kaſten und Bett entlang. Klauſer ſprang aus einem Schragenſtuhle auf und warf einem blonden Jungen, dem Aelteſten, die Laute zu. Mit einem tiefen Freudenlaut empfing er den Gaſt, und ein zartes, blaßäugiges Weib hing erſchöpften Blickes an dem jubelnden Manne. Errötend wandte ſie ſich erſt dem Fremden zu, als Klauſer rief:

»Lug, Gritli, derſelb iſt der weitberühmet Doktor Theophraſtus, min lieber Gſell von der Schul ze Ferrar!«

Die Stube war rings verſtummt, der Schwarm

überallher zur Mutter gelaufen, geſtolpert, gekrochen. Und ſie, geſegneten Leibes, breitete die Arme leichthin über die gelbhaarigen Köpfe, deren blaßgraue Augenpaare und offene Rundmäuler den Mann anſtarrten, der dem Vater kaum an die Schulter reichte und doch ohne Scheu, mit einem großen Schwerte angetan, vor ihm ſtand.

Paracelſus war von dem Freundeslaut und dieſem Bilde ſelbſtverlorener Mütterlichkeit ſo ſehr ergriffen, daß er einen ſchönen, goldgefaßten Rubin vom Finger zog und wortlos, unter tiefer Verbeugung der Ehefrau Klauſers überreichte. Sie nahm ihn, abermals errötend, zu Dank. Klauſer begleitete die Zeremonie mit lachenden Sprüchen.

Ein kleiner Mann aber ſchob ſich zwiſchen die Mutter und den Fremden, ließ finſteren Blickes die Peitſche um die Stiefel des Paracelſus klatſchen.

»Min – Mammeli,« rief er.

»Heini, willtu . . .«

Er hätte weitergehauen, wenn ihm nicht der älteſte Junge in den Arm gefallen wäre.

Neidlos ließ Klauſer dem Freunde den Ruhm: vor Krankenbetten, die ſie gemeinſam beſuchten, auf daß Paracelſus die Siechtumslage Zürichs kennen lerne und dem Jugendfreunde aus ſeinen reichen Erfahrungen mitteile – im Kreiſe ſeiner Schüler und an den heiteren Tiſchen erprobter Tabernen. Dort ſaßen die beiden Nacht für Nacht, umſungen von den Jungen, und ließen die Tage Ferrars aufleben. Paracelſus vergaß unter den freundlichen Blicken ſeine baſeler Kämpfe,

ſein Herz wurde weich wie Wachs unter der Sonne, er gab bei Ernſt und Laune ſein Beſtes. Sie konnten ſtumm werden, wie vor Unerhörtem, das ſich geheimnisvoll erſchließt, als ſteige es aus jedes einzelnen der Lauſchenden innerſter Tiefe, und ſie konnten ſeines Ruhmes und der überlegenen Kraft ſeines Geiſtes vergeſſen, über und an ihm ausgelaſſen werden, als wäre er grün wie ſie. Und er lachte mit ihnen, gutmütig, aufgelöſt in das Behagen der Stunde. Es kam vor, daß er ſich an ein und dem andern Morgen auf einer Wirtshausbank fand und von Lärm und Stoß der Gäſte geweckt wurde, die Platz und Morgentrunk begehrten. Kein Wunder, daß er dem humaniſtiſchen Zürich, das den berühmten Arzt und Profeſſor mit aller Neugier zungengelehrter Menſchen betrachtete, übel in die Naſe ſtach, zumal er ſich nicht darum kümmerte.

Nach einem Dutzend lebensvoller Tage und Nächte war ſein Herz und Geiſt erleichtert und ſatt zugleich. Das vertrug er nicht lange. Am Abend des dreizehnten, als die heitere Runde, durch den Wein entbunden und höher geſtimmt, lauter und lauter wurde, ſchreckte er zu dem Unfrieden ſeines Weſens auf.

Klauſer hatte eine Anekdote erzählt, die er vor wenigen Tagen von einem italieniſchen Kaufmanne, der aus Venedig durch Ferrara gekommen war, über den Tod des Mediziners Manardo gehört hatte. Profeſſor Manardus war ſein Leben lang ängſtlich jedem Graben und auch der kleinſten Grube ausgewichen, denn ein Aſtrolog hatte ihm nach ſeinem Horoſkope zugeſagt, daß er in einer Grube ſterben werde. Siebzig

Jahre war er bedachtſam aller Gefahr entgangen, da hatte er ein junges Mädchen gefreit und im Schoße der Braut ſein Ende gefunden, den Schickſalsſpruch erfüllt. Jener Kaufmann verſtand Latein und hatte ein Epigramm zum beſten gegeben:

In fovea qui te periturum dixit, aruspex
Non est mentirus, conjugis illa fuit.

An dem Gelächter ſchreckte Paracelſus auf. Und es folgten Zoten. Mit erkaltendem Blicke ſah er die trübgeſteigerte Erregtheit, vor der ſich Herz und Geiſt verhüllt, da der Bauch entblößt wird. Einer der Jungen goß den Weinſtutzen über den Kopf eines andern aus.

»Sie verſchütten den Wein ...« Er ſah den ſterbenden Biſchof Ehrhard vor ſich, der ihm das verſiegende Herz geſpendet hatte, wie ein Prieſter das Sakrament – dann ſah er den eingeſchrumpften Wiſſensmenſchen Leonicenus knittrig in dem engen Stuhle ſitzen, aus dünnen, flüſternden Lippen und funkelnden Augen hatte er ihm ſeinen Geiſt geſpendet, wie ein Prieſter das Sakrament. Langſam erhob er ſich und entwich unbemerkt, während die Jungen um Chriſtof Klauſer, den prächtigen Rieſen, der ſeiner ſelbſt mächtig und unbekümmert durch Drecklachen ſchreiten konnte, johlten und tranken. Er ging in ſeine Herberge. Mit der Morgenröte ſaß er ſeinem Gaule auf, der immer noch lahmte, und ritt aus der Stadt.

Er hatte die Nähe nutzen und vor dem Rückwege das Haus ſeiner Kindheit beſuchen wollen. Als er nun hinter Zürich an den Ort kam, wo die Sihl, die vom

Herbſtregen wieder voll und reißend ging, ihr Waſſer in das gelaſſene der Limat drängt, hielt er das Pferd an. Unter ſeinen unbewußten Hilfen drehte ſich der Gaul wieder ſtadtwärts.

Er hatte Klauſer für alle Freundſchaft und Treue nicht einmal die Hand geboten, er kannte nach ſeinem Vater in Villach keinen treueren Mann als Klauſer. Zurück und tun, als hätte er nie an ein Entweichen gedacht! Und dann, vielleicht von Klauſer begleitet, längs des Sees bis Richterswil und aufwärts nach Einſiedeln und an die Tüfelsbruck! Konnte ſein Ahn noch leben und die greiſe Ahne! Das dunkle Blockhaus lebte gewiß, der Brunnen ſprudelte noch und die Schweigwies grünte ...

Er warf das Tier herum, ſpornte es, daß es ſtieg und die Limatſtraße abwärts gegen Baſel hin weiterſprengte. Er werde Klauſer ſchreiben ... nein, er werde ihm ſeine Schrift »De Gradibus« widmen und ſo der Treue danken für alle Zeit. Er werde den jungen Studioſen ſchreiben, ſeinen fröhlichen Zechgenoſſen. Das alles konnte übers Papier hin geſchehen, ohne daß die Stirn rot und die Blicke weich werden mußten. Und das Ochsnerhüsli an der Tüfelsbruck! Helleren Auges biß er die Zähne zuſammen – das Ochsnerhüsli ritt mit ihm nach Baſel, wie das Haus der Schnecke mit der Schnecke ſchleicht, das Ochsnerhüsli in ſeinem innerſten Weſen, von Ahn und Ahne erbaut und durchlebt, von Mutter und Vater geliebt, geſucht und erlitten, von dem ſtarken Ohm um der Ferne willen verlaſſen, zu Zeiten von frommem Pilgerleis angeweht

und ewig von der Sihl umrauſcht ... Du ſollſt Aug und Ohr bewahrn vor deinem Heimwehherzen, du ſollſt nicht verhangen ſein an Kindheit und Jugend, das iſt die Zeit, da ein Dach über dir geſtanden iſt, und du haſt unbekümmert wachſen können, du ſollſt nicht: denn du biſt der Kunſt, du biſt der Kunſt allein!

Das Rößlein war ruhiger geworden und zottelte ſeinen Trab, noch ein wenig lahmend.

Er kam durchnäßt an einem Abend nach Baſel, der allen Unmut des Herbſtes von einem Novemberhimmel ſchüttete. Aus den Lucken der Gademfenſter ſchimmerte ſchon überall Licht, und die Straßen waren leer. Müden, geſtreckten Schrittes ſchleppte ſein Tier durch die Stadt und war trotz der Nähe des Stalles nicht zu beſchleunigen. Und auch Paracelſus war am Kampfe mit dem ſtolpernden Gaule verzagt. Unruhe, Bangigkeit hatten ihn auf dem Wege überfallen, und er war nicht von der Stelle gekommen, das Tier blieb hartnäckig, es ſchonte ſeine kranke Feſſel mit einer faſt berechneten Widerſetzlichkeit. Vom Sattel aus pochte er ſein Haus an dem Fenſter der chymiſchen Kuchel und am Tore auf. Der Knecht, Oporin und Franz erſchienen zugleich. Er warf Hut und Mantel von ſich, wollte an das Feuer, es brannte nicht. Unwillig ſchlug er die Tür ſeiner Offizin zu. Der Knecht, Oporin und Franz hatten kaum einen Gruß geboten, nun ſah er, daß der Meißner den Famulus heimlich anſtieß. Er ſetzte ſich auf die Stiege.

Die beiden zerrten ihm aus Leibeskräften die durchweichten Stiefel von den Beinen. Dann ſtampfte er hinauf.

Sie ließen ihn allein, während er Unterkleidung, Hoſe und Wams wechſelte. Er bebte vor Kälte. Aus ſeiner Pelzſchaube, die noch vom Frühjahre her in der Ecke gehangen war, flog ein Schwarm Motten, als er ſie vom Haken nahm und ſchüttelte; ſie roch nach Staub. Aber er wickelte ſich eng in ſie und warf ſich auf das Bett, vergrub die frierenden Füße unter das Kiſſen. Auf dem Pulte brannte das Zinnlämpchen. Oporin mußte geſchrieben haben. Lange wartete er. Keiner kam, und nur allmählich erwarmte er. Und in dem erſten aufkeimenden Gefühle der Ruhe und der körperlichen Geborgenheit durchzuckte ihn der Gedanke, daß irgend Feindliches geſchehen ſein mochte.

Ihm wurde, als hätte ſich über die kurze Zeit ſeines Fernſeins alles geſammelt und verdichtet, was ihm übel wollte. Und das drang durch Wand und Pfoſten zu ihm ein wie Unterirdiſche, die durch den Berg ſchreiten, als wäre der Berg Luft. Leiſe, unheimlich und würgend beengte das.

Er hatte zu oft erfahren, was Macht der Perſönlichkeit wog. Hundertmal war ſie in der eigenen Galle vor ihm erſtickt: alle gehäſſige Widerwärtigkeit. Aber er durfte nicht ſchwach und krank werden, er durfte nicht fern ſein, ſeine Kunſt durfte nicht verſtummen, ſein Weſen mußte fühlbar leben, ſonſt wucherte das andere auf und ſammelte ſich, ihn zu übermannen. Er lag, er lauſchte in das ſchweigende Haus, und Zürich mit ſei-

nen wenigen frohen Stunden begann ihn zu reuen wie einen Kriegsmann, der ſeinen Poſten vor dem Feinde verlaſſen hat. Er ſchloß die Augen, ſammelte das Herz. Erſt jetzt fühlte er, wie ſehr es ſich unter den freundlichen Blicken und in ſeines Kinderlandes Nähe gelockert hatte. Und es wurde wieder feſt und ſchlug gewärtig. In wenigen Augenblicken entſchwanden die lachenden Freundſchaftstage, deren Geſchmack ihm noch am Gaumen hing, in weite Ferne.

Er griff nach einem Becher, der auf der Betttruhe ſtand, und klopfte dreimal, lauſchte und ſchwieg eine Zeit, klopfte wieder, lauſchte und wunderte ſich über ſeine Geduld, wurde bange an ſeiner Geduld, denn er wußte nun: es mußte irgend etwas geſchehen ſein. Er pochte zum dritten Male ſo laut, daß die Truhe tiefe Narben erhielt.

Es ging die Tür. Er ſah nicht hin, hielt die Augen geſchloſſen.

»Hans!«

»Doktor . . . Profeſſor . . .«

»Was iſt!«

»Johannes Frobenius mortuus est.«

Man konnte nicht erkennen, was in Paracelſus vorging, er lag ganz ſtill. Nach einer Weile hörte Oporin:

»Wie iſt Froben geſtorben!«

»Er iſt auf eine Leiter geſtiegen, ſcheint die Beſinnung verloren zu haben, iſt heruntergefallen und war tot.«

Oporin ſtand vorgebeugt und wartete. Da Paracelſus ſchwieg, wiederholte der Famulus ſeine Lateinſätze,

die er ſorgfältig zurechtgedacht hatte; er fürchtete, etwas vergeſſen zu haben.

Der Meiſter blieb regungslos. Alles andere wäre zu erwarten geweſen, nur nicht dieſe Ruhe. Endlich kam es wie ein Selbſtgeſpräch vom Bette her:

»... gutta ... ich vermeinet ihn länger am Leben ze halten ... zween Jahr, etwan drei ... hat nach Frankfurt reiſen müſſen ... Lenzmeß und Herbſtmeß bereiſen wider Rat und Warnung ... gutta ... es iſt ein ſchneller Tod, ohnmerklich vor ihn, vor die Seinen deſt mehr ein Schrecken. Gott nehm ihn ze Gnaden! Er iſt ein Fründ geweſt!«

Oporin ſtammelte: »Sie hand ihn begraben zum Sankt Petersgeſtift, wil er iſt im Hus „Zum Seſſel“ verſcheiden und nit „Zum Lufft“. Die halbet Stadt iſt dorzu kommen. Vom Rat und der Schul deſſenglichen.« Er ſetzte lateiniſch fort: »Bonifacius Amorbachus hat eine glänzende Lobrede gehalten, man ſagt, ſie ſei von Erasmus ſelbſt redigiert worden, weil ſie ...«

Paracelſus winkte, Oporin verſtummte ſofort. Er fragte nach einer Reihe von Kranken. Oporin berichtete, was er über beſtimmte Krankheitsfälle erfahren hatte, und nannte zuletzt drei Häuſer, in denen man auf den Stadtarzt wartete. Sodann wurde er zu Bett geſchickt und wußte, daß der Meiſter nichts mehr hören wolle.

Faſt geräuſchlos zog Oporin ſeine Bettlade aus der Bank, entkleidete ſich und ſchlüpfte unter die Decken.

Die Lampe brannte weiter wie jede Nacht.

Gegen Morgen fuhr der Famulus, von dem ſagen-

den Rufe geweckt, aus einem ſchönen Traum. Er war an Frobens Grab geſtanden und hatte eine Rede gehalten, die von griechiſchen und hebräiſchen Zitaten ſtrotzte, daß ſelbſt die Leiche aus der Grube bewundernd zu ihm aufblickte.

Paracelſus ging, in ſeine Schaube gewickelt, auf und nieder. Oporinus wußte, was er ſolle. Haſtig zog er die Kleider an, füllte das Lämpchen auf, nahm eine der durchwärmten Decken über den Rücken und hockte ſich ans Pult, die Feder am Daumennagel prüfend. Paracelſus ging raſcher.

»... darumb diewil er die Werk ſtellet, ſo ſeind ſie billig weiter zu ſuchen: dann wir ſeind zu ſchlaffen nit geborn, ſundern zu wachen ... bereit ſin zu allen ſinen Werken ...«

Das war eine Formel, die Oporinus ähnlich ſchon geſchrieben hatte. Der Meiſter kämpfte zuweilen lange, bevor das erſte Diktatwort fiel. Nur wenn er Wein getrunken hatte, ſchien er des Gebetes nicht zu bedürfen.

»... und iſt geſatzt in uns Ens Naturale: wir hands in der Natur mit der Kreaz oder Geburt bis an das leiblich End, das iſt die Zit als weit die Praedeſtinatio langet ... wie lang Ens Naturale laufen wird ... uf die Stund ... Exempel: ein Sanduhr, die du ſetzeſt und läßt laufen, alsbald ſie lauft, ſo weißt du, uf welichen Punkten ſie us iſt. Demnach ſetzt das Ens Naturale et Creati alle Läuf, die den leiblichen Planeten zugebühren, in den Lib. Alle Läuf werdend verbracht in der Zit zwiſchen Kreaz und Praedeſtinaz.

Ein hundertjähriger Mann hat nit mehr Lauf, aber langſamer, als ein Kind, das iſt nügeborn und ſollt nit länger leben in Ente Naturali, dann zehen Stund und minder. – So einer iſt krank und läſſet ihm ſelber kein Raſt noch Ruh, ſines Leibs zu ſchonen, welicher wider die Krankheit ſtehet als ein Kriegsknecht im Kampf, in dem wird all Kunſt zeſchanden, dann ihn treibet Ens Naturale nach ſiner Praedeſtinaz in den Tod. – Alle Ding habend ihre Zit, wie lang ſie ſtahn ſollen, es ſye zum Guten oder zum Böſen. Alle Ding werden vor Gott uf ihr Termin gſatzt, und dem mag kein Heiliger entgehen und kein Laur. – Und der Tod der ſitzet neben uns und wart uf unſer einwendigen Kriegsläuf, wo er müge inbrechen, dann er ſelbſt weiß nicht die Stund. Selig iſt der, den er von dieſer Welt nimmt mit dem Herzen Johannis Baptiſtae!«

Theophraſtus Paracelſus diktierte ſein Requiem für den geſtorbenen Freund.

Als er dann, von Oporin gefolgt, der die Taſche trug, über den Kornmarkt kam, mußte er den Doktoren Wonnecus und Euſtachius Holzach begegnen. Sie ſtellten ſich in den Weg, Wonnecus ſtemmte die Fäuſte in die Hüften. Beide kniffen die Augen und grinſten. Die Leute ſahen es und ſchienen zu verſtehen. Theophraſtus von Hohenheim räuſperte ſich nur und ging, ohne ſie anzuſehen, vorbei, aber er fühlte ihren Blick: ‚Theophraſte, du verdirbſt die Kranken auch ſo gut als wir . . .‘

Froben, der lange Jahre erbärmlich gelitten hatte und

dann wie durch ein Wunder befreit worden war, hatte nur über die Straße zu gehen brauchen, um alle zu entwaffnen, und Froben war tot. Was galt das lebensvolle Jahr, das die Kunſt des Paracelſus dem ehrſamen Mitbürger gerettet hatte! Froben war tot und vielleicht hätte er länger gelebt, wenn auch unter Schmerzen, falls der Fremde nicht gekommen wäre mit ſeinen unheimlichen Arzeneien.

Schmachzettel wurden ihm unter die Tür geſchoben. Er warf kaum einen Blick darauf und ließ ſie im Feuer verkohlen. Eine Spottſchrift, „Das heilige Laudanum“ überſchrieben, ging in Baſel von Hand zu Hand, und er bekam das Famos-Libell in einer guten Stunde, da er mit ſeinen Schülern von einem kranken Kinde zurückkehrte, das alle Aerzte aufgegeben hatten. Das Kind war gerettet. Man verhöhnte ſein Laudanum in der Schrift, ſo nannte er jene kleinen braunen Pillen eines Opiates, die er in ſeinem Schwertknauf trug. Man machte es für den Tod Frobens verantwortlich, obwohl er Froben mit anderen Mitteln behandelt hatte. Er las den Jungen das Pasquill vor. Spottend zerpflückte er die Albernheiten der Anwürfe. Er beſchrieb ihnen die Krankheit Frobens, lachte erbittert über den Unverſtand der Aerzte, die Schicht um Schicht von dem Lebensgrunde des Kranken abgegraben hatten, ehe er unter die Hand des Paracelſus gekommen war. Er zerriß die Schrift und warf ihre Fetzen den Schmachzetteln nach.

›Laudanum sanctum, das wöllend ſie beſpein us ſollicher Geſchrift, darob ein billiger kunnt lachen

dann greinen, ob ihr Meinen, ſie hättend das Fundament miner Medizin groß geſchmächt und geſchändt! Ganget mine Discipel, und laſſet es hörn, dann ſie machen lange Ohrn, daß Theophraſtus hat ihr Speiwerk denen Schülern ſelber geleſen und ein Determinationem darüber gehalten, alſo ein narricht Ding in Ernſt verkehrt, einen Dreck gewandlet in Elixir.«

Und ſeine Schüler ſchwiegen nicht, ſie reizten die Gegner, indem ſie den Hohn des Paracelſus übertrieben. Andere, die an der Schmähſchrift mitgearbeitet hatten, ſuchten ihr Gewiſſen zu ſtillen, indem ſie halbverſtandene Aeußerungen des Lehrers zu Tollheiten verzerrten. Es wuchs rings um ihn jene Zorngerechtigkeit, die den Giftnebel des Haſſes für Himmelsluft atmet. Aus einer ärgerlichen Angelegenheit der Aerztefakultät und der Apotheken, war Paracelſus eine Belaſtung der Univerſität und des Rates geworden, und die Läſterfreude an einem Fremden war beim Volke geweckt. Seit Frobens Tod wurden auch die Aengſtlichen laut. Man hatte ihnen einen Stadtarzt eingeſetzt, der ſeine Kranken wunderbar heilte, aber ſie konnten es nach Jahresfriſt mit einem jähen Tode bezahlen. Und Paracelſus ſei von Ort zu Ort gehetzt, nirgends lange gelitten worden.

Auch der Hörſaal wurde leerer. Er ſah es mit wachſender Bitterkeit und befreite ſein Herz zuweilen durch ein heftiges Wort, das dann von Mund zu Mund weiterging, zur Unfläterei anwuchs und die heimlich frohlockende Fakultät zur Hüterin eines entweihten Heiligtums erhob. Vorſichtig hatte ſich zuerſt Albanus

Torinus, dann auch Baſilius Amerbach zurückgezogen. Baſilius begegnete ihm nicht ohne Beſchämung. Konnte er ihn allein treffen, ſo zeigte er ſich hilfsbereit, aber Paracelſus war ſelten allein zu treffen.

Und doch beſtand er in ſeiner Heilmeiſterſchaft über aller Anfechtung. Sie hatten das tückiſche Wort, er die Tat, und die baſeler Aerzte waren mit Frobens Tod nicht geſchickter geworden. Man holte ihn weit über Land, das Zimmer hinter ſeiner Offizin war ſelten leer, von fernher kamen Kranke. Und das zog die Schüler immer wieder in ſeinen Wirkungskreis zurück. Er konnte noch ſegensfrohe Stunden haben und hie und da in leuchtende Augen ſehen. Aber immer ärmer wurde er an dieſem Lebensbrote der Schaffenden.

Endlich hielten ſie ihren Mann dicht genug umſtellt und ſie gaben das Zeichen.

Die Sonne war wochenlang hinter einem Wolkenhimmel an der Erde vorübergegangen, ohnmächtig, ein Fenſter durch die trübe Kuppel zu ſtoßen, um den Menſchen ins Herz zu ſcheinen. Und unter Froſt und Nebel waren die Herzen verarmt. Der Haßteufel ſäte ſeinen raſchen Samen. Am Sonntagmorgen nach Advent ſtanden die Leute vor dem Domtore, den Toren zu Sankt Martin und Sankt Peter und in der mindern Stadt vor dem der neuen Burs, Bürger, Studenten und Landvolk, man ſah auch einen oder den andern, deſſen Kopf ein Barett trug, ſeinen Hals recken und begierig lauſchen. Irgendein Schüler, der Latein konnte, las und überſetzte. Es kamen Wen-

dungen unter, die jeder verſtand, über die auch der dümmſte Bauer lachen mußte. Und man wußte vor allem, daß es ein Spottgedicht auf den Doktor Theophraſtus, den kleinen Mann mit dem großen Schwerte war, das an der Tür hing. Wer hatte nicht ſeit Frobens Tod mehr Schimpf und Verdacht gegen den Paracelſus gehört als Lob!

Schon die Ueberſchrift ſalzte den Stadtarzt ein: Manes Galeni adversus Theophrastum sed potius Cacophrastum. Das wurde überſetzt: »Der auferſtanden Geiſt des Galenus ſchreit wider Theophraſt, welchen ihr müget billiger Dreckmaul heißen, dann Theophraſtum.« Und der auferſtandene Geiſt des Galenus fand ſich von Theophraſtus beſudelt und beſchimpft. Ob der verewigte Hans Froben, der Drucker, auch Galenus genannt worden ſei, weil gerade zu Sankt Peter der Zettel hing! Zwiebel, Knoblauch, das wären die großen Heilmittel des Paracelſus. Da konnte bald einer arzten! Mit Zwiebel und Lauch! Und Nießwurz ſolle der kleine Doktor mit dem großen Schwerte einnehmen, Nießwurz ſei gut für ſolch einen groben Narren. Nichts werde ihm die Hexenkunſt der Alchymei helfen, nichts ſein Ares, Aliadus und Archäus. Das waren die Dienſtteufel, die ſtanden ihm bei! Daß er ein Magier war, eine kumiſtiſche Eſſen unter Feuer hielt, Tag und Nacht Schüler und Knecht daran hetzte, und doch keinen hinter ſeine Pulver und Tränke ließ, das wußte man in Groß- und Kleinbaſel. Tollen Laur ſchmähte ihn der Geiſt des Galenus, aber ein Doktor Vendelinus – er ſoll in Straßburg geweſen ſein – habe den

Paracelſus beſiegt und davongejagt. Und einer wie der war vom Kate zum Stadtarzt geſetzt worden! »Du biſt nit wert, daß du des Hippokrates Seichkachel ustrageſt, noch ein Sauhirt ſigeſt vor min Säu . . .« »Du biſt minder dann ein Krähenvogel, ſteckſt geſtohlen Jedern ein in din Ars, domit du din Stolz und Hoffart treibeſt.« »Du haſt dich uf hangen ſolln an ein Strick, allein du ſagſt: lieber leben und anderſtwo.« Jeder wußte, daß es den Paracelſus nirgends lange hielt, und das mit dem Strick ſchien nicht umſonſt in den Vers geſetzt.

Nicht ohne Grund war das Pamphlet gerade zu Sankt Martin angenagelt. Oekolampad hatte den Paracelſus empfohlen. Und er hielt ihm Treue, wiewohl auch er zu den Enttäuſchten gehörte; er ließ den Zettel von ſeiner Kirche entfernen und ſandte ihn dem beſchimpften Manne mit einigen Troſtworten.

Paracelſus war am Morgen zu einem Kranken gegangen, der, nur wenige Schritte vom Haus „Zur Gilgen“ entfernt, unter dem Fiſchmarkte wohnte. Dort hatte er kaum beachtet, daß ihm die Leute mit Verlegenheit begegneten, und ſchon die gewohnte Frage erwartet, ob der Kranke weiterhin nicht ohne Arzenei geneſen könne. Als er ging, flüſterte ihm der Bruder des Kranken zu, er möge doch etliche Stunden des Tages verſtreichen laſſen und lieber erſt gegen Abend ausgehen, man könnte es für Trotz und Uebermut nehmen. So erfuhr er von dem Anſchlag.

Theophraſtus war blaß geworden und fühlte ein Beben, das er kaum zu verhehlen vermochte. Aber es

war düſter in der Hausflur. Er kämpfte den erſten Zorn nieder und ging nach einer ratlos peinigenden Weile ohne Gruß.

Auf der Gaſſe ſtanden etliche Buben. Er ſah, daß ſie warteten, und ſtutzte. Sie kläfften ihn an:

»Dreckmul! Dreckmul! Kachelfraß! Waldeſel us Einſiedlen!«

Er wollte auf den nächſten zuſpringen, da traf ihn ein kotnaſſer Schneeball mitten ins Geſicht, ſo daß er geblendet zurücktaumelte. Die Bengel rannten davon und ſchrien ihm ihre Litanei von fern zu. Es waren Leute auf der Gaſſe, die es hörten und ſahen und weitergingen. Ein einziger, Paracelſus kannte ihn nicht, fing einen der Jungen am Kragen und ohrfeigte ihn. An der unerwarteten Hilfe erwachte der Heilmeiſter aus dem Zorn. Er ſah, daß er nur verlieren könne, wenn er ſich der Gaſſe ausſetze. Im Hauſe wußten es alle, der Knecht hatte es heimgebracht, Franz war zum Sankt Peterſtift hinaufgelaufen, um zu ſehen und zu hören.

Paracelſus wartete, ſaß neben der Glut des Ofens und wärmte ſich die Hände. Sein Geſicht war faltig, faſt greiſenhaft, die Lippen zuckten, ſeine Augen huſchten unſtet über das ſchwach beleuchtete Gerät. Er wartete, und Franz kam ewig nicht zurück.

Die Magd des Oekolampad brachte den verſiegelten Brief. Er riß ihn, unter das Fenſter tretend, auf und las, begann immer wieder, um auch nicht den leiſeſten Zug der Gemeinheit zu verlieren, die ſich nun öffentlich wider ihn erhob.

Dann ſtarrte er in die dunkle Tiefe des Gadems. Aus ihr glühten die Kohlen matt und ſtetig. Seine Finger ſpielten am Rande des Zettels hin und glätteten das Papier dort, wo es von den Nägeln durchſchlagen worden war. Er ſah ſeine Hörer vor ſich, als ſäße er auf dem Katheder im Kollegium am Rheinſprung.

Nur ſeiner Schüler einer, vielleicht einige, konnten das Gift geſudelt haben. In den Schandverſen ſtanden Siegelworte, die er nur bei der Lektur gebrauchte, Heilkräuter, die er genannt hatte, waren erwähnt, es war ſeines Kollegs über Macer Floridus gedacht, und auch von Vendelinus Hock konnten nur Schüler wiſſen, die ihm aus Straßburg nachgezogen waren.

Seine Schüler.

Er hatte überall gekämpft. Die ihn nirgends litten, verteidigten ein taubes Anſehen und ihre volle Krippe gegen ihn. Die hatten ein menſchliches Recht, das göttliche kannten ſie nicht. Aber ſeine Schüler . . . ihnen hatte er nur gegeben. Alles was in endloſem Kampfe, unter Entbehrungen errungen war. Seine Kunſt.

Der Ruhm blieb Gott, die Offenbarung blieb der Natur, ſein Dach dem Werke, ſein Bett einer flüchtigen Raſt – er konnte nichts mehr für ſich wollen, ſeiner ſelbſt entwöhnt. Sein Glück lag außer ihm: nur geben konnte er, wie die Natur gibt.

Und das war ihnen nicht rein genug und nicht heilig genug, ſeinen Schülern.

Eine Schwäche überkam ihn, er ſank an die Wand zurück. Er ſah, daß ſeine Nägel blau waren und die Hand weiß wurde wie gebleichtes Wachs. Langſam

taſtete er zu ſeinen Fläſchchen hin. Sein verdunkelter Blick ſuchte mühſam. Und endlich fand er, goß einige Tropfen in die hohle Hand und ſchlürfte. Und dann löſte ſich der würgende Griff von dem Herzen, der Atem ging wieder frei.

Er hörte im Flurgange reden und machte ſich an dem Feuer zu ſchaffen. Franz brachte den Zettel von Sankt Peter, beſchmutzt, zerknittert, es mochte nicht ohne Rauferei abgegangen ſein. Wams und Hut zeigten Spuren. Er war von Sankt Peter hinüber zur neuen Burs gelaufen. Dort hatte er den Zettel nicht zu erobern vermocht, aber doch abgeriſſen. Sowohl bei der Burs als auch vor der Kirche war einer aus dem Kolleg geſtanden, er kannte ſie wohl; die haben es allen verdeutſcht. Er war dann zurück zur Sankt Martinskirche, dort hing der Zettel nicht mehr, und an das Domtor hatte er nicht herankommen können.

Der Knecht, Oporin und ein dritter Schüler ſtanden mit Leichenbittermienen dabei. Paracelſus zerriß das eroberte Pamphlet und ließ die Stücke fallen.

»Du haſt viel tan und getrú umb minetwillen, Franz . . .«

Er redete leiſe, langſam, dann reckte er ſich.

»Wir hand krank Lüt liegen in der Sattelgaß, am Grünpfählı und in der Malzgaß, alſo auch in der Eſchamarſtadt und Steinen. Du gahſt mit mir, Franz, und der Knecht, ihr müget jeder ein Spieß nehmen, dann die kranken Lüt ſollen miner darumb nit miſſen. Du bleibſt hie, Hans, bi dem Füer. Dort nimb den Zettel,« er wies auf das Blatt, das noch beim Fenſter

lag. »Und bewahr ihn wohl, dann er kunnt mir etwan uf ein Zit vonnöten ſin.«

Auch der dritte Schüler ſchloß ſich an. Sie nahmen Spieße und die Taſchen und gingen. Paracelſus vermied die Plätze. In den Gaſſen verſtummten die Leute, blieben ſtehen und ſahen ihnen nach.

Am andern Tage war der Druck verwunden, der in der Bruſt gequält, ihn weich und ſanft gemacht hatte. Er ſtand in ſich wieder auf, der alte Trotz rötete ſeine Stirn. Die Leute merkten bald, daß er um ihre Schonung nicht anſtand. Das nahm auch ſolchen die Zurückhaltung, denen das Pamphlet ungerecht erſchienen war. Der kleine Mann tat, als ſei er der öffentlichen Meinung überhoben, mochte ſie ihm zu Ehre oder Schmach erwachſen. Und ſo blieb es nicht bei dem Schimpfe, der ihm aus Kindermund über die Gaſſen nachgellte, auch die Großen redeten laut genug, ſtellten unverſchämte Fragen und grinſten ihn an. Seine Freunde entzogen ſich unter flüchtigen Verbindlichkeiten und ſchwiegen ihm ins Angeſicht, wie man von einem Gebrechen ſchweigt.

Das Kolleg war ſtärker beſucht, aber es lag ein Lauern in den Blicken der jungen Menſchen, das ihn beengte. Er fühlte, jedes unverſtandene Wort konnte in ein lärmendes Gelächter ausſchlagen, das ihm dann auch für die wenigen, die noch gläubig folgten, eine öffentliche Lehre unterſagt hätte. Unleidiger wurde ſein Leben von Tag zu Tag, qualvoller wurden ſeine Nächte, und auch die Kunſt vermochte ihm den Frieden nicht mehr zu bringen. Aber er wollte es bis zum äußerſten tragen,

denn er fühlte tief, daß Basel der letzte Hort seines Lebens sei; verlor er den, dann hatte das Vaterland keine Heimstatt mehr für seine Kunst.

Nach einer dieser ruheloſen Nächte schrieb er an den Rat:

»In ohnleidlicher Tratzung und merklichem Drang gebührt dem Leidenden, sin Oberkeit, die ihm gutes ze tund, pflichtig und schuldig ist, umb Schirm, Rat und Hilf anzurufen . . .« Er schilderte seine Schmach, legte das Pamphlet vor, und verlangte, daß seine Schüler von Rats wegen verhört würden, um die Schuldigen zu treffen. »Dann so Ihr, min gnädig Herren, mir das vor nit sein würden, und ich vielleicht us hitzigem Gemüt etwas anfinge Ungeschickts und hinfürder mehr getratzet sollte werden, wäre mir unfüglich von den Euren zu geduldeu.«

In feuchten Schriftzügen überreichte er das Schutzgesuch selbst. Es wurde mit saueren Mienen entgegengenommen, aber es erwuchs dem Rate weiter nicht zu Beschwer. Das Verlangen des Stadtarztes und Professors, die eigenen Schüler vor dem Stadtgerichte verhören zu lassen, war verrückt. Davon abgesehen, daß die Studioſen unter der Gerichtsbarkeit der Universität standen, konnte sich der Rat eines Schülerstreiches wegen dem Gelächter nicht preisgeben. Sie schlugen mancherlei Gift und Galle an die Kirchentore, die Herren von der Universität. Wenn jede verfängliche Thesis und Antithesis hätte durch ein Gerichtsverhör laufen sollen! Man legte den Notschrei eines bis zur Verzweiflung Erbitterten ad acta. Nur bedenklicher

wurde man ihm gegenüber und blickte mißmutiger auf den kleinen Mann, der vor Rat und Regentſchaft mit ſeinem hitzigen Gemüte fackelte. – Allein das Geſuch wurde bekannt, die Spötter fühlten eine letzte Entſchloſſenheit und wurden zahmer.

Theophraſtus wartete vergeblich auf ſein vermeintliches Recht. Bonifacius Amerbach, deſſen juridiſche Gutachten vom Rate geſchätzt wurden, nahm Einblick in die Sache und warnte den gekränkten Mann vor weiteren Schritten. Von der papiſtiſchen Ratspartei war das Geſuch als eine Drohung aufgefaßt worden, man hatte es ins Lächerliche ziehen müſſen, um es unbehandelt ablegen zu können.

In dieſen peinvollen Tagen wurde Paracelſus zu dem Canonicus von Lichtenfels gerufen, deſſen Haus einen Treppengiebel trug. Ein junger Kleriker empfing ihn auf der Stiege und ein Diener in ſtattlicher, auf die Farben ſeines Herren geteilter Livree nahm dem Knechte des Arztes die Taſche ab. Im Söller hielten ihn die beiden unter gewichtigem Geflüſter zurück, ſie befürchteten das Aeußerſte, der Domherr habe ſeit Weihnachten kaum eine Handvoll Nahrung behalten und winde ſich Tag und Nacht unter Krämpfen, von einem Manne geprieſener Stattlichkeit ſei er zum Schmerzensmann elend heruntergekommen, erbärmlicher, als kaum einer irgendwo an einer Kirchenwand in Stein gehauen ſtünde; das ganze Haus ſähe ſchon den Tod. Sie hielten Paracelſus an den Rändern der Schaube, und er ließ ſeine ungeduldigen Blicke über die koſtbaren Tapiſſerien, die vergoldeten

Ledertapeten und modiſchen Prunkſchränke gleiten. Endlich machte er ſich los und fragte, wer ſchon gerufen worden ſei. Alle andern waren gerufen worden, keiner hatte geholfen, trotzdem der Herr mit Lidlohn und wirkungsvollem Einfluſſe, wo immer er begehrt werde, nicht zu ſparen brauche. Dieſen Geſang vor den Türen hochmögender, ungeheilter Kranker kannte Paracelſus.

»Wo iſt der Dumbherr, den keiner kann heilen?«

Der Diener ſchlüpfte voraus, an einer Tür zögerte er, klopfte leiſe und lauſchte, klopfte etwas härter. Man hörte ein Stöhnen, und ſie traten ein.

Die Stube war überhitzt und roch nach Zimmtholz. Der Canonicus lag im Bette auf einer beſudelten Seidendecke. Er wand den Kopf hin und her, ächzte und lallte matt von unerträglichen Schmerzen, verdrehte die großen, gelben Augäpfel. Paracelſus ſtreifte ſeine Schaube ab und unterſuchte ſchweigend, dann ließ er ſich das Uringlas geben, trat damit ans Fenſter und warf einen Blick hindurch. Er prüfte noch den Puls. Ein zweiter Kleriker, der im Zimmer geweſen war, flüſterte mit dem andern am Fußende des Bettes. Der Diener hatte die Arzneiflaſche geöffnet und hielt ſich, aufdringlich befliſſen, neben Theophraſtus.

»Hundert Gulden ſollt Ihr haben, Herr Doktor . . .«

Die drei riſſen die Augen auf.

»Hundert Gulden . . . wenn Ihr mich heilt . . . Sprecht doch! Muß es aus ſein!«

»Ihr werdet nicht ſterben, hochwürdiger Herr.«

Der Canonicus ſeufzte, ſeine Augendeckel ſanken zu, er flüſterte: »Hundert Gulden ... aber macht ſchnell!«

Theophraſtus befahl die Medikamententaſche zu ſchließen. Der Kranke fuhr erſchrocken auf, und auch die andern drei ſtarrten den kleinen Mann an.

»Hundert Gulden ... iſt das nicht genug,« ſtammelte der Domherr.

»Ich werde Euch heilen.«

Er öffnete den Schwertknauf, entnahm drei ſeiner kleinen Laudanumpillen. Eine legte er dem Canonicus auf die weiße, gierig gebleckte Zunge und ließ ihn einen Schluck Wein nachtrinken.

»Die ander umb die Veſper, die dritt zu Kompletzit. Sunſt müget Ihr nützit genießen vor dieſen Tag.«

Er wollte einem Geiſtlichen die beiden Pillen geben, aber der Domherr litt es nicht, er taſtete nach einem kleinen ſilbernen Brotteller, entleerte ihn auf das Eſtrich und winkte erregt. Man mußte die Pillen auf den Teller legen und er ſetzte den Teller zwiſchen ſich und die Wand auf das Bett.

Im Fortgehen hingen ſich die Kleriker an, aber Paracelſus war nicht zu Rede und Antwort geneigt. Er warf die Taſche über den Arm ſeines Knechts und ging raſch, von den ſchleichenden Sohlen gefolgt, die Treppe hinab. Vor dem Haustor flüſterten ſie nochmals auf ihn ein und wollten ihn halten. Ihm riß die Geduld.

»Laſſet gahn! Des Paracelſi Kunſt läuft nit uf Zungenſpitzen über Steigen und Flur, ſundern ſtaht bi dem Kranken.«

Die kniffen die Lider zuſammen und lächelten. Er ſchob ſelber den Riegel zurück und polterte mit ſeinem Schwerte die drei Torſtufen hinunter.

Erſt am Abend des nächſten Tages gedachte er den Canonicus zu beſuchen, mehr um die Wirkung der Kur auf den Menſchen als auf die Krankheit zu ſehen, denn er wußte, daß der mißhandelte Magen mit den drei Pillen wiederhergeſtellt ſei. Doch ſchon am Mittag erſchien der livrierte Diener im Hauſe „Zur Gilgen". Er brachte ein ſeidenes Beutelchen, und der Domherr Cornelius von Lichtenfels wünſche Gottes reichen Segen auf den Herren Doktor Theophraſtus von Hohenheim herab, er laſſe ihm ſehr danken und ſende dies zur Verehrung. Der Mund des Dieners bewegte ſich beim Sprechen kaum. Paracelſus hieß ihn warten und öffnete das Beutelchen mit einem Meſſer, denn es war kunſtvoll zugeknotet. Sechs Gulden klirrten auf die Bank. Der kleine Meiſter lachte zornig.

»Das ſeh ich: der Dumbherr Cornelius von Lichtenfels iſt geheilt. Do liegend der Floren ſechs.«

»Sechs Gulden rheiniſch,« flüſterte der Diener.

»Wo ſeind die andern, fehlend gut anderthalb Schock!«

Der Diener zuckte grinſend die Achſeln.

»Du biſt darbi geſtanden, din Herr hat hundert verheißen.«

Der Diener duckte den Kopf und hob die Handflächen bedauernd in Schulterhöhe. Die Kur ſei kurz

geweſen, die Arznei gering, und ſechs Gulden rheiniſch gäben ſieben und ein halbes Pfund.

Vor der Frechheit des livrierten Kerls fand Paracelſus ſeine Haltung. Er wies ihm die Tür.

»Gang! Ich will üch weiſen, wie einer ſin gegeben Wort muß halten!«

Der Diener kroch in eine hämiſche Verbeugung zuſammen und liſpelte:

»Min Herr iſt der Dumbherr Cornelius von Lichtenfels und iſt allbereits geneſen . . .«

Er entſchlüpfte einem Fußtritte.

Von ſeiner markgräflichen Gnaden zu Baden hatte Paracelſus dieſe Art ſchlucken müſſen, ein Canonicus, der auf ſeidenen Laken lag und Zimmtholz brannte, der ohne ihn gleichermaßen verkommen wäre, ſollte ihn nicht für einen ſanften Mauleſel reiten. An einem Poſſenreißer, dem man etliche Schillinge nachwirft, wenn man ſeiner müde geworden iſt, tat man ſo. War er durch all die lauſigen Zoten ſo ſehr erniedrigt und geſchmäht, daß man ſich ſeiner Kunſt wie eines geſtohlenen Gutes bediente und ihm gleich einem Hehler lohnte? Seiner gekränkten Ehre hatte man die Rechtshilfe verweigert, nun ſollte ihm das Stadtgericht ein Lohnverſprechen einlöſen müſſen, das ſein Stipendium als Phyſikus und Ordinarius zu Baſel um mehr als die Hälfte übertraf. Sie ſahen ſeine Kunſt nicht an, weil ſein Wams ſchlicht war und ſeine Hand berußt, ſie ſollten ein Maß gewinnen.

Er klagte den Domherren auf hundert Gulden

rheiniſch minder ſechs, und ſie konnten ihm die Klage nicht verweigern, aber ſie fühlten den Trotz, der ihnen mehr als dem Canonicus galt.

Und der kleine Mann brachte damit die ganze Stadt auf. Papiſten und Evangeliſche, alle glaubten den eigenen Säckel von dieſer unerhörten Forderung angetaſtet. Daß der Canonicus ſein Verſprechen kaum leugnen ließ, wiewohl es ſeine Beiſtände als unverantwortlich, von Schmerzen gepreßt, darſtellten, beachtete man nicht. Man vergaß, daß der Paracelſus Dutzende armer Leute um Gottes Lohn geheilt und ihnen Arznei geſchenkt hatte. Hundert Gulden! Den Ehrenwerten flimmerte ein goldener Berg vor den Augen. Hundert Gulden – der Aufwand eines behäbigen, vielköpfigen Hausſtandes über drei Jahre hin. Als der König von Frankreich ſein Gold durch die Schweiz rollen ließ, hatte er auch den angeſehenſten Konſtoflern ſchwerlich Penſionen ſolcher Höhe geboten. Und für drei Pillen, nicht größer als ein Mausdreck, warf der kleine Mann ſolch einen Uebermut vor Gericht auf. Die alten Widerſacher, die Aerzte und Apotheker, brauchten keine Worte mehr zu verlieren, es konnte ihnen all ihr Aufwand an Feindſeligkeit lächerlich erſcheinen, denn der Narr grub ſelber mit erbitterten Kräften das Erdreich ab, auf dem er ſtand. Die Richter verwieſen den Stadtarzt und Profeſſor zu maßvollem Verhalten und entſchieden, daß er die ſechs Gulden als reichlichen Lidlohn für eine ſchnelle und geringe Arzenei zu Dank zu nehmen habe.

Theophraſtus ſtand vor dem Platze des Klägers mit

geſpreizten Beinen und ſtützte ſich auf ſein Schwert, als das Urteil gefällt wurde. Mit ſteigender Empörung hatte er es aus der Art der Fragen kommen ſehen. Der Beifall der Zuhörer rollte an ihm herunter wie ein Hagelſchauer. Seine Wangen waren hochgerötet, ſein Geſicht bebte und die Augen brannten weitaufgetan.

Richter und Beiſitzer bedeckten die Scheitel wieder und wandten ſich ab. Hinter ſeinem Rücken: Geraune, Gekicher, ſchlurfende Schritte. Und er ſtand noch immer zornſteif.

Der Richter winkte, denn es ſollte noch über einen Raufhandel Urteil geſprochen ſein, ehe man ſich an die Schüſſel ſetzen konnte, und der eigenſinnige Stadtarzt hatte ſeine Verhandlung ungebührlich geſtreckt. Ein Büttel berührte die Schulter des Paracelſus. Der zuckte zuſammen und rannte barhaupt davon, ſeine Mütze lag unter der Klägerbank.

Er wußte nicht, wie er über den Kornmarkt und Fiſchmarkt kam, hörte nicht, ſah nicht. Erſt in ſeiner Stube fand er ſich wieder.

Nicht ihn – ſie haben die Kunſt gerichtet! Die hundert Gulden – viel haben ſie darum hin und her geredet, und ſie waren ein Kleines. Sie haben die Kunſt verachtet, erniedrigt, geſtäupt in ihm, durch ihn! Durch ihn! Er war daran ſchuldig geworden. Er hatte die Kunſt ausgeſetzt. Er hätte wiſſen ſollen, daß ſie die Kunſt verachten müſſen mit der Verachtung des gemeinen, niederen Sinnes, der ſich vor dem Göttlichen behaupten will, das er nicht begreift. Dem Zornteufel

war er erlegen, hatte die Kunſt verraten. Um hundert Gulden, ſeine Kunſt!

Er ſank an dem Bette nieder, bedeckte das Geſicht mit den Händen und betete, daß die Verzweiflung dieſes Gedankens an ihm vorüber ginge. Und es dauerte lange, bis ſein Gott ſich neigte, bis er fühlte, daß er nur dem Rechte allzuſehr vertraut habe, weil er die Kunſt, die nicht mit Wagebalken und am Rieſeln der Sanduhr gemeſſen werden kann, die im Augenblicke für ein Leben gilt, hoch und unantaſtbar über einem Zornhandel wußte. Und doch war ſie mit ihm und in ihm getreten worden.

Je länger ſein Weſen zwiſchen Reue und Ingrimm rang, deſto freier wurde ſein Gewiſſen, um ſo drängender wuchs Verachtung und Zorn gegen das Gericht, das die Zahl ſeiner Pillen zählte, das ihn für Gold käuflich hielt. Endlich wurde die Erbitterung ſeines Herzens zur Tat.

Sie hatten ihm Schandbriefe und ein Pasquill ins Haus geworfen, ſie hatten ein Schmachgedicht angeſchlagen. Was dieſe Buben gegen ihn, den einen, aus Neid und Scheelſucht vermochten, konnte er um der Kunſt willen gegen ſie alle. Er ſchnitt ſich eine breite Feder, denn es ſollten große Züge ſein und leſerlich auch für blöde Augen. Er nahm ſein größtes Blatt. Er wog jedes Wort mit dem vollen Gewichte ſeines begeiſterten Zornes zu. Nie noch hatte er ſeinen Mut ſo inbrünſtig geſammelt. Alle ſeine Verachtung vor den Verächtern der Kunſt, die eines Lebens Kampf um die Wahrheit zu richten wagten, wie man eines Schuſters Flickwerk

richtet, war in die hartgehämmerten, kurzen Sätze eingetrieben. Er unterſchrieb mit vollem Namen und ſetzte ſeines Wappens Siegel darunter, das drei Pillen im Schrägbalken trug.

Dann riß er einen Nagel aus der Wand, ſteckte ein Stück Quarz zu ſich, nahm ſeine Schrift und ſtürmte auf das Rathaus.

An den beiden Mittelpfeilern der drei Hallentore hingen Bretter mit Ratsbefehlen aus. Dort ſchlug er ſeinen Zettel an.

Der Markt war geräumt, die Holzböcke zuſammengerückt und die Bretter geſchlichtet. Es mußte ſchon gegen die Veſper gehen. Aber etliche Leute hatten ihn beachtet und ſammelten ſich vor ſeinem Zettel.

Im Hauſe „Zur Gilgen" war es ſtill. Sie hatten ſich gehütet, ihm unter die Augen zu treten, denn ſie hatten geſehen, wie er nach dem Urteilsſpruche zurückgekommen war. Jetzt rief er ſie, verlangte Wein und irgend zu eſſen. Er hörte das Haustor ſchlagen, ſie ſputeten ſich. Langſam ſchritt er in ſeiner Kammer auf und nieder. Ihm war, als ſei er nicht wach, als ſei ſein Weſen nicht völlig bei ihm. Ein Teil war losgelöſt, es ſtand vor dem Rathauſe am oberen Pfeiler unter dem Zettel und ſchwang ſein Schwert. Ringsum eine Menge, Kopf an Kopf, geifernd, zähneſletſchend. — Er mußte immer wieder über Augen und Glatze ſtreichen und das Bewußtſein an dem Hausrate ſammeln, der ihn umgab. Er fühlte es körperlich faſt, wie ſich ſeine Empörung Satz für Satz von dem Anſchlage löſte, Zug um Zug lebendig wurde, durch Augen, Ohren, Nen-

ſchenſtimmen ausgebreitet – ſie lief wie eine gellende Glockenſtimme durch Baſel.

Sie brachten ihm: Franz den roten Veltliner, Oporin Brot und Rauchfleiſch. Er muſterte ſie, aber ſie wußten noch nichts und hatten es eilig. Ein raſender Hunger befiel ihn, als er die Speiſe roch, er konnte ſich kaum erſättigen. Und als Teller und Krug leer waren, ſank er vor Müdigkeit in ſich zuſammen. Seit Wochen hatte er keinen erquickenden Schlaf gefunden ... ſeit an den Kirchen ... von ſeinen Schülern ...

Er taumelte auf das Bett und ſchlief im nächſten Augenblicke, als läge er in tiefer Ohnmacht.

Es war Nacht. Er wurde aufgerüttelt. Baſilius Amerbach ſtand an ſeinem Bette. Oporin leuchtete. Baſilius Amerbach ſprach erregt auf ihn ein. Franz brachte Stiefel und Lederkoller. Paracelſus gewann mühſam Beſinnung.

Eilig das Notwendigſte zuſammenraffen und fort! In dieſer Stunde noch fort! Ein Zufall, daß ſie noch nicht gekommen ſeien, ſie könnten im Augenblicke da ſein! Haft – ſchimpfliche Verbannung! Seine Medikamententaſche! Die Taſche mit dem Inſtrument! Ganz Baſel ſei wider ihn! Die Geldkatze! Dort in der Truhe am Fenſter. Der Schlüſſel. Die Manuſkripte in den Koffer hinein! Den Mantel! Hut! Laterne! Den Wachsſtock!

Er ſperrte den Koffer ab. Oporin werde Weiſungen erhalten. Sie haſteten über die Treppe und aus dem Hauſe, durch etliche Seitengäßchen, an der Stifts-

kirche zu Sankt Peter vorbei, Baſilius mit der Laterne immer einen Schritt voran, ſchweigend, ohne ſich umzuſehen.

Im Stalle der Wirtſchaft „Zum ſchwarzen Rad“, unweit des Tores, erwartete ſie Albanus Torinus bei einem geſattelten Gaule. Er drückte Paracelſus ein Papier in die Hand: einen Paß durch das Spalentor bis an die baſeler Grenze; er war von Jakob Meiger zum Hirzen gezeichnet. Baſilius Amerbach leuchtete über das Schriftſtück hin und beſah die Unterſchrift. Er atmete auf und lächelte. Auch Albanus Torinus ſchien beruhigt, er reichte Paracelſus, der, von dem raſchen Gang erhitzt und von dem Wirbel des Geſchehens benommen, die Stirn wiſchte, eine Kanne mit Wein.

»Nehmt dieſen Trunk noch, mein Lehrer, zum Abſchied. Gott möge Euch bewahren!«

Theophraſtus trank und reichte wortlos die Kanne zurück.

Baſilius flüſterte, daß es der Wirtsknecht nicht hörte, der vor der offenen Stalltür die Taſchen am Sattel befeſtigte.

»Ihr habt hart gekämpft, wir ſahen es mit Beſorgnis und zuletzt mit Schrecken, allein wir haben auch Euren Mut geſehen. Es ſind nur wenige in Baſel, die wiſſen, daß Ihr nicht des Geldes wegen gekämpft habt. Dieſe wenigen wollen Euch vor ſchimpflicher Strafe bewahren, denn Ihr habt gegen Gericht und Rat unerhört gehandelt. Bonifacius will weiterhin alles mögliche tun, um Euer Gut zu bewahren. Lebt wohl. Ich will Euch nimmer vergeſſen!«

Paracelſus hatte den Kopf geſenkt, ſeine Augen ſchloſſen ſich für eine kleine Weile, Stirn und Wangen waren kummervoll und müde gefaltet. Er ſagte leiſe:

»Ich muß Landfahrer ſin. Dannocht, es iſt min Baſel geweſt, dohin ich kommen bin mit hohen Früden. Uech will ichs danken in minem Herzen. Morgenden Tags ſo bin ich in Enſisheim.«

Er reichte ihnen beide Hände. Sie begleiteten ihn hinüber unter das Tor. Er mußte ſeinen Gaul über den Katzenſteg führen. Jenſeits des Grabens band er die Laterne an die Inſtrumenttaſche und ſtieg auf.

Sie ſahen ihn winken, ſein Licht blickte noch einige Male hinter dem wehenden Mantel hervor. Und dann ſchloß die Wache das Seitentörlein wieder.

*

Es war eine milde Nacht, obwohl der Himmel, wolkenfrei und von dem Föhn der letzten Tage geklärt, aus ſeiner Tiefe ſtrahlte. Im nördlichen Weſt hing glänzend und ſcharf die erſte Sichel des zunehmenden Mondes.

Paracelſus verlöſchte ſein Licht. Zu beiden Seiten der Straße leuchteten an Furchen, Wurzeln und Steinen die Reſte des Schnees. Er ſah nicht zurück, durfte nur vorwärts blicken: vor ihm ſein Leben, immer wieder, unerbittlich vor ihm. Ob er auch müde war und bange nach Frieden, er wußte, ſeit er ſein Menſchentum kämpfte, nicht Mauer noch Dach, nicht Herd und Bett, wonach er ohne Bitterkeit zurückdenken konnte, und darum wußte er von keiner Heimat.

Sein Leben vor ihm: dunkel, ziellos, des eigenen Rätſels nie entbunden und doch von Flammenzeichen durchglüht wie die Nacht. Und kein Menſchenglaube, der auf ihn hoffte, keines Menſchen Herz, das ihn erwartete. Nur wenn das Unerbittliche, Drohende, Fremde an ſie herankam in Leibesnot und Schmerzen, dann riefen ſie ihn, den Fremden. Und hatte er ſie erlöſt, vergaßen ſie ihn. Beutegut war ſein Leben für ſie, denn er hatte keine Heimat.

Das Tier des Paracelſus griff ohne Spornſtreich tüchtig aus in einem weichen, taſtenden Trab. Es ſpitzte die Ohren und hob die Nüſtern. Es trug ihn durch ein Dorf. Die Hunde ſchlugen an. Nirgends brannte ein Licht. Gab es keinen Kranken in dieſen Hütten? Wachte nirgends ein Auge und fragte nach dem fremden Helfer! Vor den Knien des Reiters klirrten Fläſchchen, ſchlotterte das Inſtrument.

Und ſchon war die ruhige, dunkle Herde der Hütten vorüber. Der Mitternachtsſchrei eines Hahnes klang leiſe nach, und das Hundegekläff verſtummte. Die Straße hob ſich. Paracelſus wußte, daß ſie von der Höhe dieſer Welle nach Norden bog. Und an der Krümmung ſtand der Stein, in den die Kurvatur des Biſchofſtabes oder der umgeſtülpten Lilie eingemeißelt war: das Wappen der Stadt und des Landes Baſel.

Jetzt trieb er ſein Pferd. Auf der Höhe lag ein großes Gehöft, ringsum das Land war weit gerodet bis in die Talſenkung faſt. Die Bäume hatten ſich ſchon verloren. Der Himmel wurde weit. Und hier mußte

es ſein, denn die ſchwarze Bodenwelle verſank vor ihm und gab die Ferne frei.

Theophraſt hielt das Pferd an. Langſam, den Blick an die durchſtrahlte Nacht verloren, wendete er das Pferd dem Sternbilde über Baſel zu.

Er ſchluchzte auf, als er es ſah; doch ſeine Augen klärten ſich raſch, und ſeine Hand blieb feſt am Zügel.

Der ſiebenfach flammende Orion ſtand über dem baſeler Lande. Das Sternbild des ruheloſen Kämpfers, der die Keule ewig gegen das ewig geſenkte Gehörn des Stieres ſchwingt.

Paracelſus ſah nicht in die Tiefe, wo Baſel lag. Er folgte, erhobenen Auges, den Himmelsbildern vorwärts nach Weſten und dann nach Norden. Und das Tier unter ihm folgte dem beherrſchten Blicke des Reiters.

Inhaltsverzeichnis

Das erſte Buch

Das lohende Herz 3
Eröffnete Welt 15
Feuer 41
Verſchütteter Quell 69
Die vier Tiere 110
Die Hexe Agneſina 152

Das andere Buch

Dänenkrieg 215
Bürger und Bauern 269
Heimverlangen 335
Orion 412

E. G. Kolbenheyer

Das gottgelobte Herz

Roman aus der Zeit der deutschen Mystik

45. Tausend

In Leinen RM 7.50

„Mit seinem Roman ‚Das gottgelobte Herz' hat Kolbenheyer dem deutschen Volke, das wiederum in entscheidenden Stunden, Jahren und Jahrzehnten seines Schicksals steht, ein unvergleichliches Geschenk gemacht. Die literarische Gattung des historischen Romans und des Romans überhaupt, die seit Goethe in einem steten Wandel und Auf und Ab des Wertes und der Wirkung begriffen war, ist durch Kolbenheyers Werk zu einem Höhepunkt gelangt. Das deutsche Volk wird sich in Dankbarkeit vor dem Genius seines Dichters Kolbenheyer beugen, in dem die reinsten und unvergänglichsten Kräfte unseres Volkes ihre dichterische Auferstehung feiern."

Hamburger Fremdenblatt

„Dieses Buch lebt wie der ‚Paracelsus' mitten in seiner Welt. Alles in allem ein Buch, in dem über die Zeit der Mystik und damit über eine in unserem Geistesleben entscheidende Zeit Gültiges und dichterisch gesehen Vollkommenes gesagt wird. Die Fäden, die sich spinnen, gehen und wirken bis in unsere Zeit. Kolbenheyer hat mit diesem großen und tiefen Buche dem deutschen Volke viel gegeben." NS3-Rheinfront

„Ein dichterisches Werk, das wie dieses vom schicksalhaften Ringen unseres Volkes unwiderlegliches Zeugnis ablegt, wird nicht nur für diese Stunde gelten, sondern im geistigen Raume unserer Nation für alle Zeiten lebenskräftig bleiben." Völkischer Beobachter

---

Albert Langen / Georg Müller / München

E. G. Kolbenheyer

Paracelsus

Die Kindheit des Paracelsus

Das Gestirn des Paracelsus

Das dritte Reich des Paracelsus

Gesamtauflage 138000

In Leinen je RM 8.50

Die drei Bände zusammen in Geschenkkassette RM 24.–

„Diese drei Bände werden ihren besonderen Wert in der Geschichte des deutschen Schrifttums behalten. Man kann nicht leicht zuviel des Lobes über dieses Werk sagen, das mit einer ungeheuerlichen Innerlichkeit die Tragödie eines deutschen Genius gestaltet. Wenn man irgendwelche Bücher ‚deutsch' im schönsten und höchsten Sinn nennen darf, so die des Dichters Kolbenheyer. Unwillkürlich überträgt man die Worte, die er seinem Helden ins Grab mitgibt: ‚Ecce ingenium teutonicum', auf den Dichter selbst." Münchener Zeitung

„Kolbenheyer hat das Buch des ewigen Deutschen geschrieben. Er schrieb es mit männlich starker Gestaltungskraft und in einer eindringlich starken Sprache, die den Geist des Mittelalters wunderbar lebendig werden läßt." Braunschweiger Neueste Nachrichten

„Aus einem dämonischen Zwang war es Kolbenheyer bestimmt, dieses Werk zu schaffen, und es ist damit ein Werk aus dem Schoße unserer Not gebrochen, auch nur vergleichbar den Lebenswerken der Reformationszeit. Kein deutscher Roman kommt diesem an visionärer Gestaltungskraft gleich, keiner lotet in solche Tiefen der deutschen Seele hinunter, keiner steht so freien Auges auf schwindelnden Gipfeln des deutschen Geistes." Conrad Wandrey

---

Albert Langen / Georg Müller / München

L. G. Kolbenheyer

Romane und Novellen

Meister Joachim Pauſewang
Roman aus der Zeit Jakob Böhmes
Geſamtauflage 87 000. 420 Seiten. In Leinen RM 5.–

Amor Dei
Roman
40. Tauſend. 366 Seiten
In Leinen RM 6.–

Montſalvaſch
Roman
17. Tauſend. 360 Seiten
In Leinen RM 6.50

Das Lächeln der Penaten
Roman
56. Tauſend. 269 Seiten
In Leinen RM 6.50

Reps, die Perſönlichkeit
Roman in einer kleinen Stadt
11. Tauſend. 236 Seiten
In Leinen RM 4.50

Kämpfender Quell
Das Karlsbadbuch
Mit acht Originalholzſchnitten
von Prof. W. Klemm
In Leinen RM 7.50

Alhalibama
Drei Erzählungen
13. Tauſend. 248 Seiten
In Leinen RM 4.50

Weihnachtsgeſchichten
15. Tauſend. 148 Seiten
In Leinen RM 3.80

Karlsbader Novelle
Die Kleine Bücherei Nr. 32
60. Tauſend. 78 Seiten
Gebunden 80 Pfg.

Die Begegnung auf dem Rieſengebirge
Die Kleine Bücherei Nr. 4
90. Tauſend. 67 Seiten
Gebunden 80 Pfg.

Klaas N, der große Neutrale
Novellen
Die Kleine Bücherei Nr. 71
20. Tauſend. 81 Seiten
Gebunden 80 Pfg.

Dramen

Gregor und Heinrich
Schauſpiel. 24. Tauſend
Geheftet RM 2.20, in Leinen RM 3.50

Heroiſche Leidenſchaften
Die Tragödie des Giordano Bruno
24. Tauſend
Geheftet RM 2.20, Halbleinen RM 3.30

Die Brücke
Schauſpiel. 35. Tauſend
Geheftet RM 2.20, Halbleinen RM 3.30

Jagt ihn – ein Menſch!
Schauſpiel. 16. Tauſend
Geheftet RM 1.40, gebunden RM 2.20

Das Geſetz in dir
Schauſpiel. 7. Tauſend. Geheftet RM 1.40, gebunden RM 2.20

Albert Langen / Georg Müller / München

L. G. Kolbenheyer

Gedichte

Lyrisches Brevier
Mit einem Bildnis des Dichters
7. Tausend. 140 Seiten
Halbleinen RM 4.80

Deutsches Bekenntnis
Unser Leben
Dichtungen für Sprechchöre
Kartoniert 40 Pfg.

Philosophische Schriften und Aufsätze

Die Bauhütte
Elemente einer Metaphysik der Gegenwart
Zur Zeit vergriffen

Stimme
Eine Sammlung von Aufsätzen
5. Tausend. 172 Seiten
Kartoniert RM 4.60, Halbleinen RM 6.–

Neuland
Zwei Abhandlungen. 167 Seiten
Kart. RM 5.–, Halbleinen RM 5.80

Lebenswert
und Lebenswirkung
der Dichtkunst in einem Volke
Kartoniert 80 Pfg.

Arbeitsnot und Wirtschaftskrise,
biologisch gesehen
Kartoniert RM 1.20

Der Lebensstand
der geistig Schaffenden
und das neue Deutschland
10. Tausend. Kartoniert 80 Pfg.

Die volksbiologischen Grundlagen
der Freiheitsbewegung
15. Tausend. Kartoniert 40 Pfg.

Unser Befreiungskampf
und die deutsche Dichtkunst
Rede, gehalten an deutschen Hochschulen im Frühjahr 1932. 8. Tausend. Geh. 75 Pfg.

Wie wurde
der deutsche Roman Dichtung?
Kartoniert 50 Pfg.

Die sensorielle Theorie
der optischen Raumempfindung
Abhandlung
(Verlag von J. A. Barth) vergriffen

*

Wahrheit des Lebens
Worte aus seinen Werken
Die Kleine Bücherei Nr. 100. 20. Tausend. Gebunden 80 Pfg.

Biographisches

Conrad Wandrey
Kolbenheyer
der Dichter und der Philosoph
Geheftet RM 5.50, in Leinen RM 7.50

Conrad Wandrey
Kolbenheyer
im neuen Deutschland
Kartoniert 50 Pfg.

Albert Langen / Georg Müller / München

Satz und Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

16Nov'49 J R

LD 21–100m-9,'48(B399s16)476

800 K
Kolbenheyer, E. G.
AUTHOR
Das gestirn des Paracelsus.
TITLE
DATE

YC160437

LIBRARY
Office of Strategic Services